Hessische Blätter für Volkskunde

Hessische Vereinigung für Volkskunde







Hessische Blätter für Volkskunde

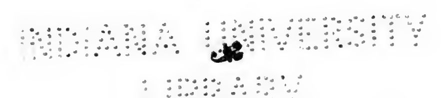
(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der
hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm und Hugo Hepding.

Band VI



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1907

Inhalt.

Abhandlungen. Seite

Kleinere Mitteilungen.

Bücherschau.

Umfragen.

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VI 1907 Heft 1

Die Baumkircher- oder Blasiusgesellschaft zu Laubach.

Von Landgerichtsrat O. Schmeckenbecher, Gießen.

In der Gemarkung Laubach sind die Grundstücke mehrerer untergegangener Dörfer enthalten, deren Bewohner vor Jahrhunderten nach Laubach übersiedelten — der Sage nach, weil ein Bischof von Fulda ihre Dörfer zerstört habe, in Wahrheit ganz freiwillig und ohne eine solche Nötigung. Die Zuwanderer haben in ihren neuen Wohnsitzen geschlossene Gemeinwesen gebildet, zusammengehalten durch das fortdauernde gemeinschaftliche Eigentumsrecht an der Allmende der alten Heimat. Solche Dörfer werden uns fünf namentlich genannt: Rutharдshausen, Hartmannshausen, Oberseen, Kreuzseen und Baumkirchen. Während aber die Erinnerung an die vier erstgenannten sich jetzt nur noch in Gewannnamen erhalten hat, und die Nachkommen ihrer einstigen Bewohner völlig unterschiedslos in der Gesamtheit aufgegangen sind, lebt die alte Gemeinde von Baumkirchen noch heute in der sogenannten Baumkircher- oder Blasiusgesellschaft in Laubach fort. Über sie besitzen wir eine ältere Publikation: W. Matthaei, die Baumkircher Gesellschaft zu Laubach, Archiv für hessische Geschichte Bd. XIV, S. 667 ff.; weiteres findet sich in einem Aufsatz von Friedrich Graf zu Solms-Laubach über das Amt Laubach in seinem früheren und späteren Bestande, Archiv für hessische Geschichte Bd. XV. Außer dieser Literatur haben dem Verfasser noch die Aufzeichnungen der Gesellschaft und ihre bis zum Jahre 1549 reichenden Rechnungsbücher im Original vorgelegen.

Die Gesellschaft besteht heute noch aus den 36 Besitzern der alten Baumkircher Wiesen, die zugleich das Recht der Mitbenutzung des alten Baumkircher Weidelandes haben, das noch jetzt alljährlich am

Blasiustage (3. Febr.) wechselnd in 15 Losen unter den Anteilberechtigten durch den Schultheiß verlost wird. Wie es bei dieser jährlichen Versammlung und dem sich daran anschließenden Mahl zugeht, mag man bei Matthaei nachlesen. Niedergelegt sind alle für die Organisation und die Geschäftsordnung der Gesellschaft maßgebenden Bestimmungen in „Der Baumkircher Gesellschaft Gebräuch, Recht und Ordnung" vom Jahre 1701. Diese Bestimmungen, die in ihrem authentischen Wortlaut noch nicht publiziert sind, lauten folgendermaßen:

Der BaumKircher Gesellschaft Gebräuch, Rechte und Ordnung.

1. Uff Blasijtag vor 11 Uhr müssen alle Baumkircher beyeinander seyn, und ihre Zinßen und Schuldigkeiten entrichten und liffern, wann aber die Glok außgeschlagen und einer seine Zinß nicht erlegt hat, wird er umb ein halb mas Wein gestraft.

2. Dieweil auch die Sämtliche Baumkircher nicht allein in anno 1577 und hernach anno 1580 verabredet und geschlossen, daß wer sein Weydtheil zu Häu oder Grummat nicht selbst machen wolle, derselbe solches niemanden alß einem unter der Geselschafft verkaufen solle, oder wird darumb gestrafft, so wird es nochmals dabey gelassen.

3. Nachdem auch die Junker zu Merlaw jährlich 6 fl. pension von der Gemeindeweyde zu BaumKirchen zu fordern gehabt, und aber davon 1/2 fl pension theilß in anno 1605 schon anderwerts verhandelt, welche itzo an Herrn Thomas Besser, der 3 fl. und die Frau Schellenbergerin, so 1 1/2 fl. davon hat zu fordern, Kommen sind, und also Junker Ernst zu Merlaw itzo nicht mehr alß nur noch 1 1/2 fl. (: alles Kleine gülden zu 27. albs:) davon pension bekomt; wer nun von dießen 6 fl. pension zu fordern hat, der muß jährlich auf dem Blasijtag erscheinen und seine pension gegen quittung abholen, müssen auch von solchen 6 fl. der Geselschaft vier mas Wein, was er beim Zapfen gilt, so bald geben oder sich abziehen lassen; Wann sie dießen tag versäumen, so gesteht man ihnen nichts davon.

4. Wann die Weg zumachen oder der Wassergraben geräumt werden soll, müssen alle BaumKircher uf des Schultheißen geheiß nach folgen uf den Baum-Kircher Kirchhoff bey straf einer maß Wein.

5. Wann aber einer des morgens die stund, worauf er geheißen worden, versäumt und beym umbruffen nicht da ist, muß ein ächt mas Wein zu straf geben.

6. Das Schultheißen Ambt gehet wie von alters hero uf der reyhe, daß ein jeder ein Jahr die Verwaltung hat, die Zinßen einzunehmen und davon außzurichten, auch alle Notturfft bestelt, muß auch was die BaumKircher zum besten haben, beneben dem nechst geweßenen Schultheißen uftragen lassen und den Tag hernach der Geselschafft über Einnahm und Außgab Rechnung thun.

7. Wann die BaumKircher dasjenige, so sie zum Besten, verzehren, dörffen Keine Weiber oder Kinder darzu Kommen oder in die Stuben gehen bey einer halb Wein straf; doch gibt man einer Wittib ein mas Bier und vor 8 ₰ Wek, welches sie ablangen lassen muß.

8. Eß darff sich auch Keiner bei solcher ZusammenKunfft von den BaumKirchern ungebürlich weder mit worten, oder werken verhalten, oder wird nach der Zehrung umb ein halb Wein gestrafet.

Deßgleichen

9. Wer ein Gezänk oder streit, scheltwort gebraucht oder schlägerey anfängt, der wird nach Erkantniß des Schultheißen und der Siebener gestraft, darf sich auch derselbe nicht waigern, sondern umb moderation bitten, undt was ihm uferlegt, geben.

10. Weil auch anno 1577 dem Stattknecht verwilliget worden, uf dem Rahthauße bey den Baum-Kirchern zu sein, helfen ufzuwarten und mit zu genießen, was ihm zugereicht wird, so lassen es die BaumKircher auch dißesmahl dabey bewenden.

10. Dieweiln auch in Annis 1610 und 12 bei den BaumKirchern verabschiedet und geschlossen worden, daß hinfürter Keiner in solche Gesellschafft soll ahngenommen werden, er habe denn zum wenigsten ein Viertel Wiessen, so Zinß ins BaumKircher Geschoß gibt und auch die Wießen darin gehörig seyn. Waß nun vor Wießen darinn gehörig und Zinß geben, sollen zu Künftiger nachricht hierinnen specificirt und eingeschrieben werden.

12. Ebener maßen ist auch anno 1610 verabschiedet worden, daß diejenige, so 4 ₰ geben, und itzo Haufengeld genant wird, nicht mehr alß einen Stamm oder einen BaumKircher machen sollen, die Wießen seyn gleich größer und halten mehr alß ein Viertel, worbey es auch, dießer beyden Posten wegen, die BaumKircher hin füro es beständig verbleiben lassen wollen.

13. Wer bey der BaumKircher Gesellschafft uf Blasij billiger Ursachen halber gestraft wird, soll seine straf gutwillig geben, wer sich aber waigert, und wiedersetzet, soll so lang Keines weydtheilß genießen auch nicht mit loßen.

14. Wann aber die BaumKircher beynn wegmachen oder sonsten straffällig werden, solches bleibt Grflr. Herrschafft zu strafen bevor, dann die Gesellschaft, ohne was uf Blasijtag vorgehet, solches nicht zu strafen hat.

15. Soll ein jeder, der new zu der Gesellschafft Komt 15 albs uf Blasijtag ahn Hänsel Gelt erlegen, wie solches auch anno 1612 verabschiedet worden.

16. Nachdem in Anno 1602 die BaumKircher Geselschafft sich dahin Vereyniget, daß die waydtheiler uf der Reyhe, wie die BaumKircher in der Statt wohnen Verloßet werden sollen /: da sie solche vorher in drey Rott Vertheilt gehabt :/ und es auch bißhero im brauch also geblieben, soll es hin Künfftig auch also gehalten werden.

17. Wann aber einer, der in die BaumKircher Geselschafft gehörig, außerhalb und nicht in der Statt Laubach wohnet, so Bekomt er Kein weydtheil, wann er aber wieder in Laubach zu wohnen Komt, so hat er alßdann sein Recht wieder, wie zuvor und andere BaumKircher.

18. Wann auch einer von den BaumKirchern stirbt, und hat schon im loßen ein weydtheil über Kommen, auch schon den WeinKauff gegeben, aber noch Kein Häu gemacht, und die wittib /: wann er eine verlässet :/ die wießen davon er BaumKircher geweßen nicht in ihrem Gebrauch behält, so fält sein waydtheil zurück ahn den, der nach vorigem loß in der reyhe der erste ist, undt gibt des Verstorbenen Erben die 3 albs WeinKauff /: wenn sie gegeben gewesen :/ wieder zurück und machet des Verstorbenen Waydtheil.

19. Were es auch, daß einer seine wießen wovon 4 ₰ Haufengeld gegeben werden, nacher Freyensehn Verkauffte oder Vertauschte, /: wie vorher geschehen gewesen :/ und der Inhaber die 4 ₰ Haufengeld nicht alle Jahr richtig lifferte, sondern drey Jahr ohnentrichtet vorbey gehen ließe, so soll dießelbig wießen, ob sie schon hernach wieder nacher Laubach Kähme, ihr BaumKircher Recht Verlohren haben, und in die Geselschafft nicht wieder ahngenommen werden.

20. Eß stehet auch den Sämtl. BaumKirchern frey, die Zinßen von denen 15 Waydtheilen entweder zuerhöhen oder zu-

ringern wann sie solches vor gut befinden, maßen dann von anno 1577 biß 1602 die BaumKircher in drey Rott getheilt worden und also die wayde jährlich umb 13 fl. gehabt, doch aber ein jeder Rottgesell 3. albs wein Kauf darzu geben müssen; weilen aber die geselschafft sich vermehret, haben sie in anno 1603 solche weyde außsteinen lassen, und 14. loß daraus gemacht, dergestalt, daß das erste Halbtagwerk und das letzte tagwerk ein loß geben, auch auf jedes loß ein gewiße Zinße gesetzt;

alß uf irst besagtes erste halbtagwerk
und das letzte tagwerk . „ 34. albs 7 ₰
ufs erste tagwerk . . . „ 32. albs 5 ₰
ufs 2te auch . . . . „ 32. albs 5 ₰
ufs3 te auch . . . . „ 32. albs 5 ₰
auf das 4te . . . . . „ 25. albs 7 ₰
und dann auf die Neun
übrige auf jedes . . . . 21. albs 3 ₰
— 13. fl. ad 27. albs.

Welche Zinß von der Zeit biß ad annum 1669 da von jederm loß 3. albs 3 ₰ abgethan worden, blieben ist 11¼ fl.: Ao 1686 hat mann wieder die Zinß geändert und auß den 14. loßtheilen 15. gemacht, so auch noch biß dato geblieben ist; und itzo von solchen erhebet — 12 fl. ad 27 albs oder weilen die Kleinen fl. nicht mehr paßiert werden — 10. fl. 24. albs ad 30. albs.

Was aber der BaumKircher Weg betrifft, so wird alle Blasijtag von der Gesellschafft daruff gestrichen, und wer den letzten Strich thut, dem wird er gelassen, wie hoch er nun gestrichen ist, das muß auf Kommenden Blasijtag bezahlt werden.

21. Wann nun der zeitige Schultheiß die Zinßen beysammen, so muß er davon in die Renthereÿ gegen Quittung liefern — 3. fl. 5. albs 6. ₰ und dem Renthmeister 20. ₰ schreibEnglisch, und zwar solches vor 12. Uhr Vormittag geliefert sein, wann es aber nach 12. Uhr geliefert werden sollte, so muß man es doppelt geben, wornach sich der Schultheiß zurichten hat. Darnach gibt man itzo 2. fl. 21 albs Hn Thomas Bessern Wbe /: wovon sie die Gesellschafft zwo mas wein, wie er beym Zapfen gilt, zurückgeben muß :/ Junkher Ernsten zu Merlaw — 1 fl 10½ albs /: davon Er der Gesellschafft ein mas Wein, gleichfallß zurückgeben muß :/ Und der Fr. Schellenbergerin auch 1 fl. 10½ albs pension, so auch ein mas wein zurückgeben muß, sind alle itzo zu guten fl. gerechnet ad 30 albs, wie hievon forn im 3 §

schon gedacht worden: Und dann gibt mann dem zeitigen Pfarrer zu Gonterskirchen 13 albs 4. ₰.

22. Waß nun nach solchen Ausgaben übrig bleibt, ist der Sämtl.n Geselschafft anzuzeigen, darauf werden aus derselben Sieben Glieder /: welche mann Siebener nennet :/ hinaus gefordert, die müssen erkennen und beschließen, wieviel die Geselschafft davon zum besten haben und was auf das wegemachen und andere Notdurfft zurückgeleget werden solle; welchem dann also was solche Siebener erkant würklich nachgelebet werden muß.

23. Den andern tag (nach Blasijtag) muß der Schultheiß Rechnung thun, und werden auch diejenige, welche sich vorigen tags in worten oder werken ungebürlich gehalten, gestraft, welche Strafe auch von den Siebenern erkant wirdt.

Hierunter die Nachschrift,

Die unterm artical 3 stehenden 3 fl. von Thomas Beßer u. 1½ fl. von Fr. Schellebergerin sind an gnädigste Herrschaft verkauft worden, wo von aber 3 mas wein jeder zu 10 albs gerechnet zurück behalten werden, bleibt also noch an gnädigste Herrschaft zu zahlen 3 fl. 15 alb. NB. der fl. zu 30. albs.

Die Wiesen konnten, wie Art. 19 zeigt, auch an Auswärtige verkauft werden. Die Käufer mußten dann die vorgeschriebene Abgabe „das Haufengeld" entrichten, sie erwarben aber offenbar kein Anrecht auf Mitbenutzung des Weidlands: das Baumkircher Recht dieser Wiesen ruhte, solange sie in fremdem Besitz waren, völlig erlosch es nur — und wurde dann auch bei Rückfall in den Besitz eines Laubachers nicht restituiert — wenn der auswärtige Besitzer drei Jahre lang das Haufengeld nicht zahlte. Neuerdings sind nun durch die Versammlung vom 3. Februar 1900 die Bestimmungen über den Verkauf von Baumkircher Wiesen schärfer formuliert worden, indem bestimmt wurde, „daß von nun an alle Grundstücke, welche Weidteilsrechte besitzen, bei dem Übergang an andere Besitzer, welche nicht in Laubach wohnen, ihr Recht an das Vermögen und der Rechte der Gesellschaft verlustig sind," daß dieselben kein Recht auf Bezug eines Weidteils haben.

Interessant ist es nun, wie der moderne Staat sich mit diesen aus alter Zeit überkommenen Besitzverhältnissen abgefunden hat. In dem am 23. Jan. 1857 legalisierten Grundbuch waren sie eingetragen im Laubacher Walddistrikt II in Flur XII als Nr. 70, 74,

77 und Flur XIII als Nr. 10—24 mit der Bezeichnung Wiese Kreutzseengrund, XII Nr. 74 und 77 Wiese der Weidteiler. Bei jedem der 36 Grundstücke war zugesetzt „mit Baumkircher Recht".

Bei der Anlegung des neuen Grundbuchs im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Grundbuchordnung trat nun die Frage auf, wie das hier vorliegende Rechtsverhältnis zu beurteilen und zu behandeln sei.

Daß die Eigentümer der berechtigten Wiesen als Miteigentümer der Blasiuswiesen eingetragen würden, war ausgeschlossen, denn der Übergang und die Auflassung der berechtigten Stücke hat auch die Mitgliedschaft zur Blasiusgesellschaft zur Folge, ohne daß es bezüglich dieser Anteilsberechtigung an den Blasiuswiesen eines Veräußerungsgeschäfts bedarf. Es kann auch von keinem zu Gunsten der berechtigten Wiesen etwa bestehenden vererblichen und veräußerlichen Nutzungsrechte die Rede sein, denn der Berechtigte hat darüber hinausgehende Miteigentumsrechte an den Blasiuswiesen. Zweifellos wären die 36 Eigentümer der berechtigten Wiesen befugt, die Blasiuswiesen zu verkaufen, zu versteigern und den Erlös unter sich zu verteilen. Sie bilden die historischen Nachfolger der früheren Baumkircher Gemeindemitglieder und Grundbesitzer und ihre Berechtigung an den Blasiuswiesen stellt sich dar als das Recht der Markgenossen am Markboden, an die Allmende. Die Allmendgrundstücke selbst stehen im Eigentum der Blasiusgesellschaft als solcher, einer Art Realgemeinde mit juristischer Persönlichkeit und eigentümlichen Berechtigungen der Einzelnen, die an sich aber doch nichts anderes ist, als das Gemeindegut des eingegangenen Ortes Baumkirchen. Aus diesen Erwägungen erscheinen dann auch die hier fraglichen Grundstücke im neuen Grundbuch unter dem Titel: Die Baumkircher oder Blasiusgesellschaft zu Laubach, auf dem Blatte der berechtigten Grundstücke aber ist im Interesse der Rechtssicherheit bei jedem Grundstücke der Zusatz beigefügt: Mit dem Eigentum ist die Mitgliedschaft der Baumkircher oder Blasiusgesellschaft zu Laubach verbunden."

Damit ist der Gesellschaft und ihrer ganzen Einrichtung, die Jahrhunderte überdauert hat und um einen Teil der Laubacher Bewohner ein festes Band der Zusammengehörigkeit schlingt, bei deren Jahresfest am Blasiustage alte Sitten und Gebräuche streng beobachtet werden, der Fortbestand unter dem neuen Rechte gesichert und eine Rechtskuriosität aus alter Zeit auch noch der Zukunft erhalten.

Nachwort der Redaktion. Man wird diese Regelung mit umso größerer Freude begrüßen, als leider auch heute noch bei den Behörden durchaus nicht immer das Verständnis dafür vorhanden ist [1]), daß derartige Rechtsaltertümer, Sitten und Bräuche ebenso gut Denkmäler sind, die Schutz beanspruchen können, als Gebäude und Kunstwerke aller Art.

Die Blasiusgrundstücke sind nicht die einzigen Reste alten Gemeinbesitzes in Hessen. So liegen in der Gemeinde Hainchen bei Altenstadt 56 Wiesenstücke, die seither im Grundbuch als „grummetpflichtig" eingetragen waren. Deren Eigentümer hatten nur die erste Ernte, die Heuernte; das Recht des zweiten Schnittes, die Grummeternte, dagegen bildete für sämtliche Wiesen einen Vermögenskomplex, dessen 28 Teile, sog. Lose, jährlich unter den Losinhabern verlegt wurden. Die Lose selbst wurden im Rechtsverkehr wie Grundstücke behandelt, waren vererblich und veräußerlich in der Form der Kauf- und Übergabsverträge unter der Bezeichnung „ein Grummetlos", wurden im Grundbuch und in dem in demselben befindlichen Lastenverzeichnis, wenn noch mit dem Kaufpreis belastet, als „beschränkt" eingetragen und mit anderen Grundstücken in Hypotheken verpfändet. — In vielen Gemarkungen in Oberhessen besteht die Einrichtung der Wechselwiesen; das bedeutet, daß die Eigentümer verschiedener Wiesen in der Beerntung untereinander abwechseln: so wechselten in der Gemarkung Queck bei Schlitz sechs Eigentümer von sechs nebeneinander liegenden Wiesen in der Weise ab, daß jeder im Laufe von sechs Jahren nach einander die sechs Wiesen beerntete. In anderen Fällen wechseln mehrere Eigentümer jahrweise mit der Beerntung einer Wiese ab.

Hoffen wir, daß diesen „alten Rechtsdenkmälern" bei Anlegung des neuen Grundbuchs derselbe Schutz zu Teil wird wie der Blasiusgemeinde zu Laubach.

---

[1]) Vgl. Band III, S. 13 und 198.



Seele und Kerze.[1])

Von Prof. Dr. B. Kahle, Heidelberg.

In der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde ist verschiedentlich (2, 208; 3, 366; 15, 347. 438) auf den Glauben hingewiesen worden, daß das Verlöschen, das mehr oder weniger starke Flackern der Altarkerzen von Bedeutung für das Leben von Menschen ist, die irgendwie mit diesen Kerzen zu tun haben, vor allem für den Priester und für das vor den Kerzen stehende junge Paar, das getraut wird. Vogt, 3, 366, hat diesen Glauben auch schon in Beziehung gesetzt zu anderen Vorstellungen, zur Geburtstagskerze, zum Silvesterlicht und zur Feuerscheibe: „wie man in der Flamme des Geburtstagslichtes oder am Silvesterabend in den schwimmenden Kerzchen das Lebensschicksal geliebter Personen vorgebildet sieht, so konnte auch die fliegende Feuerscheibe als Lebensorakel dienen.“ Vogt handelt von dem Scheibenschlagen bei den Frühjahrsfeuern. Inwieweit nun wirklich parallele Auffassung bei den Feuerscheiben mit den vorher zusammengefaßten Anschauungen vorliegt, sei dahingestellt. Daß aber diese selbst unleugbar zusammengehören, scheint gewiß. Ich bin nun diesem Vorstellungskreis etwas nachgegangen und lege das Ergebnis meiner Untersuchung sowie meine Sammlungen, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, im folgenden vor.

Wie bekannt, ist eine der Haupterscheinungsformen der vom Körper lösbaren Seele die als ein Hauch. Die Stoa lehrte, daß das πνεῦμα, „der Atem“, ein Hauch oder ein Feuer, oder aber genauer ein feuriger Hauch sei, „der sich in ähnlicher Weise durch den Körper verbreiten und den Körper zusammenhalten soll, wie sich die Seele der Welt durch die Welt verbreitet und zusammenhält.“ So ist auch der Geist nach dieser Lehre ein feuriger Hauch. Man ging dabei aus von der Lebenswärme, der wir Leben und Bewegung verdanken[2]). W. Wackernagel hat dann aufmerksam gemacht auf die scintilla der anima bei Tertullian, auf den Funken der Seele bei den Mystikern des Mittelalters[3]).

---

[1]) Vortrag, gehalten im Badischen Verein f. Volkskunde (Heidelberg) in Heidelberg am 5. Dezember 1906.

[2]) Zeller, Die Philos. d. Griechen³ III, 1, S. 194ff. A. Dieterich, Mithrasliturgie, S. 116ff.

[3]) Zeitschr. f. deutsch. Altert. 6, 284. Einige Stellen des alten Testaments könnten vielleicht in diesem Sinne verwertet werden, wie es Wackernagel tut,

Dieser feurige Hauch der Stoa ist nun nichts viel anderes als eine Flamme, und von da ist kein weiter Schritt zu der Vorstellung, daß die Seele irgend ein brennender Körper, ein Licht sei. In zwei mhd. Gedichten wird das Leben, die Sache selbst, als brennendes Licht gedacht: bî liehter sunnen dâ verlasch manegem Sarrazîn sîn lieht, Willeh. 416, 14; und und sluoc in daz im muoste daz lieht erleschen, Lohengr. 133. „Damals wohl noch ein gedachteres Wort als jetzo die Redensart vom Ausblasen des Lebenslichtes." Wackernagel erinnert auch an die griechische Darstellung des Todes mit der umgestürzten verlöschten Fackel und lehnt mit Recht die Deutung ab, daß wir es in den angeführten Fällen nur mit einem Sinnbild zu tun haben, in dem das dahinschwindende Licht die Vergänglichkeit des Lebens bedeutet. Es liegt die reale Vorstellung vor, „daß die Seele des Menschen ganz eigentlich elementarisches Feuer sei" [1]).

Ähnliche Anschauungen treffen wir z. B. auch im heutigen armenischen Volksglauben. Die Verstorbenen erfreuen sich im Paradiese „in Lichtern", ja die Seele erscheint nach dem Tode direkt als „kugelförmiger Lichtklumpen". Sie ist „Licht oder Glanz". Sie kommt bei der Geburt des Menschen vom Himmel herab und wohnt als Lebensprinzip in der linken Seite oder im Herzen desselben. So lange sie im Leib ist, hat sie unbestimmte Gestalt oder ist eine Lichtkugel. Die Kinderseelen nur bleiben die ersten zehn Jahre licht und weiß, sonst werden die Seelen der Erwachsenen immer dunkler und schwärzer. Und wie es glänzende, weiße Seelen und schwarze, finstere, schattenähnliche gibt, so auch feurige, glänzende Geister und rauchartige, schwarze, die gut resp. böse sind. Die Geister werden als feurig, vom Feuer herrührend, aufgefaßt [2]).

Solch feurige Gestalt der Seelen und feurige Geister kennt nun auch der germanische Volksglaube zur Genüge: umherirrende Seelen erscheinen in feuriger Gestalt, besonders als Irrlicht, dän.

---

doch versichern mich Kenner wie A. Merx und C. Bezold, daß sie nur bildlich aufzufassen sind, daher lasse ich sie außer Acht. Es sind: 1. Kön. 11, 36; 15, 4, 2. Sam. 14, 7; 21, 17. Ferner Hiob 18, 5—6. 18; 21, 17; Ps. 18, 29, Sprüche Sal. 20, 20; 24, 20, deren Nachweis ich C. Bezold und C. Christ danke.

[1]) Wackernagel, a. a. O. 282 ff.

[2]) Manuk Abeghian. Der armenische Volksglaube. Jen. Dissert. Leipzig 1899, S. 9 f. u. 15 f.

lygtemand, blaasmand, vättelys; schwed. lyseld und lyktgubbe. Auch in England kennt man sie, doch unter weniger charakteristischem Namen[1]). Zahlreich sind die als feurige Männer umgehenden Grenzverrücker und ähnliche Figuren der Volkssage[2]). Der Siebenbürger Sachse in Schäßburg stellt sich die Seele als Licht oder Fackel vor[3]). Daß die Seelen als Lichter erscheinen, findet sich auch im Märchen ausgedrückt. Im Märchen von Meisterdieb klebt der Dieb Krebsen Lichter auf den Rücken, läßt diese auf dem Kirchhof laufen und macht die einfältigen Pfarrer und Küster glauben, es seien die Verstorbenen, die ihre Knochen sammelten[4]). Erscheint in diesen Fällen die nach dem Dahinscheiden des Körpers völlig selbständig gewordene Seele als Licht, so haben wir nun einen anderen Vorstellungskreis zu betrachten, in dem das Licht in engstem Zusammenhang mit dem lebenden Körper steht: das außerhalb des Körpers befindliche Licht repräsentiert die Seele oder die Lebenskraft, ist diese selbst. Erlischt daher das Licht, muß der Mensch, zu dem das Licht gehört, sterben. Diese Anschauung prägt sich aus in dem bekannten Märchen vom „Gevatter Tod“[5]). Da sind beim Tod in der unterirdischen Höhle unzählige Lichter, „einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verlöschen einige und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und her zu hüpfen schienen. ‚Siehst du,‘ sprach der Tod, ‚das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in den besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen‘.“ Der Tod belehrt dann den Arzt, daß, sowie ein Licht ausgeht, der betreffende Mensch stirbt. Hierher gehört auch eine ukrainische Erzählung „dans l'autre monde“[6]). Ein Bauer wird im Traum von einem Engel ins Jenseits geführt. Dieser zeigt ihm eine große Zahl von Nachtlampen, von denen jede die eines bestimmten Menschen ist. Der, dessen Lampe noch viel Öl hatte, durfte noch lange leben, wessen Lampe aber nur noch wenig hatte, der mußte bald sterben. Der

---

[1]) D. M.[4], S. 763 ff. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 62 f., P. Herrmann, Deutsch. Myth., S. 10 f. Amersbach, Licht- u. Nebelgeister, Badener Progr. 1901.

[2]) Wuttke, Deutsch. Volksabergl.[3], § 761.

[3]) G. Schuller, Schäßburger Progr. 1863, S. 41.

[4]) Gebr. Grimm, K. u. H. 21; Simrocks Märchen 54, Bechsteins Märchen 21.

[5]) Gebr. Grimm, K. u. H., Nr. 44.

[6]) Kryptadia V, 5 S. 15.

Bauer sieht nun, daß in der seinigen nur noch wenig, in der seiner Frau aber sich viel befindet. Nach vielem Bitten erlangt er die Erlaubnis, seinen Finger in die Lampe seiner Frau tauchen zu dürfen, das Öl, das an seinem Finger hängen bleibt, darf er in seine Lampe träufeln. Der obscöne Schluß der Erzählung interessiert hier nicht. Es stellt sich ferner eine altisländische Erzählung hierher[1]). Gisli Súrsson wird im Traum in ein Haus geführt, wo er viele, wie wir annehmen müssen, verstorbene, Verwandte und Freunde sieht. Sie saßen an Feuern und zechten. Es waren aber da 7 Feuer, einige waren sehr herabgebrannt, andere ganz hell. Die weibliche Traumerscheinung, die ihn in das Haus geführt, erklärt ihm nun, die Feuer bezeichneten die Jahre, die er noch zu leben hätte.

Es darf in diesem Zusammenhang auch an die Meleagersage und die Nornagestssage erinnert werden, in denen das Leben des Helden bei der Geburt an ein Scheit Holz, resp. an ein Licht geknüpft wird. Ist dieses heruntergebrannt, ist auch sein Leben erloschen[2]). Ähnlich ist die niederländische Sage von einem Kaufmann, der einen Pakt mit dem Teufel abgeschlossen hat. Als nun die Zeit um ist, und dieser ihn holen will, erbittet der Kaufmann soviel Aufschub, bis ein Stümpfchen Licht herabgebrannt ist, weil er noch einiges ordnen wolle. Das gewährt ihm denn auch der Teufel. Da wirft der Kaufmann das Lichtchen in eine Grube, läßt Wasser darauf gießen und die Grube mit Erde zuschütten. So wird der Teufel geprellt[3]). Die Bitte des Kaufmanns erinnert an die Sitte, daß bei Steigerungen ein Licht brennt: sowie es erlischt, muß auch die Handlung ein Ende nehmen, wird auch diese gleichsam als Tod betrachtet.

Daß Leben und Licht zu gleicher Zeit erlöschen, geht auch aus der von mir Z. d. V. f. V. 15, 347 angeführten Scene aus Ibsens Kronprätendenten hervor, in der im selben Augenblick, in dem der Bischof Nikolaus stirbt, alle Lichter im Dom erlöschen. Freilich handelt es sich sonst immer um eine Kerze, während es hier eine Vielheit ist. Doch ist dies unwesentlich. Woher nun Ibsen diesen Zug hat, kann ich allerdings nicht sagen, aber er dürfte wohl auf volksmäßiger Grundlage beruhen. Ist

---

[1]) Tvær sögur af Gisla Súrssyni, her. K. Gíslason, Kopenh. 1849, S. 41, 126.

[2]) H. Wackernagel, a. a. O. 280 f.

[3]) Wolf, Niederl. Sagen, S. 544, Nr. 456; Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel, S. 105.

[4]) Wackernagel, a. a. O. 282.

dem so, dann ist es von Wichtigkeit, daß das Erlöschen der Kerzen in der Kirche nicht, wie sonst meistens, vorbedeutend, sondern gleichzeitig mit dem Tode des Bischofs ist. Wenn dies auch nicht ausdrücklich gesagt ist, scheint es mir doch aus der Stelle hervorzugehen: Die Mönche stürzen entsetzt aus der Kapelle und rufen: „Es lachte laut in der Ecke! Es schrie, wir haben ihn! Alle Lichter erloschen!" Drauf der König: „Eben starb Bischof Nikolas".

So drückt auch die kath. Kirche symbolisch bei der Exkommunikation den geistlichen Tod durch das Verlöschen aller Kerzen aus, so auch wird am Gründonnerstag, wenn Leiden und Sterben Christi ihren Anfang nehmen, eine Kerze nach der anderen verlöscht [1]). Die Beziehung der Kerze zur Seele hat sich auch im Kinderspiel gehalten. In dem bekannten Spiel „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" wird ein Licht herumgereicht; derjenige, bei dem es erlischt, muß ein Pfand geben. In Frankreich sagt man dazu „petit bon homme vit encore", so lange das Kerzchen brennt; endlich „petit bonhomme est mort", wenn es erlischt. Das Licht repräsentiert, wie Singer es ausdrückt, „die Seele des sterbenden Kindes" [2]), denn daß es sich bei diesem Spiel ursprünglich um ein solches handelt, hat Tylor [3]) wahrscheinlich gemacht. Auch hier würden wir also das gleichzeitige Erlöschen des Lebens und des Lichtes haben.

Die Identität der Kerze mit der Seele oder genauer der Lebenskraft, tritt auch im Zauberwesen klar hervor.

Eine der bekanntesten Arten des Zaubers ist, daß man eine Puppe oder ein Bild aus Wachs oder einem andern Stoff anfertigt, das eine bestimmte Person darstellen soll. Mit diesem Abbild nimmt man nun irgendwelche Handlungen vor, die der entfernten Person gelten sollen, man schlägt es, man sticht es besonders mit Nadeln, und kann so jener Person Schmerzen zufügen, ja sie töten [4]). Es tritt nun auch an Stelle des Abbildes die Kerze. In der Oberpfalz sticht das von ihrem Liebhaber betrogene Mädchen um Mitternacht in eine unter Beschwörungen angezündete Kerze einige Nadeln und spricht: „Ich stech das Licht, ich stech das Licht, ich stech das Herz, das ich liebe." Dann muß der Ungetreue sterben [5]).

[1]) W. Wackernagel, a. a. O. 282.

[2]) Z. d. V. f. V. 13, 168; vgl. Z. f. d. A. 6, 282.

[3]) Tylor, Primit. Cult. 1, 68 f.

[4]) Vergl. neuerdings Ebel, Hess. Blätter f. Volksk. 8, 130 ff.

[5]) Wuttke, Deutsch. Volksabergl., § 554.

Den Gebrauch des Lichtes mit Nadeln kannte auch eine alte Frau aus der Gegend der Stadt Wellington in Somersetshire, ohne daß jedoch näheres darüber mitgeteilt wird [1]). Aus Dietmarschen wird von einem kranken Kinde erzählt, das die Hexen „unter" hatten. Ein kluger Mann „nahm drei Talglichter, steckte sie dicht voll Knopfnadeln, hängte alle drei mittelst eines Bindfadens verkehrt um an die Zimmerdecke und zündete sie an. Jedesmal nun, wenn der Talg bis an eine Nadel hinweggeschmolzen, ließ die Hexe einen Schrei hören und endlich ließ sie das Kind los. Hätte sie das Kind nicht losgelassen, so wäre es ihr aber auch schlecht ergangen; denn wenn die Lichter aufgebrannt und die Hexe das Kind nicht freigegeben, so hätte sie ihren bösen Geist aushauchen müssen" [2]).

Hierhin gehört wohl auch der von Rumäninnen geübte Liebeszauber. Will eine solche einen Mann zur Liebe bringen, so zündet sie in einem stillen Raum eine Lampe an. Diese muß bis zur Erreichung des Zweckes brennen. In der Regel gelingt dies auch; verschließt sich aber der Betreffende hartnäckig und brennt die Lampe zu Ende, so muß er sterben [3]). Hier ist allerdings an Stelle der Kerze die Lampe getreten; wir trafen diese aber auch schon in der oben erwähnten ukrainischen Erzählung an. Auch sonst erscheint im Lichtzauber das Licht als Seele. Wenn in Landsberg a. W. ein Mädchen ihren zukünftigen Gatten sehen will, dann setzt sie in der Silvesternacht außer Brot und Messer auch ein Lichtstümpfchen auf den Tisch, das aber nicht länger als eine Minute brennen darf, „sonst ist die Seele zu lange vom Körper getrennt". Der Geist setzt sich dann auf den Stuhl vor dem Tisch, macht Bewegungen, als ob er Brot verteile . . und muß bleiben, bis das Licht erlischt [4]). Derselbe Brauch, und zwar in der Matthiasnacht, ist aus Lieberhausen im Bergischen belegt, nur daß hier das Mädchen außer dem Licht noch Waschschüssel und ein Handtuch bereit haben muß [5]). Hier zieht gewissermaßen das Licht den Geist des Betreffenden an, so lange dieses brennt, ist auch der Geist da.

Wir sahen, die ursprüngliche Anschauung war, daß die Seele selbst etwas feuriges ist, sei es nun ein feuriger Hauch oder irgend ein brennendes Etwas. Verläßt sie den Körper, mag es nun zeit-

---

[1]) Am Urquell 2, 92.

[2]) Ebd. S. 141 f.

[3]) Globus 9, 371.

[4]) Z. d. V. f. V. 1, 179.

[5]) Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 3, 63, Anm. 8.

weise sein oder für immer, als Geist, dann erscheint sie besonders als Flämmchen, als brennendes Licht. Von da kam man zu der Auffassung, daß die Seele des lebenden Menschen oder die Lebenskraft an ein irgendwo, z. B. in der Unterwelt gedachtes — wie in den Erzählungen vom Typus des Gevatter Tod — brennendes Licht geknüpft sei. Ein weiterer Schritt ist dann der, daß man das brennende Licht als Symbol auffaßte. So wird es zur Wahrsagung benutzt: aus dem früheren oder späteren Erlöschen kann man auf die Lebensdauer eines Menschen schließen; das Flackern und Rauchen der Kerzen wird bedeutungsvoll. Hier sind es denn vor allem die geweihten Kerzen, die Altarkerzen, die eine Rolle spielen, und zwar, wie vorhin beim Bischof Nikolas, für den Priester, dann aber auch für die Laien und zwar besonders bei der Trauung.

In Trappold in Siebenbürgen herrscht der Glaube, daß, wenn am Weihnachtsmorgen in der Frühkirche eine der Altarkerzen von selbst erlischt, binnen eines Jahres der Pfarrer stirbt [1]). Denselben Glauben, aber ohne Beziehung auf Weihnachten, kennt die Chemnitzer Rockenphilosophie [2]). Das gleiche gilt für Ostpreußen [3]).

Am meisten verbreitet aber ist die Meinung, daß von den vor dem Traualtar stehenden Brautleuten zuerst dasjenige sterben müsse, dessen Licht, d. h. das auf seiner Seite stehende, zuerst erlischt, oder auch wohl schneller brennt als das andere oder stärker qualmt. Diesen Glauben in der erst angeführten Form, hat schon, worauf Lammert, der ihn für Bayern belegt, hinweist, der Patriarch Chrysostomus ums Jahr 400 gekannt, wie aus seiner Erklärung des Korintherbriefs hervorgeht [4]). E. H. Meyer belegt dann diesen Glauben aus dem Hauensteiner Land in Baden [5]). Auch in Stupferich (Amt Durlach) und in Oberweier (Amt Ettlingen) ist der Glaube belegt [6]). Ferner weisen ihn nach: Wuttke aus Schlesien, Ostpreußen, Franken, Böhmen, Thüringen, der Wetterau [7]);

---

[1]) Schäßb. Progr. 1863, S. 22.

[2]) Grimm, D. M.[4] III, S. 439, Nr. 150.

[3]) Wuttke, Abergl.[3], S. 213.

[4]) Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern u. d. angrenzenden Bezirken, S. 155.

[5]) Bad. Volksl. im 19. Jahrh., S. 295.

[6]) Beantwortung v. Fragebogen in der Sammlung d. bad. Vereins f. Volkskunde (Heidelberg).

[7]) A. a. O. § 301.

Drechsler[1]) und Baumgart[2]) aus Schlesien; A. John[3]) und Laube[4]) aus Böhmen; Frischbier[5]) aus Ostpreußen; Reichardt[6]) aus Nordthüringen; Piger aus Iglau[7]); Reiser aus dem Allgäu[8]); Reinsberg-Düringsfeld[9]) aus der Schweiz. Auch in Slavonien hat man den gleichen Glauben, wie Krauß[10]) nachweist. In Bukarest werden die bei der Trauung verwendeten Kerzen nach der Hochzeit in eine ausgehöhlte Semmel gesteckt und man läßt sie ruhig nebeneinander abbrennen; vorher bezeichnet man sie als Mann und Frau. Lischt nun die des Mannes früher aus, so muß dieser auch notwendigerweise früher sterben als seine Frau[11]).

In der Oberpfalz treffen wir eine Variante: Geht während des Hochzeitsamts ein Licht vor der heiligen Wandlung aus, stirbt der Bräutigam zuerst, erlischt es nach der Wandlung, ist die Braut die erste. Ferner glaubt man dort, daß der zuerst stirbt[12]), auf den der Rauch der Kerzen zieht. Ähnlich ist der Glaube im Dorf Hemsbach (Amt Adelsheim in Baden)[13]).

Es wird aber auch sonst noch allerlei aus dem Brennen der Hochzeitskerzen geschlossen, was nicht in direkter Beziehung zur Lebensdauer steht. Je nachdem die Lichter hell oder trübe flackern, herrscht Glück oder Unglück in der Ehe[14]), so in Iglau[15]), in Thingau im Allgäu[16]), in der Oberpfalz (Einigkeit — zänkische Ehe)[17]), in Schlesien[18]), in Westböhmen[19]). Dort sagt man auch, in Grafenried und Silberberg, daß dasjenige, auf dessen Seite die Altarkerzen

---

1) Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, S. 261.
2) Z. d. V. f. V. 3, 147.
3) Sitte, Brauch u. Volksgl. im deutsch. Westböhmen, S. 144.
4) Volkst. Überl. aus Teplitz und Umgegend (Beitr. z. deutsch-böhm. Volksk. I, Heft 2) S. 31.
5) Urquell 1, 14.
6) Z. d. V. f. V. 13, 388.
7) Z. d. V. f. V. 6, 260.
8) Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus 2, 284.
9) Hochzeitsbuch, S. 110.
10) Sitte und Brauch der Südslaven, S. 396.
11) Globus 9, 371.
12) Hochzeitsbuch, S. 131.
13) Fragebogen des Bad. Ver. f. Volksk. (Heidelberg).
14) Wuttke, § 301.
15) Z. d. V. f. V. 6, 260.
16) Reiser a. a. O.
17) Hochzeitsb., 131.
18) Drechsler, a. a. O. S. 261.
19) John, a. a. O. S. 144.

während der Trauung flackern, das Regiment führen werde. Flackern sie auf beiden Seiten, gibt's in der Ehe Streit und Zank, weil jeder Herr im Hause sein will[1]). Brennen bei den Weißrussen die Kerzen hell, wird das Leben der Getrauten ein fröhliches, brennen sie schwach, ein stilles sein; knistern sie aber, wird es Streit und Unfrieden geben[2]). Ziemlich alleinstehend dürfte der in Martinszell im Allgäu herrschende Glaube sein, daß derjenige, dessen Kerze heller brennt, immer zuerst aufstehen muß[3]).

In Wolpadingen im Hauensteinischen nimmt die „Gälfrau" die nicht zu Ende gebrannten Kerzen in einem Korbe heim, also ähnlich wie in Bukarest, und hier werden sie nochmals angezündet. Heller, ruhiger Brand bedeutet eine glückliche Ehe, matter oder flackernder oder „Butzen und Räuber" am Docht Unglück[4]).

Keine Altarkerzen, sondern gewöhnliche Lichter spielen bei der Hochzeit der sächsischen Wenden eine Rolle. Die beim Hochzeitsschmaus vor dem Brautpaar stehenden Lichter dürfen weder geputzt noch ausgelöscht werden; wessen Licht länger brennt, der lebt länger[5]).

Ähnlich wird in Hakens pommerschen Provinzialblättern vom Jahre 1821 von den Kaschuben am Lebastrome berichtet[6]): „Die vor dem Brautpaar brennenden Lichter dürfen nicht geputzt werden, bis sie von selbst ausgehen, um nicht die Liebesflamme des jungen Ehepaars wegzuputzen, bevor sie im Tode gleichfalls von selbst verlischt." So stehen auch im Hochzeitshaus der Esten zwei Lichter vor dem Brautpaar auf dem Tisch, und wessen Licht zuerst erlischt, der stirbt zuerst[7]), gerade wie bei den Bauern in der Lüneburger Heide, wo die Lichter „Lebenslichter" heißen[8]). In Umbrien, in Novi Ligune, in Lomello und in den Langhe von Alba Monferrina betreten die Neuvermählten, jedes mit einem Licht, die Brautkammer und blasen sie entweder selbst aus oder lassen sie von der Mutter der Braut oder des Bräutigams ausblasen, und dasjenige muß zuerst sterben, dessen Licht zuerst ausgeht[9]). In Luzern glaubt man,

---

1) John, a. a. O., S. 144.
2) Urquell 2, 161.
3) Reiser, a. a. O.
4) E. H. Meyer, a. a. O., S. 295.
5) Wuttke, Sächs. Volksk.[2], S. 366.
6) Nach Tetzner, Die Slovinzen u. Lebakaschuben, S. 81.
7) Hochzeitsbuch, S. 15.
8) Z. d. V. f. V. 7, 40.
9) Hochzeitsbuch, S. 104.

wenn in der ersten Nacht zwei junge verheiratete Leute schlafen gehen, daß dasjenige, dessen Licht zuerst in derselben Nacht auslischt, früher stirbt[1]). In Eyba in Schwarzburg-Rudolstadt wurde bei der Hochzeit der Lichtertanz getanzt. Ein Platzknecht walzte langsam herum, in jeder Hand eine brennende Kerze tragend; die in der rechten bedeutete den Bräutigam, die in der linken die Braut. Brannten die Flammen hell, war es ein glückliches Zeichen, erloschen sie, hatte dies eine üble Vorbedeutung[2]). Es sei erinnert an den Fackeltanz, der noch heute bei Hochzeiten des Hohenzollernschen Hauses üblich, früher überhaupt bei vornehmen Hochzeiten und auch wohl in niederen Kreisen weit verbreitet war[3]), ohne daß mir jedoch über ein Orakel bei diesem etwas bekannt wäre. Bei den Polaben bilden die Kranzjungfern einen Kreis mit brennenden Lichtern auf der Diele, rechts die Verwandten der Frau, links die des Mannes. Beim Ehrentanz tanzen der junge Mann und die junge Frau sowie alle vier Trauleiter mit ihren Damen. Während dieses Tanzes laufen der junge Mann und die junge Frau um den Kreis und schlagen mit Taschentüchern die Lichter aus. Wer die Lichter seiner Kranzjungfern zuerst gelöscht bekommt, lebt am längsten[4]). Wessen Licht bei ihnen zuerst erlischt, der stirbt auch zuerst[5]).

An diesen Lichtertanz erinnert ein Lichtorakel, das die Kodjahs, ein in Java ansässiger muhammedanischer Stamm von Hindostanen, bei der Hochzeit haben. Drei Tage nach dem Opfermahl laufen zwei Leute mit brennenden Kerzen um das Ehepaar, das die Lichter gleichzeitig auszupusten versuchen muß; wessen Licht länger brennt, der wird die Herrschaft in der Ehe haben[6]).

Es mag hier auch noch auf altrömischen Hochzeitsbrauch verwiesen werden. Nach Festus[7]) entstand, wenn der Hochzeitszug am Hause des Bräutigams angelangt war, ein Kampf um die Weißdornfackel, die dem Zuge vorangetragen wurde. Sie wurde geraubt, damit nicht die Braut sie unter das Ehebett legen, oder der Mann dieselbe auf einem Grabe verbrennen könne, wodurch der frühzeitige Tod des einen der Ehegatten herbeigeführt würde.

[1]) Z. d. V. f. V. 11, 452.
[2]) Hochzeitsbuch, S. 159.
[3]) Vgl. Böhme, Gesch. d. Tanzes in Deutschland, S. 72 ff., S. 183.
[4]) Tetzner, Die Slaven in Deutschland, S. 370, Anm.
[5]) Tetzner, a. a. O. S. 372.
[6]) Mitt. d. anthrop. Gesellsch. in Wien 29, 265 f.
[7]) de verborum significatione p. 289 Müller.

„Hier berührt sich also", sagt Roßbach[1]), „die Hochzeitsfackel mit der Todesfackel; erlosch sie auf dem Grabe, so hatte sie gleichsam dem Leichenbegängnisse dessen gedient, dem sie vorher bei der Hochzeit geleuchtet hatte."

Auch in der ersten Angabe des Festus will Roßbach Beziehung auf die Totengebräuche sehen, indem er meint, daß dem hochzeitlichen Bett das Totenbett entgegengestellt wird, dem lectus genialis die Bahre, unter welche man bei der Verbrennung der Leiche die Fackel zu halten pflegte, die bei der pompa funebris leuchtet. Ob jedoch diese zauberische Handlung in den Kreis der betrachteten Bräuche gehört, erscheint mir zweifelhaft. Die Angabe des Servius dagegen[2]), es habe der Gedanke geherrscht, daß, wer der Fackel sich bemächtige, ein langes Leben haben werde, ist wohl zu diesem Vorstellungskreis zu rechnen. „Hier wird offenbar die Hochzeitsfackel als Lebensflamme gefaßt ... die gleiche Idee liegt aber den Nachrichten des Festus zu Grunde. Die Fackel ist die Lebensfackel, aber sie kann auch zur Todesfackel umgekehrt werden."

Aber nicht nur bei der Eheschließung sind die Altarkerzen von Bedeutung, sondern, in Mecklenburg wenigstens, auch bei der Konfirmation, dort und in Oldenburg auch beim Abendmahl. Wenn während der Konfirmation eins der Altarlichter erlischt, stirbt im selben Jahr eins der Kinder, die auf der Altarseite stehen, wenn während des Abendmahls, eine der dieses nehmenden Personen[3]).

In Neustadt in der Oberpfalz herrschte der Glaube, daß beim Gottesdienst der Toten auf dem Altar Lichter brennen, deren jedes ein lebendes Gemeindemitglied bedeutete. Derjenige, dessen Licht zuerst erlischt, muß zuerst sterben. Die Namen wurden dem zufälligen, lebenden Besucher von einem Toten mitgeteilt, der ihm bei der Tür entgegentrat[4]).

In Chotieschau, in Westböhmen, werden am Allerseelentage abends Hausandachten für die armen Seelen abgehalten. Hierbei werden für jeden Hausgenossen Kerzchen oder geweihte Wachsstöcke angezündet, und es wird so lange gebetet, bis sie erloschen sind. Wessen Licht am ersten erlischt, der stirbt vor den andern[5]).

---

[1]) Unters. über die röm. Ehe, S. 339 f.

[2]) ad Verg. Buc. VIII, 29.

[3]) Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, S. 56, 124. Wuttke, § 301.

[4]) Schönwert, Aus der Oberpfalz I, 277.

[5]) John, a. a. O. S. 97.

Auch am Weihnachts- und Silvesterabend muß das Licht als Orakel dienen. So schreibt Samuel Walther in Singularia Magdeburgica (Magdeburg und Leipzig 1732), S. 767, daß alberne Leute unter dem Pöbel in der Christnacht eine gewisse Zahl von Lichtern, Aschen- und Salzhaufen setzen, um Leben und Tod daraus zu erfahren [1]). Aus Schweden berichtet E. M. Arndt, wenn das Jullicht zufällig in der Nacht ausgehe, dann müsse einer im Hause in dem Jahre sterben [2]), und Wolf [3]) führt an, daß man im 18. Jahrhundert in Schweden beim Julmahl für jede Person ein Licht anzündete. Nach dem Mahl löschte man alle bis auf das des Hausherrn und der Hausfrau aus. „Diese durften nicht geputzt werden und blieben die ganze Nacht brennen. Man glaubte, um zwölf Uhr in der Nacht teile sich die Flamme. Erlosch eine, so starb im nächsten Jahr jemand im Hause", ursprünglich doch wohl der Hausherr, resp. die Hausfrau. In Westjütland standen auf dem gedeckten Weihnachtstisch zwei dicke, möglichst gleichgroße Kerzen, die man nicht putzen durfte; denn gingen sie aus, war dies eine Todesvorbedeutung. Die Lichter bezogen sich auf den Herrn und die Frau, und wessen Licht am längsten brannte, der lebte am längsten [4]). Ebenso in Schweden, wo man außerdem noch glaubt, wenn von dem herabfließenden Talg sich ein „Hobelspan" bildet, daß derjenige sterben muß, gegen den er sich wendet [5]). In Jämtland müssen die Jullichter die ganze Nacht brennen, geht eins aus, so muß jemand im Hause sterben [6]). In Norwegen pflegte man früher sogar mancherorts Nachtwache in der Julnacht zu halten, um auf das Jullicht zu passen. Man erzählte, es sei einmal passiert, daß das Jullicht querdurch gesprungen sei und sich in der Mitte angezündet habe, so daß beide Stümpfe auf einmal brannten, und drei Flammen statt einer entstanden. Es seien aber in diesem Jahr auch die beiden Wirtsleute und vier von den Kindern gestorben [7]).

In einer mecklenburgischen Familie lernte ich den Brauch kennen, daß am Silvesterabend die Lichter des Weihnachtsbaumes

---

[1]) Nach Schwartz, Z. d. V. f. V. 9, 17.
[2]) Reise durch Schweden im Jahre 1804; 3, 87.
[3]) Beitr. zur deutschen Mythologie 1, 120 Anm. 1.
[4]) Feilberg, Jul I, 118 f.
[5]) Ebd., S. 184.
[6]) Ebd., S. 199.
[7]) Ebd., S. 149.

noch einmal angezündet wurden. Jeder suchte sich nun ein Licht aus und wünschte sich im Geheimen irgend etwas. Wessen Licht am längsten brannte, dessen Wunsch ging in Erfüllung.

Die heilige Agathe gewährt Schutz gegen Feuersgefahr, und so spielen denn in ihrem Kultus die Lichter eine große Rolle. In Lenzkirch im Schwarzwald hat sich dieser besonders gut erhalten[1]). Mit angezündeten Kerzen ging man um den Altar und opferte etwas Geld. Abends wurden im Hause auf dem sogenannten „Agathebrett" für jedes anwesende und auch für die verstorbenen Angehörigen aufgestellte Wachskerzen angezündet. Wessen Kerzchen zuerst herunterbrannte, der mußte zuerst sterben. Derselbe Glaube scheint früher auch in andern Orten Badens am Agathentag geherrscht zu haben. So brennt in Neukirch (Triberg) „an ihrem Tage fast die ganze Gemeinde die geweihten Wachsstöcke in der Kirche, aber man bereitet ihr auch eine häusliche Feier, wie in Lenzkirch". „In Stühlingen wird ein Wachsstock in so viel gleich lange Stücke zerschnitten, als Hausgenossen da sind, diese Stücke werden auf ein Brett gestellt und angezündet, und dann betet man einen Rosenkranz gegen Blitz und Feuersgefahr." „In Schluchsee (St. Blasien) werden nicht nur für die lebenden und anwesenden Personen des Hauses, sondern auch für die toten und abwesenden Familienangehörigen Lichtlein, oft 20—30, aufgestellt und drei Rosenkränze gebetet. Ähnlich in Langenbach bei Böhrenbach." Ausdrücklich bezeugt dagegen wird von Meyer der Glaube an die Beziehung zwischen der Brenndauer der Agathekerzen und dem Leben des Einzelnen für Bonndorf und Umgegend[2]).

Es wird nun aber auch das Licht ohne alle Beziehung auf kirchliche Feste, oder die Hochzeit als orakelkündend angesehen, und zwar auch in erster Linie in Verbindung mit der Lebensdauer[3]).

Ein Span am Licht, d. h. zurückfließendes Talg, bedeutet in

---

[1]) E. M. Meyer, a. a. O. S. 497 f.

[2]) A. a. O., S. 499 f.

[3]) Darauf, daß die Sitte, um einen Sterbenden Lichter zu stellen, oder der abgeschiedenen Seele ein brennendes Licht hinzusetzen, das so lange brennen muß, als die Leiche über der Erde ist, nicht in den hier behandelten Vorstellungskreis gehört, habe ich Z. d. V. f. V. 11, 434 Anm. 1 hingewiesen. Vgl. jetzt Samter, Beitr. z. alten Gesch. u. griech.-röm. Altertums-Kunde. Festschr. zu O. Hirschfelds 60. Geburtstage, S. 250 f.: „Daß aber die Lichte bei den Bestattungsbräuchen, genau so wie bei allen Lustrationen, als eine Form des Sühneritus aufzufassen sind, bedarf nicht erst weiterer Darlegung."

Oldenburg einen Sarg, nach Schäßburger Glauben stirbt derjenige, auf den der geschmolzene Unschlitt fließt[1]), also ähnlich wie wir es beim Jullicht in Schonen sahen. Ebendort glaubt man, wenn drei Lichter in der Stube brennen, sie würden auf einem Sarg stehen[2]). Allgemein ist der Glaube, daß, wenn ein Licht von selbst auslischt, jemand im Hause stirbt[3]). Geht jemandem in Mühlbach ohne sichtbare Veranlassung das Licht aus, so fürchtet er baldigen Tod[4]).

Wenn nach der Krankenkommunion nach römisch-katholischem Ritus die Kerze ausgelöscht wird, und der Rauch nach der Tür zu fliegt, so stirbt der Kranke; wenn er nach dem Kranken zu fliegt, wird dieser wieder gesund, von Wuttke belegt aus Schles., Ostpr., Bö., Vgtl., Pom.[5]). Will man bei den Siebenbürger Sachsen wissen, ob ein Kranker wieder aufkommt, so tut man Weihrauch in ein neues Töpfchen, wirft eine glühende Kohle darauf und steigt damit auf den Tisch; zieht der Rauch gerade aufwärts, so gesundet der Kranke, zieht er gegen die Tür, so stirbt er[6]). Am Silvesterabend zündet man Werg an; steigt dieses während des Verbrennens aufwärts, so lebt man noch lange, im andern Fall nicht[7]). Eines anderen Wergorakels bedienen sich ferner die sächsischen Mädchen in den Spinnstuben Siebenbürgens. Sie machen zwei Pyramiden aus Werg, jede eine Person bedeutend, stellen sie auf den Herd und zünden sie an: fallen sie gegeneinander beim Abbrennen, so heiraten jene zwei Personen einander[8]).

Dies führt uns über zu einem weitverbreiteten Orakel, das meistens auf die zukünftige Hochzeit zielt, dem Lichterschwimmen.

Am Silvesterabend läßt man in einer Wanne oder Schüssel kleine Lichtchen auf Nußschalen, oder Zettel mit Namen in Nußschalen, oder auf Korken schwimmen; deren Schiffchen nun aufeinander zu schwimmen, die werden Verlobte oder bleiben einander treu; und wenn die Schiffchen von zwei Verlobten von einander weg schwimmen,

[1]) Schäßburger Progr. 1863, S. 34.

[2]) Wuttke, § 297.

[3]) Ebd. [Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 326, 97.]

[4]) Schäßburger Progr. 1863, S. 34.

[5]) A. a. O. § 303.

[6]) Schäßburger Progr. 1863, S. 21 f.

[7]) Ebd., S. 20.

[8]) Mätz, Progr. des evang. Gymnasiums in Schäßburg, Kronstadt 1860, S. 23.

so tritt Trennung ein (Schl., Mähren, Brand., Meckl., Sa., Thür., Tir.); hat ein Mädchen mehrere Liebhaber, so läßt sie mehrere Schiffchen schwimmen (Thür.) . . . . Oder es werden an Silvester solche Lichtchen auf Nußschalen (oder Korken Tir.) nach der Zahl der Anwesenden schwimmen gelassen; wessen Licht zuerst verlischt, stirbt zuerst[1]). Dieses Heiratsorakel ist ferner bekannt in Teplitz[2]), bei den Siebenbürger Sachsen[3]), in Koburg[4]), bei den Czechen[5]), im Isergebirge, wo man neben dem Hochzeitsorakel auch den Glauben an das Tod bedeutende zuerst erlöschende Licht hat[6]). In der Oberpfalz warf das Mädchen in der Thomasnacht „unberedet" Zettelchen mit Namen männlicher Bekannter in ein Gefäß mit Wasser hinein und ließ dann ein Brettchen mit einem Licht schwimmen; der Zettel, bei dem es zuerst ankam, enthielt den rechten Namen[7]). Diesen Brauch hat Haas[8]) zur Erklärung von Atharva Samhita 2, 36 herangezogen: „Besteige du des Glückes Schiff, das volle, unversiegliche, und fahre damit hin zu dem, der dir ein wünschenswerter Frei'r." Ob mit Recht, muß ich der Beurteilung Kundigerer überlassen.

Ein höchst eigentümlicher Glaube ist noch der folgende. Man findet einen Ertrunkenen, wenn man in ein ausgehöhltes Brot ein brennendes Wachslicht stellt und es dann fortschwimmen läßt, an der Stelle, wo das Brot stillsteht oder das Licht erlischt, befindet sich der Leichnam. So glaubt man in Siebenbürgen[9]) wie in Schlesien[10]), und im mährischen Bergland[11]). In Mecklenburg läßt man ein kleines Brett mit oder ohne Licht schwimmen[12]). Wenn in der Wetterau der Name aufs Brot geschrieben wird, ohne daß man ein Licht darauf stellt[13]), so ist das gewiß eine Abschwächung.

[1]) Wuttke, a. a. O. § 336.

[2]) Laube, Volkst. Überl. aus Teplitz u. Umgegend, S. 37.

[3]) Mätz, Schäßburger Progr. 1860, S. 22 f.

[4]) Z. d. V. f. V. 14, 280.

[5]) Revue des traditions populaires XVIII, Nr. 2/3 nach der Volksk. Zeitschriftenschau für 1903, S. 146.

[6]) Urquell 1, 103.

[7]) Schönwerth 1, 140.

[8]) Ind. Stud. V, 226.

[9]) Schäßb. Progr. 1863, S. 65. [S. 87 f. Dort auch weitere Literaturangaben. D. R.]

[10]) Mitt. d. schl. Ges. f. Volksk. IX, Nr. 3 (nach Hess. Bl. f. Volksk. 1, 242).

[11]) E. H. Meyer, a. a. O. S. 508.

[12]) Bartsch, Meckl. Sagen 2, 127.

[13]) Wolf, Beitr. 1, 236.

wie aus dem mecklenburgischen Brauch hervorgeht. Auch Praetorius eifert im Glückstopf S. 143 gegen diesen Aberglauben, erwähnt aber nur das schwimmende Brot, ohne das Licht zu nennen. Aber das gehört sicher dazu. Wie oben das Mädchen den Geist des zukünftigen Bräutigams durch das Licht herbeizieht, so wird hier umgekehrt das Licht von dem Toten angezogen[1]).

Es sei schließlich noch der Lichter Erwähnung getan, die man auf den Geburtstagskuchen steckt. Soviel Lichter, soviel Jahre zählt das Geburtstagskind, während in jener Erzählung aus der Gísla Saga Súrssonar die Feuer, die Gísli im Traum sieht, die Zahl der ihm noch zu leben bestimmten Jahre bedeuten. Diese Geburtstagslichter sind wohl heutzutage meistens zum leeren Symbol herabgesunken, doch ganz ist der Aberglaube auch hier nicht geschwunden. So glaubt man in Heidelberg, wenn ein Licht auf dem Kuchen vergessen ist, sterbe das betreffende Kind[2]).



Zum deutschen Volksliede.

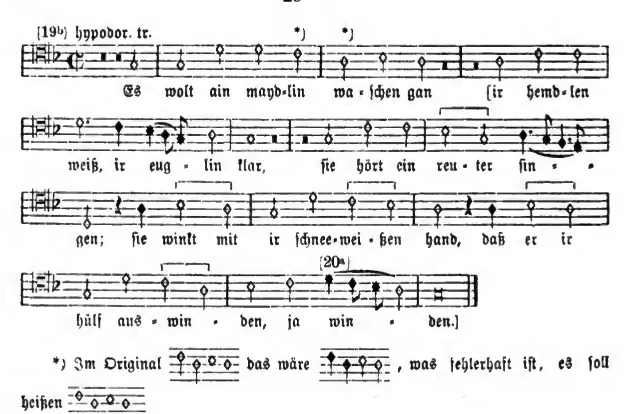
Von E. K. Blümml, Wien.

1. Es wolt ain maydlin waschen gan.

F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Leipzig 1877, S. 145, Nr. 59), bringt zu diesem Liede eine Melodie aus ca. 1542 bei. Im nachfolgenden gebe ich aus der Hds. 18.810 (A. N. 35. E. 126) der k. k. Hofbibliothek in Wien, die ca. 1533 geschrieben wurde, eine Melodie, die zwar mit der bei Böhme viele Übereinstimmungen zeigt, aber doch auch wieder viel abweichendes enthält. Als Einheit ist dieser Melodie die Semibrevis zugrunde gelegt, dem Abdruck legte ich jedoch die Minima als Einheit unter. Die Melodie findet sich in Bd. I (Tenor) auf S. 19b—20a und weist nur die Worte: „Es wolt ain maydlin waschen gan" auf; der übrige Text ist nach Böhme S. 146 ergänzt.

[1]) Über ähnliche Mittel, die Lage eines Ertrunkenen festzustellen, bei denen das Licht allerdings keine Rolle spielt, vgl. E. H. Meyer, a. a. O. S. 507, der als frühesten Fall einen aus der Chronik der Stadt Costantz vom Jahre 1391 anführt. Hier bedient man sich eines alten Pflugrades. Eichene Scheiben braucht man in St. Jörgenkirchen an der Donau dazu, das in eine Schweinsblase gefüllte Agathebrot in Wagshurst bei Achern.

[2]) Sütterlin in Blätt. d. bad. Vereins f. Volksk., Heft 3, 35.



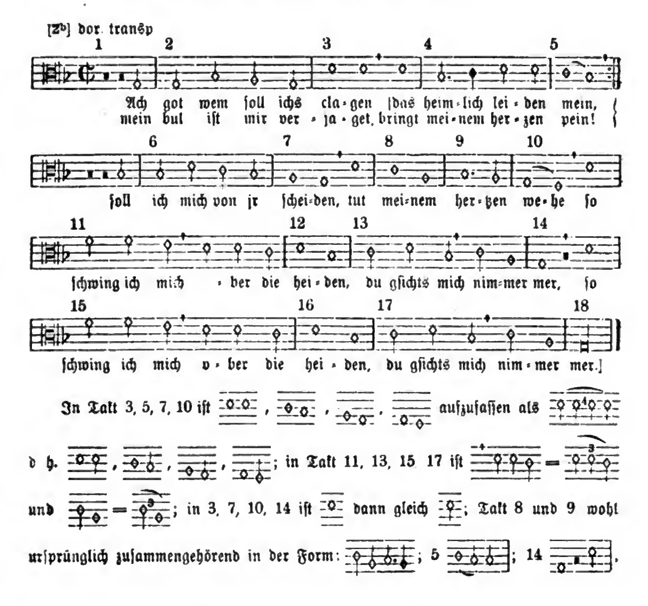
2. Zwischen perg vnd tieffe tal.

Die oben (unter 1.) angeführte Wiener Hdf. 18.810 bringt auch (Bd. I, S. 16a) zu diesem Liede aus ca. 1533 eine Melodie bei, die durch Henricus Isaac vierstimmig gesetzt ist, und die, der bei F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Leipzig 1877, S. 257, Nr. 163 gegenübergestellt, in Takt 6 und 12 bedeutende Vereinfachungen, in Takt 4 und 5 teils Komplizierungen teils Vereinfachungen aufweist, sodaß deren Abdruck, sie stimmt sonst mit der bei Böhme überein, nicht unerwünscht sein dürfte. Bemerkt sei, daß im Original die Semibrevis, im Abdrucke jedoch die Minima Einheit ist. Die Textergänzung erfolgte nach Böhme a. a. O. S. 257.



3. Ach Got wem soll ichs clagen.

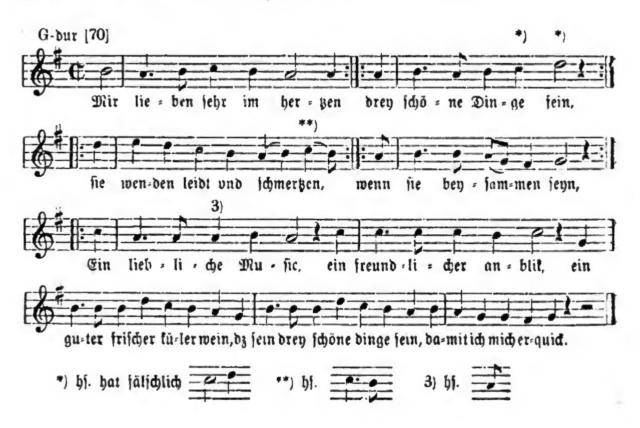
Zu der bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch, S. 291, Nr. 208 mitgeteilten, stark verzerrten Melodie bietet die Wiener Hs. 18. 810 eine Melodie, die an einigen Stellen (besonders Takt 4 und 5) besser ist. Die Melodie ist aus ca. 1533, wurde durch Noël Balduin fünfstimmig gesetzt und findet sich Bd. I, S. 2b; der Text ist nach dem bei Georg Forster, Frische Teutsche Liedlein in 5 Teilen, hrsg. von M. E. Marriage, 1903, S. 201 f., Nr. 38 ergänzt.



4. Mir lieben sehr im hertzen.

Die königl. öffentliche Bibliothek in Dresden bewahrt unter M. 297 eine Handschrift in Queroktav aus 1603 auf, die auf S. 70—72 ein bisher nicht bekanntes Lied aus dem Ende des 16. Jahrhunderts bringt. Die Melodie des Liedes ist in neuerer deutscher Lautentabulatur notiert, ich übertrage nur die Oberstimme, welche führend

iſt, unter Angabe der Fehler in der Handſchrift, wobei ich auch auf den verſchnörkelten letzten Takt keine Rückſicht nehme, da das Ende der Melodie ſchon im vorletzten Takte liegt. In Takt 2 und 4 vergaß der Aufzeichner die Viertelpauſen einzuſetzen, die Auftakte zieht er immer zum nachfolgenden Takt.



Ein ſchön Liedlein.

[71] 1. Mir lieben ſehr im hertzen
:,: drey ſchöne Dinge ſein, :,:
Sie wenden leidt vnd ſchmertzen,
:,: wen ſie beyſamen ſeyn. :,:
Ein liebliche Muſic,
ein freundlicher anblik,
ein guter, friſcher, küler wein,
dz ſein drey ſchöne dinge ſein,
:,: damit ich mich erquick. :,:

2. Das erſte thut vnß machen
:,: die Inſtrumenten gut, :,:
welche zu dießen ſachen
:,: Die Kunſt verſehen thut. :,:
Ein zartes Jungfrewlein
dz ander ſchencket ſein,
dz dritte giebt vnß vnſer wirt,
damit wirdt vnſer glick geziert
:,: vnd kling die ſeiten fein. :,:

[72] 3. Demnach will ſichs gebuhren,
:,: daß einer etwa nicht
Ein mangel laße ſpuren
:,: An ihm ſelbſt, ich bericht. :,:
Vnd weil auch dieße Zeit
dartzu beſtimmet heut,
ſo laſt vnß friſch vnd frölig ſein!
her wirdt ſchenk vnß frey tapfer ein,
fahr hin trauren vnd leidt.

5. Der Dreher: Der Lipp und der Lenz.

Fr. M. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland II, 1886. 145, Nr. 234 bringt einen Dreher aus Wien (ca. 1750—1760), welcher „der Lipp und der Lenz" betitelt ist, und den Albrechtsberger im op. 17 zu Galanteriefugen benutzte, kann jedoch nicht den dazu gehörigen Text mitteilen. Erst später (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II, [1893] 787, Nr. 1044) bringt er einen Text aus Schwaben bei. Der Text, sowie die Melodie hat sich bis heute erhalten und zwar in 2 Vierzeilern, die mir aus Neudörfl (Ödenburger Komitat, Ungarn) vorliegen:



1. Da Lipp und da Lenz
Häb'n ã añdittlats Mentsch [1]),
Und da Lenz hät's nit gwißt,
Daß's Mentsch añdittlat ist.

2. Da Lipp und da Läpp
San in d' Mistläka täppt,
Und da Läpp hät's nit gwißt,
Das dös d' Mistläka ist.

Die zweite Strophe findet sich auch in der Mark Pitten in Niederösterreich (s. Joh. W. Nagl, Da Roanad, I. Teil: Grammatische Analyse des niederösterreichischen Dialektes, Wien 1886, S. 161). Dieselbe hörte ich auch jüngst (Oktober 1904) in einem Kaffeehaus in München von Wiener Volkssängern in folgender Form vortragen:

Der Lipp und der Läpp
San in Koth einitäppt,
Und der Läpp hät nit g'wißt,
Daß er einitäppt ist.

Eine andere Fassung aus Salzburg (L. v. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen³ [1894] S. 363, Nr. 997) läßt das Dirndl einäugig sein, während sie in der Fassung aus dem Banat (P. Graßl, Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat. Prag 1904, S. 115) einseitig ist. Vgl. auch noch E. Süß, Salzburgische Volkslieder [1865] S. 204, Nr. 346; Birlinger, Schwäbische Volkslieder [1864] S. 87, Nr. 137; M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch [1862] Sp. 80; R. H. Greinz, Schnadahüpfeln aus Tirol [1894] S. 114.

---

[1]) Geliebte mit einer Brust (mamma).

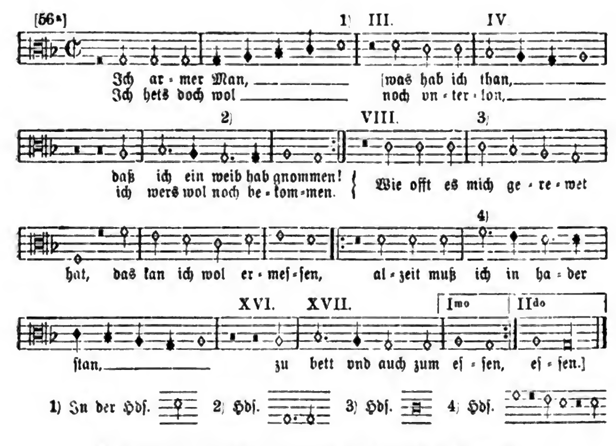
6. Ach was seynd das für Schmertzen.

In dem 1656 gedruckten Liederbuche: Venusgärtlein (neu hrsg. von Max Freiherrn von Waldberg, Halle a. S. 1890) steht auf S. 164 (= 122 des Neudrucks) ein Lied „Ach was seynd das für Schmertzen", zu dem Waldberg S. XXXIII, Nr. 80, keine weiteren Drucke anzugeben weiß. Dieses Lied war jedoch schon 1603 bekannt, denn die Hds. M. 297$_4$ der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden enthält auf S. 98 f. die Melodie dieses Liedes in einer Bearbeitung für die Laute. Ich schäle daraus die Melodie, die ich im nachfolgenden wiedergebe. Charakteristisch ist für dieselbe, wie für so viele alte in Lautentabulatur notierte Melodien, der Wechsel zwischen Moll- und Dur-Tonart (hier zwischen A und a); eine größere Anzahl vorkommender Figurationen habe ich in die Anmerkungen verwiesen.



7. Ich armer Man.

Die Hds. 18. 810 der Wiener Hofbibliothek (aus ca. 1533) enthält eine von Ludwig Senffl fünfstimmig bearbeitete Melodie dieses Liedes, zu dem F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch [1877] S. 326 f., Nr. 250 eine Melodie aus 1544 beibringt, von der unsere jedoch in Takt III, IV, VIII, XVI und XVII abweicht, sodaß eine Veröffentlichung derselben am Platze sein dürfte. Sie zeigt einige Satzeigenheiten (Dehnungen &c.), die jedoch auf Rechnung des Setzers kommen, daher von mir im Texte beseitigt und in die Anmerkungen verwiesen wurden. Die Melodie steht Bd. I, S. 56a; der Text ist nach Böhme ergänzt.



8. Weihnachtslied aus Niederösterreich.

Zu dem bei W. Pailler, Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol I. [1881] S. 57, Nr. 49 (Melodie S. 401) aus Oberösterreich mitgeteilten Weihnachtsliede: „Der Engelchor verkündet" liegt mir eine in Text und Melodie beinahe gleiche Aufzeichnung aus Guntersdorf (Bezirkshauptmannschaft Ober-Hollabrunn, Niederösterreich) vor, die ich mit den Text- und Melodievarianten Paillers hier wiedergebe.



2. Er wählte sich zur Hülle
Der [9]) Armut Not und Schmerz
Und drückt die Elendsfülle
Der Menschheit an sein Herz,
Um göttlich uns zu lehren
Der Liebe höchst' Gebot
:,: Und sterbend zu bewähren:
So liebt uns unser Gott! :,:

3. Stimmt in die Hirtenlieder [10]),
Das Kindlein betet an,
Es lächelt holdig [11]) nieder
Auf uns, die wir ihm nah'n,
Und will, daß wir es lieben,
Und ach! wer liebt es nicht?
:,: Es führt uns aus der trüben
Verdammungsnacht an's Licht. :,:

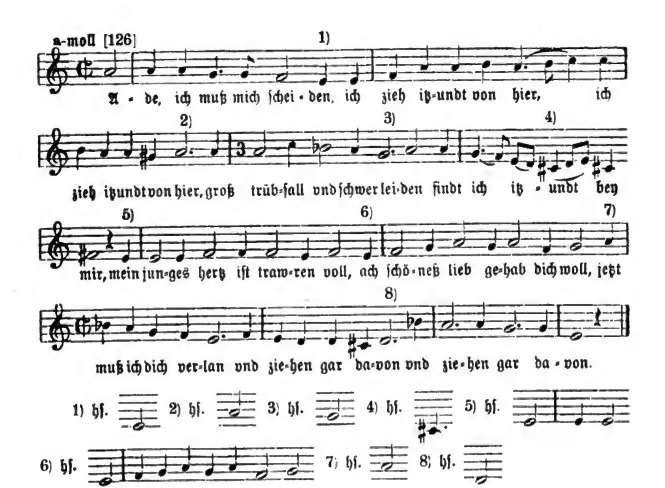
4. Das Kindlein in der Krippe,
Es segnet uns mit Huld,
Auch noch [12]) mit blasser Lippe
Im Tod für [13]) uns're Schuld.
Nehmt auf in euer Leben
Den Sohn, den Gott uns gab,
:,: Er wird uns einst erheben
Zu Gott [14]) aus Tod und Grab. :,:



8) einer. 9) die. 10) Stimmt an ihr Hirten Lieder. 11) huldvoll. 12) Und tilgt mit. 13) noch. 14 sich

9. Ade, ich muß mich scheiden.

Ein Text dieses Liedes lag bisher in „Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber" (ca. 1690) vor, ein Buch, das durch Hilarius Lustig von Freudenthal zusammengesetzt wurde. Das Lied steht dort unter Nr. 66 (vgl. Meusebach-Hayn, Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber, Köln 1890, S. 9), findet sich jedoch schon in der Hs. M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden auf S. 127 (eine Melodie dazu steht auf S. 126), wodurch es in das Jahr 1603 hinabgerückt wird. Einen Text aus 1629 bringt Hoffmann von Fallersleben, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts I² (1860) 193, Nr. 133. Ich gebe hier die aus dem Lautensatze herausgeschälte Melodie mit Verbesserung der zahlreichen Fehler:



[127] 1. Ade, ich muß mich scheiden,
:,: Ich ziehe itzundt von hier[1]), :,:
groß trübsall vnd schwer leiden
findt ich jetzundt bey mir;
mein junges hertz ist trawren voll,
Ach, schöneß lieb gehab dich woll,
jetzt muß ich dich verlan
:,: vnd ziehen gar davon :,:

2. Im besten wolst gedenken,
:,: ô zartes Liebelein, :,:
Vnd laß dir's nicht mehr krenken
im jungen hertzen dein,
daß ich von dir abscheiden muß
vnd tröst dich des, ô Engel süß,
dz ich kom wieder baldt
:,: zu deinem aufenthalt. :,:

3. Ach, auch sey Gott befohlen
:,: mein tausend [2]) Schätzelein, :,:
Ich sag es unverholen,
mir weint dz hertze mein;
ach nur ade, ade, ade,
ach scheiden, wie tuhestu so weh,
schönß lieb, hab alleß in acht,
:,: ade zu guter nacht. :,:

[1]) Hs. hin. [2]) Hs. 1000.

10. Recht seer hat mich verwundet.

Uhlands niederdeutsches Liederbuch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts enthält dieses Lied in plattdeutscher Sprache als

Nr. 125 (abgedruckt in: Die niederdeutschen Liederbücher von Uhland und de Bouck, Hamburg 1883, S. 102, Nr. 139)[1]). Eine hochdeutsche Fassung samt Melodie aus 1603 steht in der Handschrift M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden auf S. 22—26, ich bringe dieselbe hier zum Abdruck.



[23] 1. Recht seer hat mich verwundet
mein hertz ein Jungfreuwlein,
in liebes flam entzündett;
Ach, daß eß müchte gesein,
daß sie mein eigen werden müch!
nicht liebers ich wünschen woldt,
Ihr schon gestaldt vnnd tugendt
liebet mich fur rotes goldt.

2. Liebste mein, müch ich wissen,
wie ichs soldt fangen an,
mir solt kein mühe verdrießen,
wen ich dein gunst müch han.
raht mir, mein Schatz, daß bitte ich,
wie ich meinen sachen thue,
wieder tag noch nacht lest mir
mein hertz fur dein kein ruhe.

[24] 3. Sölchs alles thut machen
dein freundtliches geberdt
vnnd holdtseliges lachenn,
mein Schmertz sich teglich mehrt,
So offt ich nur gedenckenn thue
An dich, zartes Megdlein.
Ach, thue mich doch erretten
kurtzlich auß dießer pein.

4. Ich hoff, du werdest zu hertzen,
nemen söllich mein begehren,
vnnd mir ohn allen schertzen
thun meiner bitte gewehren.
waß mehr dir damit gedient,
du eddeles freuwlein zartt,
wen ich daruber stürbe?
erzeige dich nitt so hartt.

[25] 5. Nun hat auf dieser erden
keine das hertze mein
mit lieb so thuen versehenn,
wie du, hertzliebste mein.
darumb ich von Dir nitt laßenn kann,
eß gehe, wie eß Gott gefeldt,
Ihme habe ich all meine sachenn
gentzlich heimgesteldt.

6. Auff ihn setze ich mein vertrauwen
vnnd gantze zuuersicht,
der wolde vnß thuen annschauwenn
mit seinen augennlicht;
dich allezeitt gnediglich,
so lang du lebest alhie[r],
für vnfall auch behüitten,
daßelbe wünsche ich Dir.

---

[1]) Vgl. auch A. Kopp, Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XXVI (1900) 43, Nr. 139.



[26] 7. Drumb thue hertzlieb erwegen,
schleuß auff daß hertze dein,
thue dich freundtlich erzeigenn
vnnd schleuß mich dahinein,
daß wirdt dir bringen frommen;
wen ich nun wieder kom
vnnd dich freundtlich vmbfange,
darauff hilff vnß Gott zusam.

11. Warum sind die Studenten.

Die Handschrift M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden aus 1603 enthält auf S. 147 die Melodie zu dem Liede „Warumb seindt die Studenten", welches sie als „ein Dantz" bezeichnet. Der Text zu diesem Liede wurde zuerst von Hoffmann von Fallersleben, Monatschrift von und für Schlesien II [1829] 549 f., Nr. IV.; danach in dessen Buch „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts" II² [1860] 81, Nr. 300 nach einer Rhedigerschen Handschrift aus 1603, die sich zu Breslau befindet, bekannt gegeben. Nach dem hs. Liederbuche des Peter Fabricius (ca. 1600) bringt J. Bolte, Beilage zum Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XIII [1888] 7, Nr. XIX, eine Melodie (dieselbe ist in g-moll, daher sind 2♭ vorzuzeichnen, dann ist in Takt 4 das es in e aufzulösen; bei Bolte ist nur 1♭ vorgezeichnet), die mit unserer in den Hauptzügen übereinstimmt. Ich gebe zunächst die aus der Lautentabulatur genau übertragene Oberstimme:



Diese als Tanzmelodie gefaßte Weise läßt eine größere Anzahl Vereinfachungen zu, die im Gesange sicher eintraten, wobei dann auch ein Auftakt hinzuzufügen ist, der im Tanz nicht vorhanden ist, denn dieser setzt schwer ein. Daß die Tonart D-Dur ist, geht aus der Harmonisierung für die Laute, die ich hier nicht bringe, und zwar besonders aus dem ersten Akkord (d a $\bar{d}$) und dem letzten (d $\bar{d}$ fis $\bar{a}$) hervor.



Der Text ist der bei Fabricius überlieferte.

12. Wo soll ich hin, verwundt ich bin.

Das „Venusgärtlein" aus 1656 enthält auf S. 207 ff. (Neudruck hrsg. durch M. Freiherrn von Waldberg [1890] 151 ff.) obiges Lied, das Waldberg (a. a. O. XXXV, Nr. 110) weiter nicht nachweisen kann. Eine Melodie (in neuerer deutscher Lautentabulatur) bewahrt uns die Hds. M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden aus 1603 auf, wodurch das Lied bis auf ca. 1600 herab, nachgewiesen ist. Ich gebe hier eine Übertragung der führenden Stimme, wobei ich Waldbergs Text unterlege.



13. Beim Schwänawirt.

Alfred Tobler, Das Volkslied im Appenzellerlande [1903] S. 15 brachte ein Vexierlied „Bim Schwanewerth ischt Musi ond Tanz", das obscönes erwarten läßt, jedoch einen durchaus guten Ausgang nimmt. Dasselbe Vexierlied mit beinahe gleicher Melodie, nur abweichendem Text ist auch in Wien bekannt. Ich gebe Melodie und Text:



14. Ein adeliches Bildelein. (Ein Tanzlied).

Die Handschrift M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden aus 1603 enthält auf S. 130 ff. ein bisher nicht bekanntes, sehr hübsches Tanzlied in Lautentabulatur samt Text. Ich bringe hier eine Übertragung der Oberstimme.





Lieblein.

[129]

1. Ein adeliches Bildelein,
lieblich vnd gezieret fein
in meinem hertzen liegt;
Ihr roter mundt vnd Wengelein,
ihr schene weiße hendelein
Vnd schöneß angesicht
Mir sehr woll gefallen thut;
an ihr hab ich freudt vnd lust!
ihr Eugelein klar,
goldgelbe Haar
gleißen wie die Sonne.

[130]

2. Ach, allerliebstes Liebelein,
ach, mein Turtelteubelein,
mit trew meine ich dich!
Deßgleichen auch im gegenteil,
halt, halte nicht daß wieder Spiell,
tuhe trewlich meinen mich.
Laß mich sein der Liebste dein,
schleuß mich in dein hertz hinein,
kher dich zu mir,
wie ich zu dir,
still doch mein begierdt!

Proportio.

3. Mein hertz sich sehnen tuht,
mein auge sich wenden tuht
zu dir allein,
Du bist mein zuversicht,
kein ander weiß ich nicht
im leben mein.
Ach, du mein augenweidt,
mein trost vnd einig frewdt,
ja nimmer mehr,
daß glaube mir,
ich von Dir scheidt.

[131]

4. Ach, du mein Rößlein bist [1]),
Ja, die liebste mein
auf dießer Erdt.
Kein lieber, sag ich noch,
hertzlieb, glaub mirs doch,
ohn dich mir werdt,
Darumb bedenck dich recht,
sonst dirs noch rewen möcht
vnd sey all zeit
in lieb vnd leidt
gegen mir geneigt.

15. Kinderlieder in Humperdinck's „Hänsel und Gretel"

R. Batka, Hänsel und Gretel von E. Humperdinck, Leipzig 1901, S. 10 f. und 19 führte schon den Nachweis, daß in „Hänsel und Gretel" nur drei Melodien aus dem Volksmunde entnommen sind und zwar die von „Suse, liebe Suse", von „der Besen, der Besen, was macht man damit" und von „ein Männlein steht im Walde". Daß die erste und letzte Melodie vom Rheine stammt, wird nachfolgende Gegenüberstellung der Melodien bei E. Humperdinck (Hänsel und Gretel. Märchenspiel in drei Bildern von Adelheid Wette. Vollständiger Klavierauszug. Mainz 1893) und der bei F. M. Böhme (Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897), die bis auf geringe Abweichungen (mit † bezeichnet) miteinander übereinstimmen, zeigen. Zu merken ist, daß die Melodie von „ein Männlein steht im Walde" im Volksmunde zu „es regnet auf der Brücke und ich ward naß" gesungen wird. Jedenfalls hat Humperdinck die Melodien am Rheine gehört.

[1]) zerrüttet; hieß wohl ursprünglich: Ach, du bist mein Rößlein. [Besser wird „bist" wohl zur nächsten Zeile genommen: „Bist ja die liebste mein" D. R.]

I.

Humperdinck [S. 12] [13]

Gretel: Su-se, lie-be Su-se, was ra-schelt im Stroh? Die Gän-se ge-hen
Hänsel: (13) Ei-a po-pei-a, das ist ei-ne (14) Noth! Wer schenkt mir ei-nen

Böhme (Bielefeld) [12 Nr. 54]

Su-se, le-we Su-se, wat ru-schelt in't Stroh? dät sin de le-we

barfuß und haben kein' Schuh'! Der Schu-ster hat's Le-der, kein' Leisten da-
Dreier zu Zucker und Brot! Ver-kauf' ich mein Bett-lein und leg' mich auf's

Gösskens, de hebben keene Schoh: Scho-ster hät Lädder, keen Lee-sten da-

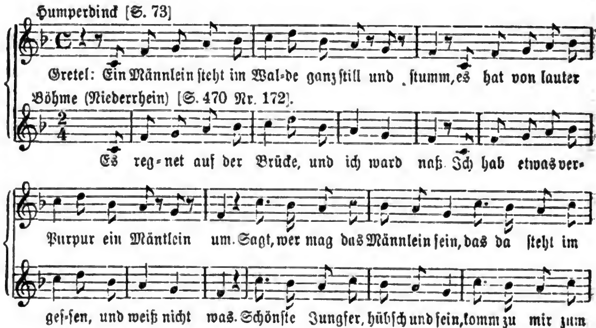
zu, drum kann er den Gäns-lein auch ma-chen kein' Schuh'!
Stroh, sticht mich kei-ne Fe-der und beißt mich kein Floh!

to: drüm goahn de le-we Gös-kens un hebben kee-ne Schoh.

*) Gilt nur für Hänsel.



II.





16. Es ging ein Mädchen in die Stadt.

John Meier (Kunstlieder im Volksmunde [1906] Nr. 406) und K. H. Prahl (Hoffmann v. F., Unsere volkstümlichen Lieder.[4] Besorgt von K. H. Prahl [1900] 81, Nr. 380) vermuten, daß das Lied „Es ging ein Mädchen in die Stadt, das Äpfel zu verkaufen hat", ein volkstümliches Lied sei, können jedoch den Verfasser nicht nachweisen. Bekannt ist das Lied bis jetzt aus Schlesien, aus der Pr. Sachsen, aus Hessen und Westfalen (eine Literaturzusammenstellung bei Meier a. a. O., Nr. 406 und bei Hoffmann-Prahl, Nr. 380)[1]), wozu noch eine Fassung aus Niederösterreich, die durch ihren eigenartigen Text dem Original am nächsten zu stehen scheint, kommt. Ich habe das Lied 1904 anläßlich eines Kirchweihfestes zu Grafenberg (Bezirksgericht Eggenburg, Bezirkshauptmannschaft Horn) von ca. 50jährigen Männern singen gehört. Die Melodie zeigt einfachen Charakter.



1. Es ging ein Mädchen in die Stadt,
   Die Bu- Bu- Butter zum verkaufen hat.
2. Sie gieng im Gäßchen auf und ab
   Und schrie: „Kauft mir meinen Butter ab!"
3. Da kam ein junger Springinsfeld,
   Dem dieses Mädchen wohlgefällt.
4. Er fragt sie an: „was hast du hier?
   Aha, ich weiß schon wia[2])!

---

[1]) Dazu noch C. Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch [1904] S. 30, Nr. 56 und 191 f. (mit Literatur).

[2]) ich weiß schon, wie du es meinst.

5. Geh' Mädchen, geh' mit mir nach Haus',
Ich kauf' dir deine Ware aus.

6. Du kannst mit mir recht glücklich sein,
Wenn du gibst deinen Willen drein."

7. „„Ja, enker[1]) Glück, das kenn-ma[2]) schoñ,
Ös schmierts a glei dö Madeln åñ.

7. Geh', påck dich weg, du gschertes Gnack[3]),
Sonst reiß ich dir vonand[4]) dein'n Frack!""

17. Severinslied aus Niederösterreich.

Ein Lied auf den Apostel der Ostmark, den hl. Severin († 482 zu Heiligenstadt) ist meines Wissens nicht bekannt, und so dürfte folgendes Lied, das an der Stätte seines Todes, zu Heiligenstadt (jetzt Wien XIX.), wo er ein Kloster gegründet und viele Schüler herangezogen hatte, jeden ersten Sonntag im Monat in der alten gotischen Kirche von den Lippen des Volkes erklingt, nicht unerwünscht sein! Der Text, auch auf einem fl. Blatte zu finden, zeigt in manchem altertümlichen Charakter und echt volkstümliche Naivetät, sodaß man nicht fehlgehen wird, wenn man das Lied ziemlich weit zurücksetzt, vielleicht erklang es schon im 18. Jh. Sowohl Text als Melodie erhielt ich vom Regenschori der Heiligenstädter Pfarrkirche Herrn Josef Offner.



Text nach dem fl. Blatte:

Gesang, welcher seit uralter Zeit zu Ehren des heiligen Severinus in der Pfarrkirche zu Heiligenstadt gesungen wird.

1. Pfarr-Patron Sanct Severin,
Sei gelobt von uns forthin,
Weil Du zeigst in aller Not
Dich als Stütze dort bei Gott.

2. Auch Du unser Vaterland
Hast gebracht zu solchem Stand,
Daß es durch Dein'n Tugend-Glanz
Sich zu Gott bekehret ganz.

---

[1]) euer. [2]) kennen wir. [3]) geschorenes Genick = Schimpfname. [4]) auseinander.

3. Da Du hast in Österreich
Mit dem Wort und Werk zugleich
Ausgesä't die christlich' Lehr'
Und befördert Gottes Ehr'.

4. Heil'genstadt war jener Ort,
Wo nach Gottes Rathe dort,
Dir die Wohnung ausgeschaut
Und ein Kloster hast erbaut.

5. Wo jetzt Sanct Jakobs Kapell',
Stand damals die Kirch' und Zell',
Die durch Deine Heiligkeit
Ward berühmt zu jener Zeit.

6. Ganze sechsundzwanzig Jahr'
Lebtest Du in dieser Pfarr'
Als ein vorgesetzter Abt,
Hast viel fromme Mönch' gehabt.

7. Uns're liebe Wienerstadt
Deine Hilf' erfahren hat,
Hast errettet dazumal
Sie aus Not und von dem Fall.

8. Großes Unheil da und dort
Durch Dein' Fürbitt' mußt' oft fort;
Hunger, Krieg und Feindsgefahr
Durch Dich oft vertrieben war.

9. Denen Armen sonderbar
Warst geneiget ganz und gar;
O wie Vielen in der Not
Hast verschafft das täglich' Brot.

10. Manchesmal, was heimlich war,
Machte Gott Dir offenbar:
Was sonst Keiner wissen kunnt',
Gab Dir Gott in Sinn und Mund.

11. And're Wunderwerk noch mehr
Wirkte Gott zu Deiner Ehr',
Hat dadurch auch schon auf Erd'
Dich gemacht hoch Ehren wert.

12. Endlich kam die Zeit herzu,
Wo Du eingingst zu der Ruh'
Und als wohlverdienten Lohn
Kamest zu der Himmelskron'.

13. Eben hier zu Heil'genstadt
Ward Dein Leib zur Erd' bestatt';
Viele Wunder wirkte Gott
Bei dem Leichnam nach dem Tod.

14. Weilen Du dann hier geruht,
Fassen wir auch guten Mut,
Daß Du werdest gnädig sein
Dieser uns'rer Pfarrgemein'.

15. Bitt' darum bei Gottes Thron,
Unser lieber Pfarrpatron,
Daß wir kommen auch dahin,
Wo Du bist, Sanct Severin!

16. Durch Dein heiliges Gebein,
Das wir ehren insgemein,
Als Patron Dich zu uns wend',
Bitt' für uns am letzten End'!

17. Uns're Weinberg', bitten wir,
Schütz' vor Hagel und Gefrier,
Nimm hin Alles in Dein' Schutz
Und bewahre uns, was uns nutz.

18. Dies vor Allem uns erhalt',
Daß der Glaube nie erkalt'
Und in unserm Herz und Sinn
Gottes Liebe allzeit brinn.

19. Auch daß wir von Sünden rein,
Gute Kinder Gottes sei'n,
Zumal, daß der Tod uns find',
Wann er kommt, ohne Sünd'.

20. Wenn nun dies geschehen wird,
Werden eilen mit Begierd'
Wir zum hohen Gottesthron
Durch Dein' Fürbitt', o Patron!

18. Die Rosen blühten als ich schied.

E. Hachtel und Fr. Abel, Hohenlohisch-fränkischer Liederschatz [1903] 42 f., Nr. 35 bringen ein vierstrophiges Lied mit solchem Anfang aus Hohenlohe. Dasselbe ist sowohl der Melodie als dem

Texte nach ein volkstümliches. Die Melodie stammt von Fr. Kücken und ist in: Fünf Lieder für Sopran oder Tenor mit Pianoforte und ein dreistimmiger Canon, op. 17, 5. Liederheft, Berlin, Trautwein (1836) [1]) auf S. 16 f. als Nr. 5 enthalten, doch wurde von derselben nur der erste Teil, der auf S. 16 steht, in den Volksmund übernommen. Ich drucke hier den ersten Teil des Originals ab, von dem die Aufzeichnung aus dem Volksmund nur an wenigen Stellen, die ich als Varianten beifüge, abweicht:



Der Text ist von A. Licht, über dessen Persönlichkeit und Werke mir nichts aufzufinden gelang, verfaßt und hat folgenden Wortlaut (bei Kücken a. a. O. 16 f.):

1. Die Rosen blühten als ich schied,
Die Lerche sang ein Morgenlied,
Mußt' wandern, mußt' weiter wandern.
Nun liegt hier Schnee, nun saust der Wind,
Ich rufe bang: mach' auf, mein Kind!
Mein Schatz liebt einen Andern.

2. Wie heiß hab' ich für Dich geglüht,
Welch schöner Lenz hat mir geblüht,
Mußt' wandern, mußt' weiter wandern.
Doch lief ich auch so weit von Dir,
Mein trautes Lieb, o glaube mir,
Nie lieb' ich eine Andre.

---

[1]) A. Hofmeister, Musikalisch literarischer Monatsbericht. N. F. III, Leipzig (1836) S. 189.

In den Volksmund ging nur über 1_{1-3} = 1 H.A., 2_{1-3} = 2 H.A. und 2_{4-6} = 3 H.A. (dem Gedanken nach). Im Volksmund hat sich der Text zu einem reinen Abschiedslied verwandelt: Str. 1. Beschreibung des Zustandes der Natur in der Scheidestunde; Str. 2. Rückblick auf das Vergangene, wie heiß habe ich dich geliebt, welch schöner Liebesfrühling blühte uns; Str. 3. Wie weit immer ich auch weg bin, mein Herz ist doch immer bei dir; Str. 4. Die Geliebte weint, drückt mich ans Herz und sagt: kehre wieder zurück. Wie man sieht eine rein subjektive Beschreibung des Abschieds, während das Original ein Rückkehrlied ist. Der Geliebte kommt zurück, findet jedoch, daß sich sein Mädchen inzwischen getröstet hat, und macht nun einen Rückblick auf die Abschiedsstunde.

19. Die Nagelschmied-Lena.

Martin Hölzl, Lach'n oder rer'n? 30 Volkslieder. [1903] S. 26, Nr. 25 brachte aus Salzburg einen die Kupferschmied-Lena betreffenden Vierzeiler samt Melodie. Derselbe findet sich mit anderer Melodie auch in Niederösterreich und zwar zu Steinakirchen (Bezirkshauptmannschaft Scheibbs), von wo er mir im November 1904 durch Herrn Ing. Hans Mekiska überliefert wurde.



Zum Text vgl. man weiterhin Greinz-Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln II. [1890] S. 138; Tschischka-Schottky, Österr. Volkslieder [2]. [1844] S. 241; Hruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen [1891] S. 342, Nr. 669; J. Blau, Zeitschr. f. österr. Volkskunde XI [1905] S. 91.

Sprichwörter und bildliche Redensarten der Wetterau.[1])

Von Aktuar Stein, Friedberg.

In ihren Sprichwörtern und bildlichen Redensarten besitzt die Sprache einen von langher angesammelten reichen Schatz festgeprägter und dabei sehr anschaulicher Ausdrucksformen. Eine ähnliche Gruppe bilden Sprüche, Sentenzen, Zitate und geflügelte Worte. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht darin, daß die erstere rein volkstümlichen Ursprungs und allgemein verbreitet, die zweite dagegen im Schrifttum entstanden und nur beschränkt verbreitet ist.

Nur Angehörige der ersten Gruppe kommen hier in Betracht. Sprichwörter sind kurze, allgemein verbreitete Sätze älteren, unbekannten Ursprungs, die in knapper Form Erfahrungen des täglichen Lebens oder Regeln der Lebensklugheit zum Ausdruck bringen. Die gleichen Merkmale sind gegeben auch für die bildlichen Redensarten. Während letztere jedoch immer an ein Vorhergegangenes anknüpfen und für sich allein keine abgeschlossene Vorstellung hervorrufen, enthalten die Sprichtwörter jedesmal einen selbständig abgeschlossenen Gedanken.

Wenn auch eine große Zahl von Sprichwörtern und Bildern über größere Gebiete hin im Gebrauch sind, so hat doch auch jedes kleinere Sprachgebiet, jede Landschaft genug eigenartiges; zumal die Summe der vereint im Gebrauch befindlichen Wendungen pflegt sich deutlich abzuheben von der in anderen Gegenden begegnenden Summe von Sprüchen, so daß, trotz vielfacher Übereinstimmungen im einzelnen, in seiner Gesamtheit der Spruchschatz kleinerer Gebiete stets mehr oder weniger deutlich lokal gefärbt ist.

Aus dem Spruchschatz der Wetterau sei vom Gebräuchlichsten folgendes mitgeteilt.

Wir beginnen mit einigen Sprichwörtern und Redensarten, die sich mit der Berufserfüllung, Fleiß, Faulheit, Sparsamkeit beschäftigen:

„Ein fauler Esel trägt sich auf einmal tot.“ Die knappe Form hat hierbei den klaren Ausdruck beeinträchtigt. Gemeint ist, daß es töricht sei, eine umfangreiche Arbeit überstürzt erledigen zu wollen oder „Hitz ist kein Witz“. „Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht ist.“ „Überall wird mit Wasser gekocht.“ Empfohlen

---

[1]) Nach einem Vortrag im Evang. Jünglingsverein zu Friedberg.

wird dagegen Ausdauer, Sammlung und richtiges Einschätzen der eigenen Kraft: „Guter Weg üm hat kein' Krümm." „Wer warten kann, kriegt auch 'nen Mann." Der Hastende, sich Überstürzende: »caß ean der Hötz wäi a Keuhbauer (ist in der Hitz wie ein Kühbauer).« Die Figur des Kühbauern — klein und untergeordnet gegenüber dem ruhigen und würdevollen Großbauer — ist glücklich gewählt, um das Kleinliche, Kurzsichtige des gerügten Benehmens noch mehr hervorzuheben.

Wer in den Tag hinein schläft, »schlöft bis die Kouh ein Batze gölt«. (Er schläft bis die Kuh einen Batzen gilt, d. h. auf unabsehbare Zeit.) Und wer das fortgesetzt tut, überhaupt, »wer sich uff die faul Haut legt«, muß sich gefallen lassen, daß man von ihm sagt: »er ist so faul, daß er stinkt«.

Wer seine Arbeit einem Anderen zumutet, den wehrt man ab: „Geb' deinem Bedienten einen Kreuzer und tu's selber". Noch derber ausgedrückt: „Wem die Kuh ist, der greif' ihr an 'Schwanz". Gemeint ist damit, daß der Interessierte immer zunächst berufen sei, Hand anzulegen, namentlich auch bei den unangenehmen Verrichtungen.

Wer meint, mit Scheintun oder Redensarten etwas erlangen zu können, wird hören: »Damit lockt man keinen Hund vom Ofen.« Und »vor die Bläß kriegt gesagt«, wer so tut, als ob er tät: »Maulspötze hölft naut, häi muß gepeaffe wärn (Mundspitzen hilft nicht, hier muß gepfiffen werden«).

Allerdings „Muß ist ein bös Kraut", und schwerer Erwerb wird »ein sauer Stückchen Brod« genannt. Deshalb sind auch die Fürsprecher des Wohllebens und der Behaglichkeit um so vergnügter, was sich schon daraus ergibt, daß sie ihre Weisheit in fröhliche Spruchverse kleiden: „Wer lange schläft, den Gott ernährt, Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt". Ferner: „Lustig gelebt und selig gestorben Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben". Ebenso: „Alles verzehrt vor meinem End, Das gibt ein selig Testament". „Einmal kann man mit dem Kaiser essen", dabei liegt der Nachdruck auf dem Wort „einmal"; es ist nicht angängig, zu »leben wie der Vogel im Hanfsamen«, oder gar »wie Gott in Frankreich«, denn sonst kommt es dahin, daß so Einer, »wenn er auf einen Baum steigt, auf der Erde nichts mehr zu suchen hat«. Auch großer Besitz kann durch nichtsnutzige Wirtschaft verloren gehen, „Aach de däiffste Born scheppt ma aus". (Auch den tiefsten Brunnen schöpft man aus.) Deshalb ist die Warnung sehr wohl

angebracht: „Mäulche, willst du Goures easse, Fäußi, mußt du boarwes gih", dem Sinne nach: Wohlleben wird ein Herunterkommen in der übrigen Lebenshaltung zur Folge haben. Wer sich am Frühschoppen den Magen verdirbt, sodaß ihm das Mittagessen nicht schmeckt, der muß sich sagen lassen: „Wo ein Brauhaus steht, braucht kein Backhaus zu stehen". Wer bei derlei Leuten Vermögensbesitz anzutreffen vermeint, »der sucht Brod im Hundsstall«. Ja, das alte römische: Ultra posse nemo obligatur, wird noch vielfach weiter variiert: „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren". »Rupf' ein Haar aus, wo keines steht«. »Steck' ihm den Weiher an und verbrenn' ihm die Fisch«. »Lauf ihm nach und schelt ihn Plattkopp«. »Guck in den Mond«. »Steck den Hühnern Heu auf«. Die allgemein verbreiteten Sprichwörter: Art läßt nicht von Art und: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, heißen ins Wetterauische übertragen: „E Atzel heckt kan Daub", dem Sinn nach: von einer Elster können nicht Tauben gezüchtet werden; von bösen Eltern ist nicht zu erwarten, daß sie ihre Kinder zu guten Menschen erziehen. Was Moltke als Wappenspruch führte: Erst wägen, dann wagen; was uns als Lateinvers überkommen ist: Quidquid agis, prudenter agas et respice finem; was wir durch den Sinnspruch ausdrücken: Vorgetan und nachbedacht hat Manchen in groß' Leid gebracht, das wird in der Wetterau durch ein der Küche entlehntes Bild: das Umrühren des Breies, der nicht anbrennen darf, dargestellt: „Vorn gerührt brennt hinten nicht an". Namentlich soll damit gesagt sein, daß man Abmachungen mit Andern klar und erschöpfend vor der Ausführung treffen soll. Dagegen soll man sich nicht ohne Not in die Angelegenheiten Anderer mischen: „Was dich nicht brennt, das blase nicht". Wer »sich um die Händel im Mond kümmert« oder gar dabei die eigenen Angelegenheiten vernachlässigt, der fängt für Andere Ratten und für sich keine Mäuse. Man muß zugreifen, wo sich die Gelegenheit bietet und nicht auf unsicheren Gewinn spekulieren: Der Hunn-eich eaß mer läiwer as der Hätt-eich (Der Habe-ich ist mir lieber als der Hätte-ich).

Wie schädlich feige Furcht ist, zeigt das Wort: „Wer sich fächt, den kräit de Buz." (Wer sich fürchtet, den kriegt der Popanz, das Gespenst, mit dem man die Kinder schreckt.) Die Nacht ist keines Menschen Freund. Damit stimmt überein: „Bei der Nacht sind alle Kühe schwarz", und: „Im dunkeln ist gut munkeln". Dagegen ist auch bald der Tapferkeitsheuchler, der Schwadronör

erkannt und verspottet: „He gitt merem Steacke bei e dut Hinkel" (Er geht mit einem Stecken bei ein totes Huhn). —

Mit dem Gegensatz von arm und reich beschäftigt man sich viel: „Der Zehnte weiß nicht, wie sich der Elfte ernährt"; Wer keine Aussicht hat, jemals Vermögen zu erlangen, »der ist unserm Herrgott einen armen Mann schuldig«; er ist »so arm wie Hiob«. Der Pechvogel, der immer den günstigen Moment verpaßt: »wenn's Hirsebrei regnet, hat er keinen Löffel«. Alsdann gilt's, still und verborgen die Armut zu tragen, und es wird gemahnt: »Bruder, laß das Armutchen nicht merken, und wenn der Bettelsack an der Wand verzweifelt«. Da »macht man aus der Not eine Tugend« und »ißt vor Dalles Weißbrod« (d. h. wer nicht so viel Geld besitzt, daß er einen großen Laib Schwarzbrod kaufen kann, kauft ein kleines Weißbrod, das für weniger Geld zu haben ist). Das Gefühl der Zusammengehörigkeit jeweils der Begüterten oder der Besitzlosen wird ausgedrückt durch: Geld bei Geld, — oder: Bäall zu Bäall (Bettel zu Bettel) und nach dem Satz „Reich bei Reich, Bäall bei Bäall" muß auch der Bursche bei der Wahl seiner Gattin verfahren. Der Arme, einzeln, gilt als machtlos: »Woas geb ich uffem oarme Mann sein Zorn!« Die Vielheit dagegen verlangt schon eine andere Würdigung: „Nur langsam mit den arme Leut, es gerere goar vill". Doch auch sie sind schwer unter einen Hut zu bringen: „Vill Köpp, viel Sinn". Wer in seinen Vermögensverhältnissen zurückgeht, der schließt wohl auch mitunter »Händel wie der Jud von Worms«, vielleicht »kauft er auch eine Katz' im Sack«, infolgedessen »kommt er vom Gaul auf den Esel« und das End vom Lied ist, daß er »auf den Hund kommt«.

Eine gewisse, den Verhältnissen angepaßte Opulenz ist gebilligt: „Wo nichts ist, kommt nichts zu." Geizig ist gleichbedeutend mit hungrig. So ist denn der Geizhals »so hungrig wie eine Kirchenmaus«. Ja man sagt von ihm: »er beißt sich läiwer en Finger oab«, ehe er Jemand eine Wohltat erzeigt; »er läßt sich für einen Groschen ein Loch in's Knie bohren«.

Der große Reiz des Geldes, aber auch der Vorzug der Barzahlung vor dem Borgsystem wird gekennzeichnet in dem Satz: »Bar Geld lacht«. Bedenklich klingt: „Dem goldnen Esel stehen alle Türen offen". Erfreulich ist jedoch der feinere Geruchsinn, den der Wetterauer gegenüber dem alten Römer bekundet. Während der letztere der Ansicht war: non olet, d. h. nimm, was du kriegen kannst, Geld riecht nicht, wittert der Wetterauer mit feinerem Emp-

finden das Widerwärtige und Ungesunde des Protzentums und spricht das aus: »He stinkt noach Gäald« (Er stinkt nach Geld). Eine geistvolle Kritik der Selbstsucht kann man aus dem Sprichwort „Selber essen macht fett" herauslesen. In der Regel wird ja damit der Egoismus empfohlen, denn die Betonung liegt auf „Selbst". Da aber Fettwerden nicht zu den begehrenswerten Dingen gehört, — nur Schlachtschweine und -Ochsen werden gemästet — so wird an dieser Bewertung des Egoismus auch ein feinfühliger Ethiker nichts aussetzen!

„E blihrer Hound wird säilte fett" (Ein blöder Hund wird selten fett) will besagen, daß ein schüchterner, unbeholfener Mensch es nie zu etwas bringen werde. Die Freude am erworbenen und gesicherten Besitz bekundet: „Dahaam ist dahaam" (Daheim ist daheim).

Mit der Freigebigkeit ist es heutigen Tags schlecht bestellt: „Der Schenker ist gestorben, der Henker lebt noch". Kindern, die ein Geschenk erwarten, verspricht man: »ein silbernes Nixchen (= Nichtschen) und ein goldenes Wadeweilchen (= Warte ein Weilchen)«. Geschenke soll man dankbar annehmen und nicht bemängeln: „Einem geschenkten Gaul guckt man nicht in's Maul". Aus der Zeit der Bettelmönche rührt wohl noch her: „Es gött kan Paff e Opper seröck" (Es gibt kein Pfaffe ein Opfer zurück). (Soviel wie: Die Kirche hat einen guten Magen.)

Ordnungssinn bezeugt: „Wie der Herr so's Geschirr". — Noch treffender ist das derbe: „Jed' Sau bleib' vor ihrem Trog". Wer Gelegenheit hat zu beobachten, wie das sonst so verachtete Schwein darauf hält, daß es am Futtertrog immer denselben Platz einnimmt, wie dabei eines das andere stößt und drängt, bis jedes an gewohnter Stelle sich befindet, dem wird das Treffende des gewählten Bildes klar, das besagen will, daß Jeder den ihm im Leben einmal angewiesenen Platz behaupten und voll ausfüllen soll. Dem Schwankenden, der bald dieses, bald jenes ergreift, dem gilt: „Schuster bleib' beim Leisten", und leicht kann es ihm passieren, daß es von ihm heißt: »He eaß uff de Waan zu kurz und uff de Kärrn zu lang« (Er ist auf den Wagen zu kurz und auf den Karren zu lang). Damit soll gekennzeichnet werden der mit seiner Lebenslage Unzufriedene, der zu größerer Bedeutung, zu größeren Erfolgen gelangen möchte, dem aber die Erfordernisse dazu abgehen. Ordnung muß sein: „Order pariert oder nach Spandau marschiert." Denn sonst, wenn »der Eine will haar und

der Andere hoit (links und rechts)«, da kann's nicht ausbleiben, daß man schließlich »nicht weiß, wer Koch oder Keller ist«, daß »ein Durcheinander wie Kraut und Rüben« entsteht. Alsdann »ist Pole uff« und »polisch Wirtschaft«. Da finden sich verwahrloste Gerätschaften, »die sind eingerostet, wie dem Tyroler sein Bohnedippe«. Hält Jemand dagegen auf Ordnung, so steht jedes Ding an seinem Platz und man kann sagen: »Er hat's im Griff wie der Apotheker den Kasten« oder »wie der Bettelmann die Laus«. Audacter calumniare, semper aliquid haeret ist nur nach dem letzten Teil in der Wetterau vorhanden: „Wu sich's mommelt, heckt sich's"; oder: „Mr schwätzt von naut, es kimmt von aut". Beide Sprichwörter wollen besagen, daß hinter jedem Gerücht etwas Wahres stecke. Dann kann es so weit kommen, daß es »die Spatzen von den Dächern pfeifen«. „Wie's in den Wald schallt, schallt's wieder heraus", ist allgemein bekannt und verständlich. —

Dem philosophisch veranlagten Grübler und Denker begegnet man öfter in der Wetterau. Auf seine Sinneswahrnehmungen glaubt er sich zunächst verlassen zu können: „Woas mei' Aage sehn, glaabt mein Herz". Wer aber nur die Sinnenwelt kennt, über die materialistische Weltanschauung nicht hinauskommt, den taxiert er geringschätzig: »He glaabt, daß sieben Pound Reandflaasch e goud Sopp koche« (Er glaubt, daß 7 Pfund Rindfleisch eine gute Suppe kochen), und die ganzen Bedürfnisse, leibliche wie geistige, einer solchen Persönlichkeit bezeichnet er: »Er braucht nichts als satt und warm«. Sicher ist er zum Anfang der Weisheit gelangt, der in der Erkenntnis besteht, daß wir immer noch lernen müssen, denn er spricht sich aus: „Mr wird su ahlt wäi e Kouh und learnt immer noch dezou" (Man wird so alt wie eine Kuh und lernt immer noch dazu). Die Festlegung der Begriffe hat er als notwendig erkannt für die ersprießliche Erörterung eines Gegenstands, denn sonst »schwätzt der Eine von Heu und der Andere meint Stroh«. Der Kritik gegenüber seinem gefaßten Urteil begegnet er kurz: »Steck Dir einen Stecken dabei!«. Den Geistesarmen denkt er sich »mit einem Brett vor'm Kopf«, hält ihn für »dumm wie Bohnenstroh«; spottet seiner, »daß er nicht weiter denke, als man mit einer alten Kuh wirft«; und schätzt das Wissen des Andern spöttisch ein: »Er weiß mehr wie sieben Paar Ochsen«, oder auch: »Wenn ich wüßte, was der nicht weiß, dann wär ich ein gescheiter Kerl«. Der geistig Rege gilt als »nicht auf den Kopf gefallen«; »er weiß, wo Barthel den Most holt«; »er läßt sich kein X für ein U vor-

machen«; »er läßt sich auch kein Fell auf's Auge schwätzen«. Aufschneider und Übertreibungen wehrt er ab: »Mach' mir die Vögel (oder: die Gäul; oder: den Schimmel) nicht scheu«. Auch lehnt er es ab »Streit anzufangen um des Kaisers Bart«. Aussichtslose Beschäftigung mit einem Gegenstand nennt er »leer Stroh dreschen«.

Wer voreilig Schlüsse zieht, Zwischenglieder übersieht, dem sagt man: »Sag nur Teller, da liegt die Wurst schon drauf«. Er kennt den Superklugen, der »die Flöh husten hört« oder »das Gras wachsen sieht«. Ferner spricht er vom „Überstudierten", der »vor lauter Bäum den Wald nicht sieht«, und vom „Ausstudierten", der dabei aber nie eine Hochschule besucht zu haben braucht, sondern der »mit allen Hunden gehetzt ist (in der Gaunersprache: gerissen)«. Der Autoritätenglaube wird eingeschränkt: »Gescheite Hühner legen auch manchmal neben's Nest«.

Wenn die praktische Verwertung des Gelernten, die Anwendung des Wissens in der Lebensführung vermißt wird, so ist seine Ansicht: »Je gelehrter, je verkehrter«. Bemerkenswertes »schreibt man sich hinters Ohr«, nimmt's »ad notam (gesprochen: „in Aknodem")« oder »macht sich einen Knopf in die Nase« (als Gedächtnisnachhilfe); jedenfalls »läßt man's nicht zu einem Ohr hinein und zum andern herausgehen«.

Klugen Leuten braucht man nicht »mit dem Scheuertor zu winken«, sie »riechen Lunte« und »merken den Schnupfen«. Sie lassen sich nichts aufbinden, sondern wehren ab: »Das kannst du Einen weißmachen, der keine Knöpfe an den Hosen hat (oder: der die Schuh mit Wid gebunden hat)«.

Die Missetaten des Bösewichts drücken sein Gewissen, denn sie »kommen ihm zum Bauchbiß«. Der Glaube schon an eine irdische Vergebung tritt hervor: »die Steine auf der Gasse helfen dazu«.

Wie ein Jeder von der eigenen Ideenwelt auf gleiche Gedanken des Andern schließt, das drückt aus: »He nimmts an seine Birn oab, wann dem Andern seine zeirig sein« (Er nimmt's an seinen Birnen ab, wenn die des Andern reif sind). Ähnlich ist: »Man sucht keinen hinterm Busch, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat«.

Ungeberdige Leute soll man derb zurechtweisen: »Narren muß man mit Kolben lausen«. Wer öffentliche Angelegenheiten in aufgeregter Weise und mit Übertreibungen bespricht, dem sagt man: »Laß die Kirch im Dorf«.

„Dem bösen Hund gibt man ein Stück Brot mehr" ist verständlich. Gewarnt wird der derb Zufahrende: „Mit Schlägen macht man die Hunde bös". Dem Kranken ist das Frühjahr nicht günstig: »Was der März nicht will, nimmt der April«. —

Der Teufel spielt in der Wetterau eine ganz hervorragende Rolle. »Als der Deiwel noch ein kleiner Bub war«; »vor Olms Zeiten«, bezeichnet eine lang vergangene Zeit, in der auch noch einfache Verhältnisse herrschten. Er ist recht unnütz, Unmöglichkeiten in den Kreis seiner Berechnungen aufzunehmen; dies wird ausgesprochen in dem Irrealis: »Wenn tausend Teufel Batzen wären, und Fluchen wär kein Sünde!« Daß Einer den Anderen »überdeiwelt«, kommt vor. Eine unangenehme Besprechung erledigen oder überhaupt Unangenehmes mit einer uns nicht zusagenden Persönlichkeit erledigen, heißt »dem Deiwel auf den Kopf treten«; oder allgemein gesagt: »Einem das Maul gönnen«; oder: »in den sauren Apfel beißen«. Etwas Besseres kommt nicht nach, denn „nach dem Wolf kommt der Teufel". „Besser Unrecht leiden als Unrecht tun", wird stark angezweifelt, denn „Was nützt mich's, wenn einen der Teufel holt, und ich muß den Fuhrlohn bezahlen?" Im Gegenteil: „auf groben Klotz ein grober Keil", andernfalls ergibt sich die resignierende Gleichgültigkeit: »Hat der Deiwel die Geis geholt, mag er den Bock auch noch holen«; oder: »Fort und hin ist einerlei«; »gehoppt ist wie gesprungen«; alsdann »bläst man Trübsal nach Noten«.

Ein Vielschwätzer »schwätzt dem Teufel ein Ohr ab«. Dabei wird natürlich »viel Blech geschwätzt«, und der ist dumm, der das »alles für bare Münze nimmt«. „'s ist all ein Deiwel" bezeichnet äußerlich Verschiedenes, aber in übler Wirkung Gleichartiges. »Verklag die Hex beim Deiwel (oder: den Deiwel bei seiner Großmutter)« ist gleichbedeutend mit: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Man soll »den Deiwel nicht an die Wand malen«, d. h., man soll sich nicht ohne Not der Versuchung aussetzen, nicht mit schlechten Gedanken spielen, denn „Wer dem Deiwel den kleinen Finger gibt, dem nimmt er gleich die ganze Hand". Der Verbrecher unterliegt seinen finsteren Gedanken; er ist gedacht als unter einem dämonischen Einfluß stehend: »der Deiwel hott ihn om Sahl« (Der Teufel hat ihn am Seil) oder im minder schweren Fall: »ihn reit' der Deiwel«. Daß einen der Teufel holen solle, ist ein oft gehörter Wunsch; bei erschwerenden Umständen wird gebeten, daß das »lotweis« geschehe. Was ein gewandter, beweglicher Bursche

ist, »der ist dem Deiwel aus der Kietze gehüpft«, und man traut solchem zu, daß er »den Deiwel auf dem blachen Feld fängt«. Zwischen Teufel und Satan wird unterschieden. Es gibt „dumme Teufel“ und „arme Teufel“; der elegante und raffinierte Bösewicht heißt Satan.

Die Hölle wird erwähnt in der bekannten Redensart: »einem die Hölle heiß machen«. Wer arg sündigt, »der kommt mit Schuh und Strümpfen in die Hölle«.

Der Hexenglaube wird im Spruchschatz nur ironisch behandelt. Über die Vorbereitungen der Kartenschlägerin bei ihrem Handwerk wird gesagt: »sie macht ihren Hokus-Pokus«. Von dem Hexenmeister sagt man spöttisch: »er kann mehr wie Brot essen«; oder: »er ißt einen Laib Brot im Dunkeln«; oder: »er kann blau pfeifen«.

Von der Bibel nimmt man an, daß sie der Auslegung bedarf. Wahrung der Selbständigkeit hierin und Mißtrauen gegen das fremde Urteil spricht sich aus: »Es legt sich ein Jeder die Bibel aus, wie es ihm paßt«. Aus Bibel und Katechismus schöpft die volkstümliche Spruchweisheit manches treffende Wort: „Not ‚lernt‘ beten“. »Sie kann anhalten wie das Kanäisch Weib«. »Es ist einer aus der siebenten Bitt'«. »So alt, wie Methusalem«. »Von Pontius zu Pilatus schicken«. »Er hat nicht so lang Ruh, als man Amen sagt«. (»So arm wie Hiob« war schon erwähnt.) Wer im Begriff ist, sich schwer zu vergehen, der wird gewarnt: »Das kannst Du am jüngsten Gericht nicht verantworten«. Wen bittere Not dahin bringt, daß er sich einmal auf sich selbst besinnt: »der lernt Jesum Christum bekennen«. Hat jemand ein eifrig Ersehntes endlich erlangt, »dann hat die arm' Seel Ruh«. Das Walten der Vorsehung ist erkannt: »Es ist gesorgt dafür, daß die Bäum' nicht in den Himmel wachsen«.

Hübsch und treffend sind die Zeichnungen verschiedener Charaktereigenschaften. So heißt's vom Optimisten, Schönseher: »ihm hängt der Himmel voller Baßgeigen«; vom Griesgrämigen, Schwarzseher, Pessimisten: »er sieht aus, als hätt er die Pfalz vergiftet«, auch: »als hätten ihm die Hühner das Brot gefressen«; oder: »wie sieben Tage Regenwetter«; vom Polterer, der Etwas unvermittelt vorbringt: »er fällt mit der Tür in's Haus«; vom Starrköpfigen, Eigensinnigen: »er will mit dem Kopf durch die Wand«; vom Energischen, Entschlossenen: »er macht nicht viel Federlesens«; oder »kurze Funfzehn«; vom Unentschlossenen, taten-

losen Träumer: »er weiß nicht, wo er sein Ei hinlegen soll«; oder: »er wartet darauf, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen«; vom Zerstreuten: »er sucht den Esel und reitet darauf«; vom Unüberlegten, Tollkühnen: »er reitet einen tollen Gaul«; vom Mutlosen, Verzagten (Hasenfuß): »ihm fällt das Herz in die Schuhe«; vom Rachsüchtigen: »er hat Einen auf der Muck«; oder: »auf dem Strich«; vom Schadenfrohen, Boshaften: »er lacht nur, wenn einer ein Bein bricht«; vom Mißgünstigen: »ein Aug gäb er drum, wenn der andere keins hätt«; vom Begehrlichen, Wucherer: »er nimmt den Sack mitsamt dem Zipfen«; vom müßigen Gaffer: »er hält Maulaffen feil«; vom Leichtsinnigen, der so viel verspricht, daß er's unmöglich halten kann: »er verspricht den Himmel, aber man kann sehen, wie man hineinkommt«; von der Arbeit des Ungeschickten: »man meint, der Watz habe es geleckt«; vom Stattlichen, Selbstbewußten (Persönlichkeit, Individualität): »das ist ein Mann in seinen vier Ecken«; vom Kraftmenschen: »er glaubt, er könne die Welt bannen«; vom Niedriggeborenen, dunkler Herkunft: »er ist unter den Hecken jung geworden«; vom Überlegenen, durch die Verhältnisse Begünstigten: „Da kann's der Narr dem Doktor abgewinnen«; vom Aufgeregten, der den Kopf verloren hat: »er ist aus dem Häuschen«; vom Spekulanten: »er: wirft mit der Wurst nach der Speckseite«; vom Unwahren, Heimtückischen: »auf den Sack haut er und den Esel meint er«; oder »er schlägt auf den Sack und trifft den Esel«; sowie: „Man guckt einem auf die Stirn, aber nicht ins Hirn"; vom Enttäuschten, Abgeschreckten: »er hat stumpfe Zähne gekriegt«; oder: »da hält der Ochs am Berg«; vom Inkonsequenten, Verkehrten: »Wasch mir den Buckel und mach' mich nicht naß«; oder: »er zäumt den Gaul beim Schwanz auf«; vom Dieb, der den begangenen Diebstahl leugnet, aber den gestohlenen Gegenstand besitzt: »er hat's auf der Wiese vor dem Fenster gefunden«; vom berechnenden Wagemut: »komm ich über den Hund, komm ich auch über den Schwanz«; vom Zornigen: »ihm schwillt der Kamm«; vom Hochmütigen: »ihm steigt der Gickel«, oder: »er setzt sich auf den hohen Gaul«; vom Übermütigen: »ihn sticht der Hafer«; vom Scheinheiligen: »er stellt sich, als könne er kein Wässerchen trüben«, oder: »er ist so brav wie's Pfaffen-Hündchen«; vom Unverbesserlichen: »an dem ist Hopfen und Malz verloren«, oder: „Wer einmal Bleß heißt, heißt Bleß" Von der naseweisen Jugend sagt man, sie sei »noch nicht hinter den Ohren trocken«. Der Neugierige, Schaulustige wird abgefertigt

»es ist eine Kuh aufgeflogen und hat den Schwanz verstaucht«. Eine gewisse Zurückhaltung, Wahrung der Würde ist nötig, denn „Wer sich unter's Grüne mengt, den fressen die Gäns", und: „Pack hägt sich, Pack verträgt sich". Erfolglose Bemühungen gegenüber dem Unzugänglichen sind bezeichnet: »Dem Ochs in's Horn petzen« (tauben Ohren predigen). Unerwünscht vertrauliche Annäherung (z. B. Duzen) wird abgewehrt: »Haben wir die Säu zusammen gehütet?« (neuerdings: »sind wir zusammen die Treppe heruntergefallen?«)

Über Familie und Verwandtschaft. Die Frauenrechtlerinnen werden kurz abgetan: »Lange Röck (oder: Lange Haar) und kurzer Verstand«. Die Frau gibt es aber dem Mann zurück: »Du bist nicht recht bei Groschen (bist nicht recht bei Trost; nicht recht gescheit)«. Allenthalben ist zu hören: „Jung gefreit hat noch Keinen gereut". Über die ideale Auffassung der Ehe sind feste Ausdrucksformen nicht im Umlauf, wohl darum, weil man es nicht liebt, tiefere Empfindungen in Worte zu kleiden. Dagegen wird das mit Eingehung der Ehe zu erlangende Heiratsgut gelobt: „Gut gefrühstückt spürt man den ganzen Tag, gut geschlachtet ein ganzes Jahr, und gut geheiratet sein Leben lang". Und noch derber, ja roh klingt: „Gäulverrecken — das gibt Schrecken; Weibersterben — kein Verderben". Tadelnswertes Gebahren eines Wittmanns bezeichnet man durch: „Wenn der Herrgott einen Narren haben will, läßt er einem alten Mann die Frau sterben". Die verwandtschaftlichen Verhältnisse sind der Berücksichtigung empfohlen: „Das Hemd ist mir näher wie der Rock". Seine Angehörigen soll man nicht bloßstellen, sie nicht bei Fremden herabsetzen, denn „Wer sich die Nase abschneidet, verschändet sein Gesicht" und „E schlechter Vuhl, der's Nääst besudelt" (Ein schlechter Vogel der das Nest besudelt). „Vill Gebreurer mache schmale Geurer" (Viele Brüder machen schmale Güter, d. h. bei der elterlichen Teilung). „Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen", ist allgemein bekannt, ebenso die Empfehlung für Eltern, ihr Gut nicht zu früh abzugeben: „Man soll sich nicht ausziehen, ehe man sich schlafen legt". Dann das sinnig-schwermütige: „Eine Mutter kann eher zehn Kinder ernähren, wie zehn Kinder eine Mutter." —

Ueber das Verhältnis zur Obrigkeit ist zu hören: „Met huche Herrn eaß näit gout Kirsche easse" (Mit hohen Herrn ist nicht gut Kirschen essen). Man »geht gleich an die richtig Schmied« und zwar »geht man zum Schmied und nicht zum Schmiedchen«.

„Gestrenge Herrn regieren nicht lang“, wird meist nur noch in übertragenem Sinn, z. B. für starke Kältetage, gebraucht. Den untauglichen Beamten »hat unser Herrgott im Zorn gemacht«. Von manchem heißt es auch, mit ihm sei »der Bock zum Gärtner gesetzt«. Der Begünstigte »hat einen Vetter im Konsistorium«. Von allgemeinerer Beziehung ist noch: „Wenn man an den Hund will, hat er Leder gefressen“, gleichbedeutig der Fabel vom Wolf, der das Schaf beschuldigte, das Wasser getrübt zu haben.

Damit sei abgeschlossen. Ausgelassen sind Sprichwörter, die zwar in der Wetterau gebraucht, aber nicht im Dialekt gesprochen werden und deshalb als junge Entlehnungen zu betrachten sind, z. B.: Gut Ding will Weile haben; Eile mit Weile, u. a. m.

Gewiß läßt sich aus dem Reichtum und der Vielseitigkeit des Spruchvorrats der Wetterau, der übrigens im Vorstehenden noch lange nicht erschöpft ist, ein Einblick in die Denk- und Anschauungsweise einer weiten Volksschicht und der Schluß gewinnen, daß hier ein reg entwickeltes Geistesleben vorhanden ist. Nur muß man von den Athenern an der Wetter nicht mehr verlangen, als von ihren Geistesgenossen im alten Griechenland; hier wie dort gilt sehr oft, daß die Athener wissen was recht ist, aber sie tun nicht, was recht ist. Immerhin verbürgt der Umstand, daß diese Sprachornamente von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und immer wieder als treffender Gedankenausdruck befunden und übernommen worden sind, das Vorhandensein manchen guten Gedankens, von dem zu wünschen und zu hoffen ist, daß er weiter lebe und wirke.



Kleine Mitteilungen.

Volkskundliche Nachlese aus Langsdorf und um Langsdorf herum.

Es ist meine Meinung, daß die Volkskunde mehr wie jede andere Wissenschaft der Mithilfe auch der Ungebildeten und der sogen. Halbgebildeten insbesondere nicht entbehren könne. Diese untersten und mittleren Schichten der Bevölkerung sind es, die treuer als die oberen und obersten altes Volksgut in Sprache, Sitten und Gebräuchen bewahrt haben. Mag es auch nur verstümmelt unter ihnen weiterleben und dauern, dem wissenschaftlich ausgerüsteten Forscher, dem aber dabei ein feines Gefühl für die Regungen der Volksseele innewohnen muß, ist es zumeist möglich, es lebensvoll zurückzugestalten. — —

Nachfolgende kleine Beiträge, die ich bei Gelegenheit ergänzen möchte, habe ich so fast ohne Suchen gefunden. Sie erscheinen hier unbeschwert von wissenschaftlicher Kommentierung, und sollen in diesen Blättern nur einfach verzeichnet stehen zur freien Verfügung aller, die irgend Interesse an ihnen nehmen, hier aufbewahrt, gleichsam wie in einem Archiv, für die wissenschaftliche Volkskunde.

Ich möchte, daß viele mit volkskundlichen Beiträgen aus der Heimat mir folgen möchten:

1. Abzählreim. So spricht die Großmutter zu Bettenhausen, wenn sie an den Fingerchen des kleinen Kindleins abzählt, aufhörend mit dem 5. (kleinen) Fingerlein:

„Pinkenählche
Schlug sein Zeltche
Ubern Rhein,
Wu die vier Canallje sein.
Vier Canallje backe Brudt,
Schmeiß' die ahle Bauern dudt.
[Von hier ab ganz hochdeutsch] Alte Frau ging in' Garten,
Wollte welsche Hinkel lacken:
Gibbig, gabbig, gum,
Wir woll'n dem kleinen Kindelein
Sein Fingerlein abtun.

2. Die Schlottenhäger (siehe „Hess. Blätter für Volkskunde", Band I, S. 137 ff.).

Der zu Nonnenroth am 26. März 1819 geborene, zu Langsdorf wohnhafte Gastwirt Martin Trapp machte über das einstige „Schlottenhaagen" zu Nonnenroth folgende Angaben:

a) Die Schlottenhäger wurden ernannt alljährig auf ersten Ostertag, und zwar immer auf der Frohnwiese nahe beim Dorf.
b) An diesem Tag wurden sämtliche Schüler zu Nonnenroth am oberen Ende dieser Wiese in langer Reihe aufgestellt, die Gesichter nach dem unteren Ende der Wiese gerichtet. Es waren „die drei erste Leut", wie Trapp sagt, Kirchenvorstände und Gemeinderäte, die solche Aufstellung zu bewirken hatten.

c) Dann stellten die „alten Männer“ unten in der Wiese sich auf, und einer von ihnen gab der barfüßigen Schar mit seinem Zylinderhute einen Wink zu wildem Wettlauf die Wiese herab. Denn diese ehrbaren Männer mußten im Sonntagsstaat erscheinen, das würdige Haupt mit mächtigem Zylinder geschmückt.

d) Auf den gegebenen Wink setzte die gesamte Schuljugend sich in rasenden Lauf, und je nach ihrem Eintreffen am Ziel erhielten die Buben folgende Ämter und Titel:

1. Ober-Scholtheß (Ober-Schultheiß),
2. Unter-Scholtheß,
3. Schlottenhääger,
4. Räther,
5. Pack-an,
6. Kuchenfresser,
7. Schollenhipper,
8. u. s. sind nicht mehr bekannt.

Der letzte hieß „Beast“ (das bedeutet „Stinker“, daher das Wort „Stink-Beast“, d. i. stinkige Lunte).

e) Der Wettlauf hieß das „Beast-Laufen“.

f) Am „letzten Ostertag“ wurde ein vom Bürgermeister näher bezeichnetes Weidestück (es war immer dies eine) von den obigen Würdenträgern mit Hegwischen rings umsteckt, und mitten in der Wiese drin wurde auf hoher Stange der dickste dieser Wische „aufgehißt“.

Dieses Weidestück durfte vor Pfingsten nicht beweidet werden.

g) An den drei Pfingsttagen wurde „geschlottet“. Die „Schlotte“ hatte diese Gestalt: ———(▤. Sie war aus einem Stück Buchenholz gefertigt. Nur die Buben aus der Schülerzahl durften „geschlottet“ werden, aber auch solche, die man zu überwältigen sich getraute.

h) Wenn einer geschlottet werden sollte, so faßte auf den Ruf des Schlottenhäägers der „Pack-an“ den armen Sünder und rief dem „Räther“ die Frage zu:

„Schlottmooß,
Monnmooß,
Gerschtestreich:
Wäi vill soll ich em geawwe?“

Darauf bestimmte der „Räther“ die Anzahl der zu verabreichenden Streiche.

i) Der Ober-Scholtheß war der Oberanführer, er ordnete alles an: ob Einer „geschlottet“ werden, ob Einer „Schollen-hippen“ sollte u. dgl. m.

k) Mädchen, die mit kuchengefüllten Taschen auf die Wiese kamen, wurden auf Befehl des Ober-Scholtheß vom „Pack-an“ gefaßt und ihrer Vorräte beraubt.

l) All diesem Beginnen aber ging ein Zug der Schlottenhääger durch Dorf und Wiesen voraus.

Der „Beast" ging hinterher. Meist war es der kleine, arme Dorfbub. Er ging hinterher und mußte zusehen, daß keiner zurückbleibe. Beim letztenmal, im Jahre 1829, da war dies der kleine und arme Martin Trapp, des Ortsdieners Sohn, dem wir diese letzte Kunde verdanken.

Der kleine Schelm, auf dem Kopfe trug er einen mächtigen Zylinderhut, ein lang nachschleifender blauer Frack mit gelben Messingknöpfen und ein mächtiggroßer, mit silbernem Knopf gezierter Schultheißenstock vervollständigten den trefflichen Anzug. Über Schultern, Rücken und Brust trug er seines Amtes eigentliches Auszeichen: ein Lederband mit Messingnesseln und mit roten und allerlei farbigen Bändern geziert.

m) Bevor aber der Zug am 1. Pfingsttag begann, zogen sie zum Bürgermeister. Dieser stellte eine Anweisung auf die Gemeindekasse aus, und die ganze Gesellschaft nahm 45 Kreuzer als Belohnung für die vorhin erwähnte Weidenhegung in Empfang.

Um das Jahr 1830 wurde das Schlottenhaagen zu Nonnenroth durch den Lehrer Nürnberger abgestellt.

3. Der blauen Farbe wurde früher in Bettenhausen und in Langsdorf wunderbare Heilkraft zugeschrieben:

a) Wenn jemand krank wurde, so durfte er nicht anders als unter einer Bettdecke von blau-gedruckter Leinwand liegen; anderes Zeug (Kattune und andersfarbiges) „zieht Flüß" (Schlagflüsse, Krämpfe etc.) nach sich.

b) Wenn jemand sich gestoßen oder sonstwie Beulen davongetragen hatte, so mußte die verletzte Stelle mit einer blauen Schürze gedrückt (massiert) werden.

c) Gegen Halsweh wurde während der Nacht der Hals mit einem blauen Strumpf, und zwar mit dem Strumpfe vom linken Bein umwunden [1]).

Langsdorf. Ph. Köhler.

---

[1]) Derselbe Glaube wird uns für die Gegend von Echzell in der Wetterau bezeugt: Auf entzündete Stellen und Geschwülste wird eine neue, blaugefärbte, leinene Schürze gebunden. Auch die Kamillensäckchen macht man dort aus blauem Leinen. Weitere Belege für die Vorstellung der Heilkraft der blauen Farbe gibt Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II, 275; vgl. auch K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, 435, Nr. 2016. Nach Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube [3] § 537 schützt man in Mecklenburg die Kinder vor Bräune durch einen um den Hals gebundenen blauen Wollfaden, nach § 581 bindet man in Thüringen das Türschloß der Wochenstube mit einem blauen Schürzenband zu. [D. R.]

Umfrage.

Dorfneckereien. (Eine Umfrage.) Im zweiten Heft der Blätter des badischen Vereins für Volkskunde hat Professor F. Pfaff einen interessanten Aufsatz „Dorfsprüche oder Ortslitaneien aus dem badischen Oberland" veröffentlicht. Volkshumor, oft urwüchsiger Art, birgt sich in diesen Neckereien, auch mancherlei geschichtliche und kulturgeschichtliche Hinweise finden wir in ihnen. So ist dieses Kapitel der Volkskunde wohl einer näheren Betrachtung wert. Der Unterzeichnete beabsichtigt nun, solche Dorfneckereien und Litaneien für das badische Unterland, einschließlich der Ämter Karlsruhe und Pforzheim, zu sammeln, und es ergeht daher die Bitte um Mitteilung hierher gehörenden Stoffes. Wenn irgend möglich, mögen auch Erklärungen von Spottnamen und Spottversen hinzugefügt werden unter ausdrücklicher Angabe, ob eine solche Erklärung die des Einsenders oder die im Volk selbst im Umlauf befindliche ist.

Zur Erläuterung dessen, was gewünscht wird, mögen folgende Beispiele dienen, die, soweit mir bekannt, noch nicht veröffentlicht sind.

Die Obrigheimer im Amt Mosbach werden die „Kröpfer" genannt, weil viele von ihnen Kröpfe haben. Eine andere Erklärung ist folgende: Einst waren sie von dem damaligen Fürsten zum Treiben aufgeboten, und dieser hatte bestimmt, alle diejenigen, die Atmungsbeschwerden hätten, sollten durchs Tal ziehen. Sie aber wählten alle den bequemen Weg und trugen so den Spottnamen davon.

Von den Bewohnern von Kembach und Dietenhan singt man:

Weßt de dann, wu Kembi leit?
Kembi leit bei Diede,
Wu's die schöne Mädli geit,
Mädli wie die Wiede,
Mädli wie die Eierweck,
Bube wie die Säueseck.
Mädli wie die Hopfestange,
Bube wie die Säurange.

Und nun noch eine Litanei:

In Schwetzinge nit geutzt
In Plangscht (Plankstadt) nit gedutzt,
In Eppele (Eppelheim) nit verhaue,
Der hots Gottvertraue.

Da in Grenzgegenden solche Neckereien besonders im Schwange sind, so wird uns auch mancher Hesse einschlägigen Stoff beibringen können.

Wünschenswert ist es, daß die Namen und Verse möglichst in der Dialektform angegeben werden. Sollte ein Einsender aus bestimmten Gründen wünschen, daß sein Name verschwiegen wird, so bitte ich dies anzugeben. Um möglichste Verbreitung dieser Umfrage wird gebeten.

Professor Dr. B. Kahle,
Vorsitzender des Ortsvereins Heidelberg des badischen Vereins für Volkskunde.
Heidelberg, Brückenstraße 16.

Bücherschau.

N. W. Thomas, Bibliography of Folk-Lore 1905. London, D. Nutt, 1906. 8° XXXVI S.

Im Auftrag der Folk-Lore Society hat Th. zum ersten Male einen Jahresbericht über die volkskundliche Forschung innerhalb des britischen Reiches, einschließlich der Kolonien, veröffentlicht. Der Bericht verzeichnet in systematischer Anordnung die während des Jahres 1905 in englischen Zeitschriften und Büchern erschienenen volkskundlichen Arbeiten, soweit sie dem Verfasser erreichbar waren. Da, wo die Titel der Abhandlungen nicht deutlich genug sprechen, sind knappe Andeutungen über den Inhalt beigegeben. Die Bibliographie ist überaus praktisch eingerichtet. Eine geographische Gruppierung des ganzen Stoffes erleichtert die Übersicht im allgemeinen. Innerhalb der einzelnen Gruppen wäre allerdings eine sachliche Gliederung das Erwünschteste. Da sich ihrer Ausführung aber große Schwierigkeiten in den Weg stellen, so wird man mit dem Gebotenen sehr zufrieden sein. Zudem wird das Fehlende durch ein alphabetisches Sachregister, dem ein Autorenregister und ein Verzeichnis der (72) Zeitschriften zur Seite stehen, vollständig ersetzt. Durch geschickte Abkürzungen und besonderen Druck ist eine solche Raumersparnis erzielt worden, daß die inhaltreiche Bibliographie nur 36 Seiten umfaßt: eine Zusammenstellung vonmustergiltiger Kürze. Es freut mich, daß der hessischen Vereinigung für Volkskunde ein Stück Arbeit abgenommen ist, und wenn ich einen Wunsch anfügen darf, so ist es der, daß der Verfasser künftig das ganze englische Sprachgebiet, also auch Nordamerika, in seinen Jahresbericht einbeziehen möge.

Gießen. L. Dietrich.

Guilelmus Gundel, De stellarum appellatione et religione Romana (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten III, 2). Gießen, Töpelmann, 1907. 8°. 160 S.

In dem Titel der vorliegenden Abhandlung ist das Wort **Romana** zu betonen; denn in der Absicht, möglichst ein Bild von den wirklich im Volke lebenden Anschauungen zu geben, zieht der Verfasser nur die Sterne und Sternbilder in den Kreis seiner Betrachtungen, deren Kenntnis sich schon vor dem Eindringen der griechischen Kultur nachweisen läßt. So bleiben von Einzelsternen nur **lucifer vesper** und **canicula**, denen, als ziemlich früh in den römischen Gesichtskreis getreten, **arcturus** angegliedert wird, und von Sternbildern **septentriones, iugulae, vergiliae, suculae**. Bei jedem einzelnen Gestirn behandelt der Verfasser zunächst die Namen (die rein philologischen Partien, sowie einzelne technische Fragen können hier übergangen werden), sodann die damit in Verbindung gebrachten Vorstellungen, wobei, soweit angängig, Römisches und Griechisches zu scheiden versucht wird, woran er in aller Kürze Astrologisches (worin er etwas ausführlicher hätte sein können) und Christliches anfügt.

Bezeichnend für den so nüchternen römischen Volkscharakter ist es, daß nur so wenig Gestirne überhaupt das Interesse erregt haben oder ihren alten Namen haben nicht völlig untergehen lassen können, nicht weniger, was Ver-

fasser mit Recht des öfteren betont, daß die Verehrung der Gestirne als Götter ebenfalls nicht altertümlich und ursprünglich ist. Ob beim Hundsstern wirklich eine Ausnahme vorliegt? Die Erfindung der wenigen Bilder verdankt ihren Ursprung dem alltäglichen Leben. Triones und suculae können erst benannt worden sein, als man zu Ackerbau und Viehzucht übergegangen war, die wenigen anderen können, müssen aber nicht aus älterer Zeit stammen. Auch die Verwendung der Sterne als Wetterzeichen stammt aus der Praxis des Bauernvolkes. Auch, daß die Sterne an allerlei anderem schuld sein sollen, ist echt volkstümlich; gilt doch hier: post hoc propter hoc. Hierher gehört die Vorstellung, daß Morgen- und Abendstern Tau erzeugen (S. 117), der Hundsstern Hitze (131), Arktur Sturm (145), der Bär Kälte (168), und das Siebengestirn Einfluß auf die Ernte hat (188). Besonders dankenswert sind die Exkurse auf christliches Gebiet. Da die meisten der angezogenen Stellen außer Lucifer = Teufel und Siebengestirn = Henne wenig bekannt sein dürften, sei daraus einiges angeführt. Isidor betrachtet z. B. den Wagen als Symbol der christlichen Kirche, wobei die drei Schwanzsterne die Dreieinigkeit, die vier anderen die vier Kardinaltugenden darstellen sollten; auch sollte er der Bär sein, der die Elisa verspottenden Knaben verschlang, oder der Feuerwagen des Elias. Orion soll Josias, Ismael oder Joseph sein, die iugulae das Auge Gottes. Mit Recht ist die canicula als Einzelstern, nicht als Sternbild gefaßt, ebenso die Verknüpfung des Opfers der robigalia mit dem Sirius als unrichtig bezeichnet. Schade, daß die interessanten Ausführungen Schiaparellis dem Verfasser nicht zugänglich gewesen sind, der die Gleichung canicula = Prokyon, canis = Sirius durchzuführen sucht, an der die wirklich Sternkundigen festgehalten hätten, die aber die Durchschnittsgebildeten nicht respektierten. Besondere Beachtung verdient die Erklärung des Bildes der iugulae (S. 177 f.), bei dem Gundel an die Gestalt des Joches erinnert, die sich ungezwungen ergiebt, wenn man das Sternbild so betrachtet, daß der Gürtel nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten geht, wozu interessante Parallelen die deutschen ebenfalls der Sphäre der Landwirtschaft entnommenen Bezeichnungen (S. 180 Anm.) bilden würden.

Ganz besonders anziehend ist aber der dritte Teil des Buches, in dem von den Volksvorstellungen über Sterne im allgemeinen ohne Rücksicht auf bestimmte gehandelt wird. Da es hier so wenig möglich ist, Altrömisches und Griechisches, allgemein Geglaubtes und Erfindungen einzelner Dichterphantasien auseinander zu halten, so kann man es dem Verfasser nicht verdenken, wenn er auf diesen undankbaren Versuch verzichtet. Dafür entschädigt er aber desto reicher durch die Fülle und die lebendige Zusammenstellung des Gebotenen, in die gelegentlich hübsche Parallelen aus dem Deutschen eingeflochten sind. Man dachte sich die Sterne als alles beobachtend, ihre Strahlen als Haare, sie haben menschliche Bedürfnisse nach Speise und Trank, demzufolge sprach man aber auch — echt naturalistisch gedacht — von ihren Absonderungen, sie sehnen sich nach dem Bad, woran Verfasser die Bemerkung knüpft, daß man sie sich deswegen wohl als kleine Lebewesen vorgestellt habe, woraus er die deminutiven Namensformen erklären will. Sie empfinden Furcht, Liebe, Sinneseindrücke, laufen, springen, reiten, fahren (vgl. auch S. 119). Dementsprechend fand man auch ihre Wege am Himmel. Für den Römer ist ganz charakteristisch, daß man sich den Himmel nie als See dachte.

Verwandtschaften der Sterne untereinander finden sich im echt Römischen nicht, dagegen wohl schon andere Vorstellungen, so z. B. die einer Herde, die vom Morgen- und Abendstern bewacht wird, die von Dienern des Mondes, von Boten oder Dienern und Wohnungen der Götter. Nur gestreift, als zu weit führend, wird das Kapitel der Magie. Des weiteren gehen neben einander her die Vorstellungen von sterblichen und unsterblichen Sternen. Katasterismen sind dem Volksglauben fremd, der ja auch keinen Sternenkult kannte, dagegen scheint die andere Ansicht volkstümlich gewesen zu sein, daß bei Geburt eines Menschen jedesmal ein neuer Stern aufleuchte, der bei seinem Tode wieder erlischt. Volkskundlich recht interessant ist der dabei angeführte Bericht aus Lissabon über die Himmelfahrt der Seele des Pabstes Leo XIII. (S. 226). Auch die Ansichten der Philosophen werden gestreift. Weniger reich, aber nichtsdestoweniger interessant, ist das, was der Verfasser in besonderen Kapiteln über Sternschnuppen, Kometen und Milchstraße beibringen konnte.

Gießen. G. Lehnert.

Die **nassauischen Volkstrachten** auf Grund des vom verstorbenen Amtsgerichtsrat a. D. Düssell gesammelten Materials bearbeitet von Friedrich Hottenroth. Herausgegeben vom Verein für Nass. Altertumskunde und Geschichtsforschung. — Mit 29 farbigen Tafeln, 39 Trachtenabbildungen und einer Religionskarte im Text sowie einer Trachtentypenkarte. Wiesbaden 1905. Selbstverlag des Vereins. 8⁰ XII und 225 Seiten.

Der Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung hat seinen Verdiensten um die Kenntnis des ehemaligen Herzogtums durch die Herausgabe des vaterländischen Trachtenbuches ein neues hinzugefügt. Er hat das Werk, die namhaften Kosten nicht achtend, aufs reichste ausgestattet mit 29 Farbendrucktafeln und 39 Zeichnungen von Einzelheiten, Kleidern mit ihren Schnitten, bäuerlichen Schmuckstücken bis zum einfachsten Blumenornament, sowie einer Religions- und Trachtentypenkarte. Glücklich war auch die Wahl des ausgezeichnetsten Kenners deutscher Trachten zum Verfasser des Textes, des als Zeichner und Geschichtskundiger durch die besten Trachtenwerke bekannten Herrn Friedrich Hottenroth in Johannisberg, dem es vermöge seiner ausgebreiteten Kenntnisse gegeben war, alle Eigentümlichkeiten einer Tracht am sichersten und raschesten zu erkennen, abzubilden und an den gebührenden Platz in der vergleichenden Trachtenkunde zu stellen. Dabei ist auch nicht vergessen worden, die mit der Tracht in Zusammenhang stehenden Gebräuche und Sitten des Volkes, ihren Wechsel bei Freuden- und Trauerfesten, auf der Wanderung und am Feierabend zu besprechen.

Die Zusammenstellung der Trachten hatte in Nassau ihre besonderen Schwierigkeiten, weil diese mit Ausnahme einiger Landstriche in Wirklichkeit gänzlich verschwunden und entweder der Arbeiterkleidung oder der Tracht kleinbürgerlicher Kreise gewichen sind. Hier besaß aber der nassauische Verein in der vom verstorbenen Amtsgerichtsrat Düssell angelegten und im Landesmuseum aufgestellten Sammlung von Trachten ein willkommenes Hilfsmittel zur Wiederherstellung des nicht mehr vorhandenen, und Hottenroth hat es verstanden, auf Grund dieser Sammlung seine Gestalten so zu zeichnen,

daß seine Bilder ganz das Aussehen von Aufnahmen nach der Natur gewonnen haben. Daß Hottenroth hier nicht bloß neben einander stehende Personen, sondern zum Teil reizende kleine Sittenbilder vorführt, bringt eine angenehme Abwechslung in die Figuren. Die Rekonstruktion der Trachten und ihrer Träger wird dann vom Verfasser auf Wanderungen durch das schöne Land vervollständigt und gesichert. Hierbei wurden auch mündliche Erkundigungen eingezogen, z. B. bei einem alten Mann in Steinfischbach, der auch einen alten Rock lieferte, nach welchem die Beschreibung verfertigt ward [1]). So ward auch festgestellt, daß im Hüttenberger Land zwischen Cleeberg und Gießen 1905 noch die meisten Schulmädchen, in Brandoberndorf (Amt Usingen) noch 1895 einige, seit 1900 aber keine mehr die Schule in ihrer heimischen Tracht besuchten [2]).

Selbst alte volkstümliche Malereien in der Kirche zu Marfels, dem Hauptort des ehemals trierischen Einrichs, wurden nicht unbeachtet gelassen [3]).

In der Zeit vom 16. Jahrhundert bis zum 30jährigen Krieg vollzog sich der Übergang der Mode aufs Land und ließ die Volkstrachten entstehen, die zu allen Zeiten im Banne der Mode stehen, während bis dahin bei der bäuerischen Kleidung keine nach Landschaft oder Volksstamm unterschiedene Tracht wahrzunehmen ist. Auch die bäuerliche Kleidung dieses ältesten Zeitraumes hat Hottenroth behandelt, mit einer Zeichnung nach einer angelsächsischen Miniatur einer Pariser Handschrift beginnend.

Zuletzt war das spätere Herzogtum an drei Fürstenlinien verteilt (25. Februar 1803), aber auch die ehemals noch im Besitz des geistlichen Kurfürsten befindlichen Landesteile hatten in der Tracht sich deutlich von den oranischen unterschieden, und die sämtlichen Spielarten der nassauischen Kleidung lieferten ihren Beitrag zum Aufbau der späteren Tracht. Daher hat sie Hottenroth nach geographischen Gesichtspunkten und nach Typen eingeteilt, wobei er den hessischen (darmstädtischen), altnassauischen, saynischen, wiedischen, trierischen (im Westerwald am deutlichsten erkennbar) und mainzischen Typus unterscheidet und eine Übersicht nach den Unterschieden in Gebieten, Trachten und Religionen gibt [4]).

Selbstverständlich bildet die Beschreibung der einzelnen Trachten den Hauptinhalt des Werkes. Sie ist äußerst sorgfältig und geht bis zu den kleinsten Stickereien der Häubchen. Wir lernen dabei eine Menge von Ausdrücken aus dem Gebiet des Kleidungswesens kennen. Besonders ausführlich ist die Tracht von Brandoberndorf gegeben, sodann auch die Trachten der verschiedenen Teile des Westerwaldes.

Marburg. Justi †.

Heinrich Sohnrey, Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Mit 10 farbigen Beilagen und 174 Textabbildungen. — Bielefeld, Leipzig und Berlin 1905. Velhagen und Klasing. Geb. 7 Mk.

Der hochverdiente Geschäftsführer des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege ist der Herausgeber dieses Buches. Und für seine schöne und wertvolle Gabe gebührt ihm der wärmste Dank. Zwar

---

[1]) Seite 51. [2]) Seite 53. [3]) Seite 149. [4]) Seite 25.

rührt von ihm selbst nur ein kurzes „Nachwort“ her, während als die eigentlichen Verfasser zu nennen sind: Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Ministerialdirektor Dr. H. Thiel-Berlin; Dr. P. Jessen, Direktor der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin; Architekt Ernst Kühn-Dresden; Geh. Ober-Reg.-Rat Hans Lutsch-Steglitz, Konservator der Kunstdenkmäler; Robert Mielcke-Charlottenburg; Oberbaurat K. F. L. Schmidt-Dresden; Oskar Schwindrazheim-Hamburg; Prof. Paul Schultze-Naumburg. Und doch hat Sohnrey, gerade indem er, wie er selbst sagt, „sich darauf beschränkte, seine Mitarbeiter zu reizen und zu locken und die Verbindung zwischen ihnen herzustellen“, Großes geleistet. — Der Satz, den er hier, wie anderwärts aufstellt, und zu dessen Verwirklichung er anregen und mithelfen möchte, auch durch die Herausgabe des vorliegenden Buches, „daß die Entwicklung des Volkstums ausmünden soll in eine wahrhafte Volkskunst“, wird kaum auf Widerspruch stoßen. Und ebensowenig der andere: „Wir deuten mit unserer Hand hinauf zu den idealen Gütern, die unser Leben schmücken, ihm Farbenreiz, Wärme und Gemütlichkeit geben. Wir wollen den Goldgrund unserer Eigenart wieder klar und leuchtend machen, und unser Landvolk davor behüten helfen, daß es durch die Schablonisierung der Empfindungen und Urteile immer mehr in dem Schlamme der Allgemeinheit versinkt.“

Daß aber bei der Durchführung solcher Gedanken nicht einseitig vorgegangen werden soll, wird gleich in der Einleitung betont. Es heißt da: „Mit der einfachen Nachahmung alter Meister, so sehr sie auch unser Kunstgefühl befriedigen mögen, wird man nur in den seltensten Fällen sich begnügen können. Was seinerzeit mustergültig war, kann es heute kaum mehr sein, da sich fast alle bedingenden Verhältnisse ganz bedeutend verändert haben.“ Und von dem gleichen Geiste haben sich die Mitarbeiter leiten lassen bei ihren Darbietungen. Diese behandeln die Themata: „Das Dorf“; „Die Dorfkirche“; „Der Dorffriedhof“; „Gemeindebauten“; „Haus und Wohnung in alter Zeit“; „Neuzeitliche Betrachtungen über das Bauen auf dem Lande“; „Bäuerlicher Hausfleiß“; „Tracht und Schmuck“; „Das Bild im Bauernhause“. — Wahrlich, ein reicher Inhalt! Und wie ist er ausgeführt! Wie viel Anregung und Belehrung könnte das Buch den Kreisen bieten, für die es in erster Linie bestimmt ist, den Behörden, deren Einfluß auf das Land sich erstreckt, den Gutsbesitzern, den Geistlichen und Lehrern! Daß die Ausstattung dem vortrefflichen Inhalt durchaus entspricht, darf nicht unerwähnt bleiben. Die in großer Zahl vorhandenen, meist mustergiltigen Abbildungen sind ein wirklicher Schmuck und erleichtern das Verständnis.

Der Wunsch Sohnreys am Schlusse des Nachworts hat seine volle Berechtigung, und ich schließe mich ihm von ganzem Herzen an, daß von der hier gebotenen Arbeit ein kräftiger Ansporn für die Betätigung der Volkskunst ausgehen möge. Auch die Mitglieder der Vereinigung für Volkskunde sollten dazu das ihrige beitragen.

Leihgestern. Strack.

Hessen-Kunst. Kalender für Kunst- und Denkmalpflege. 2. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Christian Rauch. Zeichnungen und Bilder von Wilhelm Thielmann. Marburg a. d. Lahn, O. Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung (Adolf Ebel) 1907. 4° 12 Bl., 23 S. 1 Mk.

Wenn es auch eigentlich schon ein bischen zu spät dafür ist, so möchte ich doch alle Leser unserer „Blätter“ auf diesen vorzüglich ausgestatteten und dabei sehr billigen Kalender aufmerksam machen. Jeder Freund unsrer Heimat und unsres Volkes muß an den dreißig Zeichnungen und Bildern des Willingshausener Malers, die uns hier geboten werden, seine Freude haben, und jeder Besitzer dieses Kalenders wird auch nach Ablauf des Jahres 1907 noch gerne in ihm blättern und immer von neuem es bewundern, wie der Künstler das Typische unsrer oberhessischen Landschaft und unsrer hüttenbergischen Dörfer in seinen Bleistiftzeichnungen zu schildern versteht, und ebenso werden ihn die meisterhaften Bilder unsrer Hüttenberger und Schwälmer Landsleute mit ihren alten Trachten immer wieder fesseln. Das charakteristische Profil des alten Bauern aus Merzhausen mit dem „Bonaparteshut“, eine Federzeichnung, die, umrahmt von einem bei uns sehr beliebten „Bildzeug“-Muster in Blau und Weiß, den Umschlag ziert, vergißt man so leicht nicht wieder, wenn man es einmal gesehen hat. Von den ganzseitigen Bildern sind die beiden ersten: eine alte Schwälmerin in der großen „Ketzekappe“ mit dem blauen Trauerflor und Nr. 2: drei frische Buben aus der Schwalm Wiedergaben von Ölgemälden, die übrigen sind Bleistift- und Rötelzeichnungen: 3. Ein alter Bauer im langen Kittel an der Gartentür, 4. Langgönser Mädchen in der Abendmahlstracht mit der weißen Spitzen-„Stirnhaube“, eine Vorstudie für ein inzwischen vollendetes Ölgemälde, 5. prächtiger Porträtkopf eines Schwälmer Jungen, 6. Frühling in der Schwalm, eine Waldwiese mit blumenpflückenden Mädchen, 7. Schwälmer Bauer mit Dreimaster, 8. „Schwälmer Kinder über Land“, zwei hübsche kleine Mädchen auf dem Weg ins nächste Dorf, das größere trägt den Henkelkorb, das kleine ist mit dem mächtigen Familienschirm bewaffnet, so stehen sie in ihren kurzen dicken Röckchen und mit den roten „Betzelchen“ auf dem Kopf vor uns und lassen sich ausfragen nach dem Woher? und Wohin? 9. Mädchenkopf (Porträt): es ist die Langgönserin, die wir schon aus Nr. 4 kennen, diesmal mit der „Maratz“, der im Herbst und Winter getragenen Haube. 10. Schwälmer Bauer mit der Pfeife, in Kamisol und Pelzmütze, ein feiner Charakterkopf. 11. Die Flachsbrecherinnen. 12. Schwälmerin beim Wollspinnen. 13. In der Werkstatt (Schwälmer Küfer). Die Kopfleisten zu den Kalendarien der einzelnen Monate geben Bilder aus der oberhessischen Landschaft in der Butzbacher Gegend, Dorfstraßen von Langgöns, Kirchgöns und Dornholzhausen mit den gemütlichen Fachwerkhäusern und den charakteristischen Hoftoren, außerdem die Butzbacher Wendelinskapelle, die Kirchgönser Kirche und das schöne Marburger Rathaus. An den eigentlichen Kalender schließen sich einige kleinere Aufsätze an: A. Holtmeyer, Breitenau und Paulinzella, O. Lauffer, Ein neugefundenes Altarwerk des ausgehenden 15. Jahrhunderts aus der Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., R. Haupt, Stadtmauern (mit eingehenderer Schilderung der Befestigungen von Büdingen), F. Küch, Urkundliche Nachrichten über Wandmalereien im Schlosse zu Ziegenhain, Fr. Bock, Die Zerstörung Marburgs (d. h. des alten Marburger Stadtbilds durch die moderne Bautätigkeit), O. Großmann, Jost von Rehe (auf einer buntgemalten Fensterscheibe von 1578 aus Lich), E. Benda, Von der Ausstellung des Vereins „Marburger Altertümersammlung“ (für althessische Kunst und althessisches Kunstgewerbe), Fr. Bock, Vom Rembrandt-Jubiläum; den Abschluß bildet eine Darstellung der künstlerischen Entwicklung Wilhelm Thielmanns vom

Herausgeber. Auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze können wir hier in einer volkskundlichen Zeitschrift nicht näher eingehen. Von dem Bilderschmuck dieses Teils sei nur noch erwähnt das schöne Büchereizeichen, das Thielmann für den Komponisten und vorzüglichen Kenner des hessischen Volkslieds Joh. Lewalter in Kassel entworfen hat.

Gießen. H. Hepding.

O. Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst. Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung zu Hamburg. Wien, Martin Gerlach & Co. 1904. 12 Mk.

Auf dieses schöne Buch, dessen Erscheinen schon mehrere Jahre zurückliegt, kann hier nur noch kurz hingewiesen werden. „Zur Geschichte der deutschen Bauernkunst“, „Unsere Bauernkunst in ihren Eigenschaften“ und „Unsere Bauernkunst in ihren einzelnen Erzeugnissen“ heißen seine drei Teile, alle zeugend von liebevollster Vertiefung in den Gegenstand, die an sich schon den Leser fesselt. Hinzu kommt eine große Zahl von Abbildungen, die mit feinem Verständnis ausgewählt und außerordentlich anschaulich gruppiert sind. Sie sprechen alle für sich selbst. Wer es noch nicht weiß, dem muß hier die Erkenntnis aufgehen, wie schön eben in ihrer Zweckmäßigkeit selbst die einfachsten bäuerlichen Erzeugnisse sind, bei denen von bewußter Kunstübung noch gar nicht die Rede sein kann, und mit welcher Treffsicherheit der Bauer alle Formen verwendet und behandelt, wenn er bewußt künstlerischen Schmuck anwenden will. Und wer bisher auf diese Erscheinungen wenig geachtet hat, den werden diese Bilder anregen, mit offenen Augen durch die Dörfer zu gehen. Wohltuend ist die aus dem ganzen Buche sprechende freudige Zuversicht auf die Zukunft der deutschen Bauernkunst; ich glaube nicht, daß irgend ein Leser das Buch beiseite legen wird, ohne diese Zuversicht ebenfalls gewonnen zu haben. Mag auch manches verloren gegangen sein und mag in den letzten Jahrzehnten schlechter städtischer Einfluß viel geschmacklose Neuschöpfungen auf dem Lande verursacht haben, die Gewißheit darf man haben, daß ein so natürliches und kräftiges künstlerisches Empfinden, wie es uns aus den Abbildungen Sch.'s entgegentritt, wohl zeitweilig zurücktreten, aber nicht verloren gehen kann. Es wird sich durchsetzen — und wir sehen ja heute schon die besten Anläufe dazu — und wird weiter leben und weiter wirken, und wird auch fähig sein, an Stelle alten verlorenen Gutes neues zu schaffen, das nicht weniger schön sein wird.

Wir wollen nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auf das ebenfalls von O. Schwindrazheim verfaßte treffliche 20. Flugblatt des Dürerbundes: „Die Dorfkunst und die Gebildeten auf dem Lande“ aufmerksam zu machen. Dasselbe kann für den billigen Preis von 10 Pfg., bei Massenbezug noch billiger, von Georg Callwey, Verlag, München, Finkenstraße bezogen werden.

Gießen. Karl Helm.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Bd. III: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff, 1906. 8°. X, u. 453 u. 10 S. 6,40 Mk.

Den beiden ersten Bänden der mecklenburgischen Volksüberlieferungen schließt sich dieser dritte Band aufs würdigste an, in ihm hat sich der Meister volkskundlicher Forschung ein neues imposantes Denkmal aere perennius gesetzt. Der Band bedeutet zunächst einen Triumph der von Wossidlo seit 22 Jahren verfolgten Sammelmethode, die er selbst in einem auch im Druck erschienenen Vortrag auf der Hamburger Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde aufs anziehendste geschildert hat [1]). Nur dieser durchaus persönlichen Sammeltätigkeit, welche die engsten Bande des Vertrauens zwischen Sammler und Gewährsmann knüpft, konnte es gelingen, ein so gewaltiges Material zusammen zu tragen. Von seinem Umfang gibt die Zahl der Nummern (2117) des Buches keinen annähernden Begriff; denn in diesen Nummern steckt allein mit den Varianten etwa die dreifache Anzahl, und die meisten derselben haben Wossidlo in vielfacher Überlieferung vorgelegen!

Der Band bringt nicht die ganze Menge der Kinderreime, sondern nur die auf Kinderwartung und -zucht sich beziehenden; alles andere ist für die folgenden Bände zurückgestellt. Die Anordnung innerhalb der beiden Gruppen ist musterhaft; ich gebe Wossidlo vollkommen darin Recht, daß es darauf ankam, Typen herauszuheben. Nur so ergab sich eine Gruppierung, bei welcher das innerlich verwandte auch unmittelbar zusammengefaßt und von andersartigem getrennt wird. Daß für jede Variante die Ortsangabe beigefügt ist, ist umsomehr anzuerkennen, als bisher dieses vom philologischen Standpunkt ja selbstverständliche Verfahren selbst in guten volkskundlichen Publikationen nicht immer geübt wurde.

Ebenbürtig seiner Sammeltätigkeit ist bei W. die Verarbeitung des gedruckt vorliegenden Materials. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind in einer Fülle von Anmerkungen niedergelegt. Für jede Nummer wird hier die Verbreitung innerhalb des gesamten deutschen Gebietes angegeben. Außerdem sind aber auch Nachweise gegeben, welche aus anderen Gegenden belegten Verse und Redewendungen in Mecklenburg zu fehlen scheinen. Jedem, der künftighin sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, werden Wossidlos Sammlung und Anmerkungen ein unentbehrliches philologisches Rüstzeug sein, ebenso wie heute schon niemand über Rätsel schreiben kann, ohne auf Schritt und Tritt W.'s Rätselbuch zu Rate zu ziehen.

Die Bedeutung des Buches für unsere Kenntnis der mecklenburgischen Mundart ist ebenfalls hervorragend. Die Dialektforschung ist heute meistens noch auf ein Material angewiesen, das aus einzelnen aus dem Zusammenhang gerissenen Worten besteht. An Material für die Kenntnis der mundartlichen Syntax fehlt es noch sehr; denn bei jenen zusammenhängenden Sätzen und Stücken, die in der Dialektliteratur begegnen, ist meist schriftsprachlicher Einfluß deutlich erkennbar, oder es liegt doch Verdacht vor, daß ein solcher Einfluß sich geltend gemacht hat. Hier aber haben wir nun — in den zahlreichen von W. abgedruckten Redensarten — die zweifellos zuverlässigen Belege unverfälschter volkstümlicher Sprechweise, und es ist zu hoffen, daß die Dialektforschung dieses Material nach Kräften ausnützt.

---

[1]) Mitteilungen des Verbandes Nr. 3 und Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVI, 1 ff.

Mit aufrichtiger Freude und Dankbarkeit wird W.'s Buch überall aufgenommen werden, wo man die Volkskunde pflegt. Möge es aber nicht nur dankbare Leser finden, sondern auch Nachfolger!

Gießen. Karl Helm.

August Schaefer, Die Verwandlung der menschlichen Gestalt im Volksaberglauben. Progr. der Oberrealschule in Darmstadt 1905. VIII, 103 S.

Nicht etwa, wie der Titel vermuten lassen könnte, eine detaillierte Darstellung der verschiedenen Formen des Verwandlungsglaubens, wie sie in heutiger Zeit begegnen, will Verfasser geben, sondern eine Untersuchung über die Grundlagen, aus denen der Verwandlungsglaube entstanden ist, und aus denen heraus er allein verstanden werden kann. Ausgehend von einem Beispiel, der von Schöner in diesen Blättern III, S. 54 ff. mitgeteilten Erzählung von dem in einen Baumstumpf verwandelten Kaulstoßer Bauer, stellt er sich die Fragen zur Beantwortung: „Was denkt der Mensch von seinem Organismus in denjenigen Zeiten und Kulturstufen, wo der Glaube an Verwandlungen des menschlichen Körpers Geltung findet? Welche Stellung schreibt er sich den Dingen der Außenwelt gegenüber zu? Besteht für ihn eine Grenze zwischen dem Menschen und den Außendingen, wenn er in Zweifel geraten kann, was er in einem Naturobjekt unter Umständen vor sich hat? Und dann noch: Wer kann sich verwandeln und wie geschieht das?"

Sch. stellt zunächst fest, daß der primitive Mensch für sich keine Ausnahmsstellung den anderen natürlichen Dingen gegenüber in Anspruch nimmt, sondern sich mit ihnen aufs innigste verwandt fühlt (S. 10), und zweitens, daß er in solcher Unklarheit ist über die Naturgesetze, die im menschlichen Leben walten, daß nicht einzusehen ist, woher ihm etwa Zweifel an der Möglichkeit des Gestaltenwandels kommen sollten. Dann wird über die Seelenvorstellung gehandelt, die die wichtigste positive Vorbedingung des Verwandlungsglaubens ist. Der Glaube, daß die Seele des Menschen nicht nur den Körper vorübergehend verlassen, sondern auch in jeden beliebigen Gegenstand der Erscheinungswelt eingehen kann, Hand in Hand mit der Beseelung des Alls (Sch. vermeidet mit Recht den oft falsch angewendeten und mißverstandenen Ausdruck Animismus), gibt die „natürliche und begriffliche" Grundlage, auf der der Glaube an die Verwandlungsfähigkeit des Menschen beruht. Als besonders wichtig betrachtet Sch. dabei die „Vorstellung, daß in den Naturobjekten nicht Seelen hausen, die ein Spiegelbild ihrer „Körper" sind, sondern Spiegelbilder des Menschen". Ich möchte dieser Vorstellung nicht so hohes Gewicht beilegen, zumal es mir zweifelhaft ist, ob sie wirklich als die ursprüngliche gelten darf. Sehr wohl denkbar wäre es, daß die anthropomorphe Vorstellung der in den Naturobjekten hausenden Seelen verhältnismäßig jung und vielleicht gar erst eine Folge des Verwandlungsglaubens ist! Selbst die anthropomorphe Vorstellung der Menschenseele scheint mir nicht absolut als das ursprünglichste angenommen werden zu dürfen; bis in die neueste Zeit herein reichen ja andersartige Vorstellungen, in denen zum Teil wohl ältere Stufen der Seelenvorstellung erhalten sind. Nehmen wir aber einmal eine Zeit an, welche sich die Seele in irgend einer Tiergestalt (Vogel, Maus) gedacht hat, so ist von deren Standpunkt aus

natürlich die Verwandlung in ein Tier ebensoleicht erklärlich, wie für eine andere Zeit, welche dem Tier wie dem Menschen eine anthropomorphe Seele zuschreibt.

Die Frage, wer sich verwandeln könne und wie das geschieht, wird in den Schlußabschnitten behandelt. Prinzipiell müßte natürlich jedem Menschen die Verwandlungsfähigkeit zukommen; die Erfahrung zeigt aber dem primitiven Menschen von Anfang an, daß dies nicht der Fall war; so kam man zu einem Kompromiß, indem man sagte: manchen Menschen wohnt von Natur die Fähigkeit inne, andere haben sie gelernt, andere endlich verwandeln sich nicht freiwillig, sondern sie werden verwandelt. Beispiele für alle drei Fälle stehen in reicher Zahl zur Verfügung.

Auf verschiedene mit dem Hauptgegenstand der Arbeit enger oder loser zusammenhängende Fragen fallen interessante Streiflichter. Zu den ersteren rechne ich den Totemismus, auf dessen Beziehungen zum Glauben an die Verwandlung in Tiergestalt hinzuweisen, Sch. mehrfach Gelegenheit findet. Weniger kann ich Sch. beistimmen, wenn er daraus, daß die Götter sich in Tiere und Menschen verwandeln, schließt, wir hätten in den ältesten Göttern nichts weiter zu erblicken als Seelenmenschen potenzierter Art. Das ist eine ja auch früher schon öfters vorgetragene und vielfach akzeptierte Annahme, die mir aber keineswegs — auch nicht durch Sch.'s Erörterungen — bewiesen scheint und auch kaum beweisbar — meines Erachtens übrigens auch nicht richtig — ist.

Doch scheiden sich auch hier unsere Anschauungen, in der Beantwortung der Hauptfragen, die sich Sch. gestellt hat, stimme ich ihm völlig bei und möchte zum Schlusse noch meiner Freude Ausdruck geben, daß die Hess. Blätter f. Volkskunde den Verf. zu seiner Untersuchung angeregt haben.

Gießen. Karl Helm.

Andrew Lang, The secret of the totem. **Longmans, Green, and Co., London, New York and Bombay 1905. X, 215 S. Preis 10/6.**

Über der unter dem Namen Totemismus bekannten sozialen und religiösen Organisation der primitiven Völker in Australien, Oceanien, Amerika und Afrika liegt hinsichtlich ihrer Entstehung und Entwicklung immer noch der Schleier des Geheimnisses, und eine erneute Untersuchung des Problems muß aus mehr als einem Grunde freudig begrüßt werden. A. Lang stützt sich in seiner Untersuchung, in welcher Auseinandersetzungen mit seinen Vorläufern naturgemäß einen großen Umfang annehmen, vorwiegend auf die australischen Verhältnisse; nur selten werden amerikanische Parallelen herangezogen.

In Australien liegt nicht etwa, wie man zu glauben geneigt sein könnte, überall dasselbe totemistische System vor, sondern mehrere solcher sind festzustellen. L. zählt fünf auf, wozu noch einige Varianten kommen; von diesen fünf können aber die vier ersten dem fünften gegenüber enger zusammengefaßt werden. Das einfachste System ist das folgende: Ein Stamm enthält zwei Unterabteilungen (von L. „exogamous moieties" oder kurz „phratries" genannt), deren Glieder nicht untereinander heiraten dürfen. In jeder Phratrie sind dann verschiedene Sippen (kinships). Phratrien und Sippen werden mit Namen benannt, die meist dem Tier- und Pflanzenreich ange-

hören: die den Sippen den Namen gebenden Gegenstände nennen wir Totem. Beide: die Phratriennamen und Totem vererben sich von der Mutter auf die Kinder. Von dieser einfachsten Form gibt es nun eine ganze Reihe von Abweichungen, deren wichtigste mir die zu sein scheint, daß innerhalb jeder Phratrie noch einmal eine Zweiteilung in Subphratrien oder „matrimonial classes“ stattfindet. Während die Phratrie und Totem sich von der Mutter auf das Kind vererben, gehört dieses nicht zur Subphratrie der Mutter, sondern stets zu der andern; und jedermann kann nur außerhalb seiner Phratrie (damit natürlich auch außerhalb seiner Subphratrie und seines Totems) und außerhalb der Subphratrie, der sein Vater oder seine Mutter angehört, heiraten. Ist ein Stamm folgendermaßen gegliedert:

Phratrie	Subphratrie	Totem
A	a b	1. 2. 3.
B	c d	4. 5. 6.

so wird ein Kind, dessen Mutter zu Aa1 und dessen Vater zu Bc4 gehört, der Phratrie und dem Totem der Mutter zugeteilt, nicht aber zu deren Subphratrie; es gehört also zu Ab 1. Heiraten kann es aber nur in die Gruppe Bd, da sein Vater zu Bc gehört.

Während die von L. festgestellten ersten vier totemistischen Systeme das gemeinsame haben, daß das Totem von der Mutter (in einigen Stämmen vom Vater) auf das Kind vererbt wird, wird in dem fünften System, das bei den Arunta besteht, das Totem nicht vererbt; dort ist das Totem vielmehr ein Lokaltotem, ein Geist, der in ein Kind eingeht, wenn es in der Nähe der Behausung des Geistes empfangen wird. In diesen Stämmen sind die Totemgruppen nicht exogamische Gruppen, sodern „magical societies“: Gesellschaften, die gemeinsam Magie treiben zum Zweck der Nahrungsbeschaffung.

Für den Standpunkt, den die einzelnen Forscher in der Erklärung des Totemismus einnehmen, ist es von ausschlaggebender Bedeutung, welche Form der totemistischen Systeme sie für die ursprüngliche halten: 1—4 (exogamische Totems) oder 5 (nicht-exogamische Totems). Den ersten Standpunkt vertreten Forscher wie Spencer und Frazer. Nach Frazer (The Beginning of Religion and Totemism among the Australian Aborigines, Fortnightly Review 1905) wird ursprünglich tatsächlich das Totem nicht vererbt, sondern wird bei jedem Kind durch irgendwelchen zufälligen Umstand bestimmt by the place where his mother happened to be (also wie bei den Arunta), the occupation in which she was engaged, or the last food she had eaten at the time when she first felt the child in her womb.

Lang nimmt einen anderen Standpunkt ein, nach ihm ist das Aruntasystem eine ganz junge Anomalie, und die Gründe, die er dafür S. 59 ff. anführt, scheinen mir sehr schwer zu wiegen. Seine eigene Theorie entwickelt er in Kap. V ff. Nach ihm haben wir als primitivste Gliederung des Menschen kleine Gruppen anzunehmen (nicht Promiscuität), in welcher sich schon die Anfänge der Moral, auch der sexuellen, entwickeln. In jeder dieser Gruppen lebt ein Mann mit mehreren Weibern, die er vor den andern Männern der Gruppe hütet; vielleicht war aber überhaupt nur ein Mann in der Gruppe.

Alle jungen männlichen Wesen werden in letzterem Fall unbedingt zur Exogamie genötigt, und auch im ersten Fall war diese praktisch vorhanden. Diese sich natürlich ergebende Exogamie wird nun später erst bewußte Exogamie.

Getrennt von der Entstehung der Exogamie ist die Entstehung des Totemismus zu betrachten. Seine Grundlage ist nach Lang der Glaube an den Zusammenhang zwischen Name und Seele. Es sei ein alter Brauch des Menschen gewesen, andere mit Spottnamen oder Spitznamen zu belegen, welche dem Tier- oder Pflanzenreich entnommen sind (siehe S. 126 ff.), ebenso wie dies heute in großem Umfang geübt werde. Später sei dann zwischen dem Träger eines Namens und dem Tier, dessen Namen er trug, eine mystische Beziehung empfunden worden, und zwar Blutsgemeinschaft; so sei die Namengebung die ursprüngliche Wurzel des Totemismus. Die schon bestehende Exogamie wird dann auf Grund des totemistischen Systems geregelt und konsolidiert.

Die Beziehung zur Religion ist nach L. erst sekundärer Natur: sie tritt dadurch ein, daß die totemistische Organisation als übernatürliche Einrichtung eine religiöse Sanktionierung erhält, oder daß das Totem als Ahnherr aufgefaßt wird, also eine Vermengung mit dem Ahnenglauben zu Stande kommt.

Kapitel VII dient dazu, die Entwicklung der Phratrien, wie sie L. sich vorstellt, darzustellen: er führt sie zurück auf Übereinkommen zwischen ursprünglich feindlichen lokalen, bereits totemistisch organisierten Gruppen, die sich durch Verträge zu einem Stamm mit connubium zusammenschlossen. Dieser Zusammenschluß konnte eine Neuverteilung des Totems nötig machen, wenn nämlich dasselbe Totem ursprünglich in beiden Phratrien begegnete (Kap. VIII); endlich wird die Teilung in Subphratrien (matrimonial classes) noch vorgenommen, um Ehen zwischen Eltern und Kindern auszuschließen (S. 187).

Obwohl L. sich selbstverständlich Schritt für Schritt mit den tatsächlichen Verhältnissen auseinandersetzt und mit Umsicht verfährt, ist seine Theorie doch kaum einwandsfrei: sie enthält zum mindesten manchen Punkt, von dem man nur sagen kann: möglicherweise war die Entwicklung so, aber sie muß nicht so gewesen sein. Und am schwächsten begründet ist doch wohl gerade der eigentliche Kernpunkt: die Entstehung des Totemismus selbst. Der Hinweis auf die „Sitte", Menschen nach Tieren u. a. zu benennen, und die an die Namen sich knüpfenden abergläubischen Anschauungen gibt doch keine erschöpfende Antwort. Es müßte doch erklärt werden, woher jene Sitte stammt. Als bloße gedankenlose Spielerei dürfen solche Namen natürlich nicht aufgefaßt werden; selbst heutzutage sind unsere aus dem Tierreich stammenden Spitznamen nicht so zu erklären, sondern es liegt ihnen eine konkrete Anschauung zu Grunde, die zu einem Vergleich herausfordert, der dann in der Namengebung seinen Ausdruck findet. Ähnliches liegt gewiß auch bei den Primitiven vor, nur in sehr verstärktem Maße. Was Schäfer in dem gerade oben besprochenen Programm über die Beziehungen des primitiven Menschen zur Natur und den Tieren im besonderen ausführt, ist dafür sehr beachtenswert. Ich glaube, die Dinge werden also nicht so liegen, daß der Mensch sich dem Tier u. a. verwandt fühlt, weil er ebenso genannt wurde, sondern daß er sich nach dem Tier nannte, eben weil er sich ihm verwandt fühlte. Auch von diesem Standpunkt aus muß der Totemismus nicht ur-

sprünglich religiösen Charakter getragen haben, denn diese Naturauffassung des Primitiven ist nicht notwendig religiös; es ist aber klar, daß der Totemismus nicht lange des religiösen Einschlags entbehren konnte, sondern sehr bald sich mit Tier- und Ahnenverehrung aufs engste verbinden mußte.

Ich will nicht behaupten, daß diese kurzen Bemerkungen nun die Frage des Ursprungs des Totemismus lösen; sie sollen nur zeigen, daß auch nach L.'s großzügiger, scharfsinniger und in vielem Einzelnen förderlicher Untersuchung die Frage wohl nicht endgültig als gelöst betrachtet werden kann.

Zum Schlusse muß ich noch mein Bedauern darüber aussprechen, daß dieses Buch, das doch Anspruch auf wissenschaftliche Benutzung hat, kein ausführliches Sachregister enthält; die detaillierten Inhaltsangaben über die einzelnen Kapitel geben ja einigen, aber doch nur einen sehr unvollkommenen Ersatz. — Ein ebenso empfindlicher Mangel des Buches ist aber das Fehlen von Karten. Besonders der nicht englische Leser, dem ganz Australien doch recht fremd ist, leidet darunter und vermißt sie schmerzlich. Ich speziell hätte gewünscht, daß auf einer Karte dargestellt worden wäre, wie sich die verschiedenen totemistischen Systeme über Australien verteilen, insbesondere wie weit die **matrimonial classes** sich erstrecken, die Vererbung der Totem in männlicher und in weiblicher Linie, die Arunta-Anomalie u. a. mehr. Dann hätte aber auf weiteren Karten auch die Ausbreitung der wichtigsten religiösen Anschauungen: Ahnenverehrung, Verehrung eines höchsten Wesens, eines Himmelsgottes, Zauberritual und ihr Verhältnis zur Verteilung der totemistischen Typen dargestellt werden sollen. Im Text kann man sich das selbst nur mit großer Mühe zusammen suchen, und eine lebendige Anschauung, auf die es doch schließlich ankommt, ergibt sich daraus ohne kartographische Darstellung nicht.

Gießen. Karl Helm.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Zwei Himmelsbriefe durch Vermittlung von Prof. Lic Jäger in Friedberg von Schulverwalter Gambach und O. Heß.

Lehrer Keil, Kleinlinden: Kinderreime aus Kleinlinden.

Frida Benz, Gießen: Kinderreime aus Worms und Gießen.

Lehramtsreferendar Kircher, Gießen: Vier Photographien des Goldsteins bei Oberwegfurt.

Geh. Hofrat Behaghel, Gießen: Ein Segen aus Rheinhessen.

Das Verzeichnis der bei der Redaktion eingegangenen Bücher folgt im nächsten Heft.

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VI 1907 Heft 2

Die Prinzessin mit der Nadel im Kopf.

Von Prof. O. Knoop, Rogasen.

Auf einem Felde bei Hammer im Kreise Czarnikau (Provinz Posen) steht eine Ruine, die von einer alten Burg herstammen soll. Neben derselben liegt ein mächtiger Stein, der, wie man sagt, immer mehr in die Erde sinkt. Man erzählt auch, daß der Stein sich nicht ausgraben lasse. An ihn knüpft sich folgende Sage: Unter dem Stein führt ein unterirdischer Gang in ein wunderschönes Gemach, in welchem eine Prinzessin in tiefem Schlafe liegt, denn sie hat eine Nadel im Kopfe stecken. Wer ihr die Nadel herauszieht, der hat sie erlöst und bekommt sie zur Gemahlin. Andere Gemächer enthalten große Schätze. Nun ging einmal ein nach den Schätzen gieriger Mensch hin, um, wenn er könnte, die Prinzessin zu erlösen und sich die Schätze zu nehmen. Als er die Tür zu der Höhle geöffnet hatte, flog ihm ein Drache entgegen, der tötete ihn und fraß ihn auf. Die Prinzessin war also nicht erlöst. Später hörte ein reicher Graf von der Prinzessin erzählen. Sofort machte er sich auf den Weg und ging in voller Rüstung zu dem Stein, um die Prinzessin zu erlösen. Auch ihm kam der Drache entgegen, aber der junge Graf zog sein Schwert aus der Scheide und hieb dem Drachen den Kopf ab. Diesem aber wuchsen jedesmal, wenn ihm jemand den Kopf abschlug, zwei neue Köpfe an. Der Graf erblickte nun die Prinzessin und war von ihrer Schönheit ganz bezaubert. Sogleich wollte er ihr die Nadel aus dem Haupte ziehen. Schon hatte er sie bis zur Hälfte herausgezogen, da rief die Prinzessin halb im Schlafe: „Du tust mir weh!" Der junge Graf hielt im Ziehen inne, aber in demselben Augenblicke

kam auch der jetzt zweiköpfige Drache herbeigestürzt, griff ihn noch viel wütender an als das erstemal und tötete ihn. Seit diesem Ereignisse erschien in der Mitternachtsstunde auf dem Stein immer eine Gestalt, die mit dem Schwerte auf den Stein hieb, als wollte sie die Menschen warnen, nicht mehr in den unterirdischen Gang einzudringen und den Versuch zu machen, die Prinzessin zu erlösen. Trotzdem ging drei Jahre später ein mutiger Jüngling zu dem Stein, um das Erlösungswerk noch einmal zu versuchen und sich in den Besitz der Schätze zu setzen. Kaum war er dort angelangt, da trat ihm die Gestalt entgegen, hielt ihn an und fragte ihn, wohin er wolle. Der Jüngling erzählte ihr, daß er die Prinzessin erlösen wolle. Die Gestalt warnte ihn, indem sie sagte, daß er den Drachen, der ihm entgegenkommen werde, nicht töten werde. Doch der Jüngling hörte nicht auf diese Warnung, sondern ging in den unterirdischen Gang hinein. Als er aber die Tür öffnete, wurde er von dem Drachen überfallen und getötet.

Seit dieser Zeit hat niemand mehr den Versuch unternommen, die Prinzessin zu erlösen, und so ruhen die reichen Schätze dort noch jetzt. In der Johannisnacht aber soll man an der Stelle unter dem Stein ein großes Geschrei hören und ein Geräusch vernehmen, das so klingt, als wenn jemand mit Geld würfe.

Die vorstehende Sage wurde mir von einem meiner Schüler, dem Obersekundaner Felix Kowalinsky aus Czarnikau, nach der Erzählung einer deutschen Frau in Czarnikau berichtet. Die durch eine Nadel in Schlaf versenkte und von einem Drachen bewachte Prinzessin, sowie der den Drachen besiegende Jüngling erinnern lebhaft an die auf dem Drachenstein gefangen gehaltene Königstochter und den drachentötenden Siegfried, doch darf diese Sage eben so wenig wie das Märchen vom Dornröschen für einen direkten Nachklang der Siegfriedssage gehalten werden. Der Drachenkampf des Helden ist eine sich vielfach wiederholende, bei verschiedenen Völkern in den mannigfachsten Variationen wiederkehrende Sage. Und so haben wir auch in der Czarnikauer Sage nur eine besondere Form der zahlreich vorhandenen Drachensagen zu sehen. Das angeblich pommersche Märchen vom gehörnten Siegfried bei U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen S. 128 ff. ist so augenscheinlich von einem genauen Kenner der deutschen Siegfriedssage (oder von zweien?) für die Jahn'sche Märchensammlung gemacht, daß der Herausgeber es als Volksmärchen nicht hätte bezeichnen sollen. Auch das Märchen vom Duurn'nroesken

S. 226 ff. erscheint recht fragwürdig, wie denn die Jahn'schen Märchen sich überhaupt vielfach als eine auffallende Kompilation von allerhand bekannten Märchenzügen erweisen.

Unter den großen Steinen, die sich in der norddeutschen Tiefebene einst in noch größerer Menge vorfanden als heutzutage, sind nach dem Volksglauben reiche Schätze verborgen, und der Drache ist Hüter der Schätze. Große Steine sind aber auch vielfach in Stein verwandelte Häuser, Schlösser, wie z. B. die Steine bei Weißenhöhe, Pruchnowo, Czempin in der Provinz Posen (vergl. mein Posener Sagenbuch S. 272 ff.); in den Steinen sind die Bewohner des einstigen Schlosses verzaubert, so im Stein zu Weißenhöhe. Das ganze Schloß zu Padniewo mit seinen Bewohnern versinkt plötzlich und wird in einen großen Stein verwandelt; die Fürstentochter aber soll in einer Grotte schlafen, bis einer kommt, der sie erlöst (Sagenbuch S. 282). Diese drei Sagenzüge finden sich in der Czarnikauer Sage wieder. Dazu kommt noch ein vierter: die Prinzessin ist durch eine Nadel in den Schlaf versenkt worden; wer die Nadel aus ihrem Haupte zieht, hat sie erlöst.

Odin steckt der Walküre Brünhild den Schlafdorn ins Gewand und versetzt sie dadurch in Schlaf; Dornröschen sticht sich den Finger an der Spindel und fällt in Todesschlaf (Grimm, Mythologie, 4. Aufl., S. 347). In unserer Sage ist die Nadel in das Haupt gesteckt. Ich vermag diesen Sagenzug in deutschen Sagen bisher nicht nachzuweisen, wohl aber verweise ich zunächst auf Grohmann, Sagen aus Böhmen, S. 5: der Stecknadelkopf. Ein Handwerksbursche kam zur Nachtzeit und bei schlechtem Wetter zu einer ärmlichen Hütte im Walde und bat um ein Nachtlager. Der Hausherr aber wollte ihn nicht behalten, weil die Frau ihrer Entbindung entgegensah. Erst nach vielem Bitten ließ sich der Mann bewegen, den Wanderer aufzunehmen, und wies ihm einen Platz hinter dem Ofen an. Das Kind wurde geboren; es war ein Mädchen. In stiller Mitternacht nun erschienen drei weiße Frauen, aßen von dem Brot und Salz, das man ihnen vorgelegt hatte, und berieten dabei über das Los des Kindes. „Wen geben wir ihr zum Manne?" fragte die erste. „Den hinter dem Ofen", erwiderte die zweite. „Und er soll durch sie den Tod finden," sagte die dritte. Darauf erhoben sich die drei Schicksalsrichterinnen und verschwanden. Der Mann erschrak gewaltig; er erhob sich von seinem Lager, steckte dem Kinde, das ruhig in seiner Wiege schlummerte, eine Nadel in den Kopf und eilte davon. Das Mädchen wuchs heran, ohne daß

die Nadel in ihrem Haupte bemerkt worden war. Nach dem Tode ihrer Eltern ging sie nach Prag in Dienst. Hier begegnete ihr oft, wenn sie zu Markte ging, ein Mann, der sie immer so freundlich anschaute, und obwohl er nicht mehr jung war, heiratete sie ihn doch, und sie lebten glücklich und zufrieden miteinander. Es war aber derselbe Mann, der einst dem Kinde in der Waldhütte die Nadel in den Kopf gesteckt hatte. Eines Tages nun bat ihn die Frau, ihr den Kopf zu krauen. Dabei kam er denn auch zu der Stelle, wo das Stecknadelköpfchen hervorragte. Sogleich erinnerte er sich an die Nacht in der Waldhütte und den Spruch der Schicksalsrichterinnen und fragte die Frau, woher sie das habe. Die Frau erwiderte, sie wisse nicht, was es sei; es sei ein altes Zeichen. Der Mann faßte nun das Nadelköpfchen und zog die Stecknadel aus dem Kopfe. Sofort strömte das Blut hervor und ließ sich nicht stillen, so daß die Frau in kurzer Zeit eine Leiche war. Da erfaßte den Mann wilde Verzweifelung, weil er schuld an dem Tode seiner lieben Frau war, und er gab sich selbst den Tod. So war der Spruch der Schicksalsfrauen doch in Erfüllung gegangen.

Die in den Kopf gesteckte Nadel soll in dieser böhmischen Sage offenbar nur den Tod herbeiführen, damit der Handwerksbursche dem ihm geweissagten Verhängnis entgehe. Sie ist nur Mordinstrument; etwas Märchenhaftes, Zauberhaftes ist nicht mit ihr verbunden.

Ein Seitenstück zu dem deutschen Märchen vom Dornröschen dagegen sieht H. von Wlislocki in dem Zigeunermärchen von der verliebten Stiefmutter, s. dessen Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner S. 45 ff. Die junge Königin Mara liebt ihren Stiefsohn mehr als die ganze Welt; um immer bei ihm sein zu können, hat sie den alten König geheiratet. Schließlich artet ihre Liebe in Tollheit aus, so daß alle Leute schon darüber reden. Auch der Königssohn erfährt das und bittet deshalb seinen Vater, ihm die Erlaubnis zum Heiraten zu geben, denn ein Liebchen hat er schon, eine junge Königstochter. Er macht sich also auf den Weg zu ihr. Die Stiefmutter aber verkleidet sich als Handelsfrau, nimmt allerlei schöne Sachen in einen Korb und eilt ihrem Stiefsohn nach. Dieser kauft zwei Haarnadeln, eine für sich, eine für die Geliebte, und als er oben im Gebirge war, steckte er die eine Nadel in seine Haare. Aber da fällt er in einen tiefen Schlaf und bleibt im Gebirge liegen; ringsherum um ihn wachsen dichte Büsche, Sträuche und Bäume, die ihn von allen Seiten verdecken, so daß er von keinem Auge gesehen werden kann. Der alte König

wartet vergeblich auf die Rückkehr seines Sohnes; endlich schickt er Leute zu dem benachbarten König und läßt nach seinem Sohne forschen. Da erfährt denn auch die Königstochter von dem Verschwinden ihres Geliebten. Sie macht sich auf, geht auf das Gebirge und will sich dort eine Hütte bauen, um darin fern von allen Menschen zu leben. Eine goldene Schlange, die sie freundlich behandelt hat, führt sie zu dem verzauberten Königssohn; auf den Rat der Schlange zieht sie die Nadel aus seinem Haar, und der Jüngling erwacht. Dies Märchen ist nicht, wie Wlislocki meint, als eine besondere Fassung des Dornröschen-Märchens zu betrachten. Das einzige, was daran erinnert, ist der Umstand, daß dichtes Gebüsch um den Schlafenden herumwächst, das die Königstochter zur Rettung des Geliebten durchdringen muß. Die Haarnadeln sind nur zufällig; sie dürften gewählt sein, weil Haarnadeln ein beliebter Kopfputz wohl auch bei den Zigeunerinnen sind. Sie versenken in Schlaf, weil sie von einer Zauberin herrühren, wie auch in dem Märchen von Schneewittchen die Gaben der alten Königin, einer Hexe, das schöne Schneewittchen in Zauberschlaf versenken, aus dem sie schließlich durch den Königssohn gerettet wird. Die Gaben der Hexe sind auch hier dem weiblichen Charakter durchaus entsprechend gewählt: ein Schnürriemen, ein Kamm, ein rotbackiger Apfel; mythische Bedeutung haben sie eben so wenig wie die Haarnadeln des Zigeunermärchens.

Endlich finde ich eine Zaubernadel noch erwähnt bei K. Knortz, Irländische Märchen Nr. 51. Cusch, der Mann mit dem festgebundenen Fuß, steigt zu der alten Zauberin Amarach, die in der Gestalt eines blühenden Mädchens erscheint, ins Boot. Er gleitet aus, und die Zauberin gibt ihm gleich einen magischen Schlaftrunk ein, der ihn der Besinnung beraubt; dann zieht sie ihre goldene Schlafnadel aus ihrem Haar und steckt sie ihm in das seinige, so daß ihn keine Macht der Erde wieder erwecken kann. Aber sein Genosse, der Bogenschütze, schießt einen gut gezielten Pfeil auf die Nadel ab, so daß sie zu Boden fällt, und Cusch erwacht. In Nr. 52 wird ein Zauberstab erwähnt, der die davon Berührte in tiefen Schlaf versenkt[1]).

---

[1]) Ein Zaubernadelmotiv findet sich noch in folgenden Märchen Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol 11, Schott, Walachische Märchen 25 (v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen II, 250), L. Gonzenbach, Sicilianische Märchen 13. Darin wird die Braut des Helden dadurch, daß ihr eine Nadel in den Kopf gesteckt wird, in eine Taube verwandelt; die Ent-

Polnische Märchen aus der Provinz Posen.

Herausgegeben von O. Knoop, Rogasen.

Die nachfolgenden Märchen wurden mir von Herrn Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn bei Janowitz zur Veröffentlichung übergeben. Sie sind in Brudzyn und dem in der Nähe liegenden Vorwerk Puzdrowiec gesammelt und entstammen durchweg polnischer Quelle; auch beruhen sie alle auf mündlicher Überlieferung, da, wie Herr Szulczewski mitteilt, gedruckte Märchenbücher dort auf dem Lande nicht zu finden sind. Die hinzugefügten kurzen Bemerkungen machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

1. Die Schlange.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte keine Kinder. Gern hätten die Leutchen welche gehabt, aber sie kriegten keins. So vergingen mehrere Jahre. Da träumte die Frau in einer Nacht, sie solle auf die Straße gehen und das erste lebendige Geschöpf, welches ihr begegnen werde, aufheben und als Kind aufziehen.

Die Frau sah den Traum als eine Schickung Gottes an, stand auf und ging hinaus auf die Landstraße. Aber so scharf sie auch hinsah, sie bemerkte nichts. Schon wollte sie nach Hause zurückkehren, da fiel ihr Blick in den Straßengraben, wo eine Schlange lag. Sie hob die Schlange auf, trug sie nach Hause, und als sie bemerkte, wie verständig die Schlange dreinschaute, da legte sie sie an den Busen und hielt sie hinfort, als wäre sie ihr Kind.

Es herrschte aber ein König im Lande, der hatte einen Apfelbaum, welcher sehr kostbare Früchte trug. Trotzdem bei Tage und in der Nacht eine Wache vor demselben stand, bemerkte der König doch, daß jeden Tag der Früchte immer weniger wurden. Und da man des Diebes auf keine Weise habhaft werden konnte, ließ der König im ganzen Lande ausrufen: „Wer den Dieb fängt, der bekommt die Königstochter zur Frau."

Als der Mann diese Neuigkeit des Abends seiner Frau erzählte, da hub mit einem Male die Schlange zu reden an und sagte: „Tragt mich zu dem Baume hin; ich werde den Dieb schon fassen." Mann und Frau sahen sich bei diesen Worten verwundert an, denn

---

zauberung geschieht durch Herausziehen der Nadel. Verblaßt ist dasselbe Motiv in dem Märchen aus Zakynthos Zeitschr. f. d. Mythol. u. Sittenk. IV 1859, 320 ff. verwandt. Vgl. auch R. Köhler, Kleinere Schriften I, 260 f. und Fr. Vogt, Dornröschen — Thalia, Beiträge zur Volkskunde (Festschrift K. Weinhold dargebracht 1896) S. 195 ff. [D. R.]

beide wußten bis dahin nicht, daß die Schlange reden konnte. Endlich stand der Mann auf, nahm die Schlange in einen Korb und trug sie vor das Schloß zu dem Baume. Die Schlange kroch gleich auf den Baum, um auf die Früchte achtzugeben. Und kaum war es Mitternacht, da hatte man den Dieb schon. Es hatte sich nämlich ein Igel in einer Höhlung des Baumes eingenistet, der stahl jede Nacht die Früchte. Die Schlange hatte ihn auf frischer Tat ertappt, und ihr gehörte der Lohn: die Königstochter.

Sie trat deshalb vor den König und forderte den versprochenen Preis. Der König wußte jetzt nicht, was er machen sollte. Sein Wort wollte er nicht brechen, aber seine Tochter einer Schlange zur Frau geben, das mochte er auch nicht. Deshalb forderte er, die Schlange sollte noch zwei Bedingungen erfüllen, dann würde sie den versprochenen Lohn erhalten. Zum ersten sollte sie in der kommenden Nacht eine Brücke über den Fluß hinter dem Schloß, und dann in der nächsten Nacht am jenseitigen Ufer ein Schloß bauen. Die Schlange versprach, diese Bedingungen zu erfüllen.

Als es Nacht wurde, ging die Schlange an den Fluß und pfiff. Da kamen unzählige Geister herbei und bauten die Brücke. Ehe der erste Hahnenschrei erscholl, war die Brücke fertig. Am Tage besah sich der König die Brücke, und sie gefiel ihm. Ebenso tat die Schlange in der darauf folgenden Nacht. Wieder erschienen die Geister und errichteten bis zum Hahnenschrei ein so herrliches Schloß, wie man es weit und breit nicht finden konnte. So waren die beiden Bedingungen erfüllt; die Schlange erhielt die Königstochter zur Frau, und beide bekamen das neue Schloß zur Wohnung, und die Pflegeeltern mußten mit in dem Schlosse wohnen.

Es kam aber jetzt der Zeitpunkt, in dem die Schlange ihre einstige Gestalt wiedererhalten sollte. Denn sie war keine Schlange, sondern ein verwünschter Prinz. Nur eine Nacht fehlte noch, aber schon jetzt konnte der Prinz seine Schlangenhaut ablegen und sich in seiner wirklichen Gestalt zeigen. Wie freute sich da die Königstochter! Er verbot ihr aber, die Schlangenhaut anzurühren, denn noch eine Nacht müsse er in derselben bleiben. Die Königstochter aber hätte ihn am liebsten nicht mehr von sich gelassen, und heimlich verbrannte sie ihm die Schlangenhaut.

Als nun der Prinz wieder in seine Schlangengestalt zurückkehren wollte, fand er die Haut nicht mehr vor. Da ahnte er, was geschehen war. Mit einem Schrei fiel er besinnungslos hin. Zugleich erzitterte das ganze Schloß, die Türen schlossen sich, und

die Königstochter befand sich auf einmal vor dem Schlosse. Da erkannte sie, welche Torheit sie begangen hatte, und sie weinte und klagte, aber es half nichts. Sieben Jahre, sieben Vierteljahre, sieben Wochen und siebenundsiebzig Tage mußte sie vor dem Schlosse stehen und rufen: „Königssohn, öffne!" Erst als diese Zeit verstrichen war, öffnete sich die Tür zum Schlosse wieder; der Königssohn ließ sie ein, und nun lebten sie glücklich in demselben zusammen bis an ihr Ende.

Die Schlange ist ein verwünschter Prinz, s. J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg., Bd. II, S. 569 und III, S. 197; A. Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren, S. 96 ff. Ein anderes polnisches Schlangenmärchen wird später mitgeteilt werden. Vgl. auch die Bemerkung zu Nr. 7. Zum Vernichten der Haut s. Gliński, Bajarz polski III, S. 70; Baliński, Powieści ludu, S. 130; Chełchowski, Powieści i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisły" tom III), S. 277; Sylwestrowicz, Podania żmujdzkie (Biblioteka „Wisły" tom XII), S. 386 (vergl. Grimm, K. H. M. Nr. 108); R. Köhler, Kleinere Schriften I, 315 ff., 511.

2. Der goldene Zweig.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Töchter. Jedesmal, wenn er aus der Stadt heimkehrte, brachte er denselben etwas mit, denn er liebte sie sehr. Als er eines Tages wieder nach der Stadt fahren wollte, rief er sie zu sich und fragte, was er ihnen kaufen sollte. Da bat ihn die erste um einen goldenen Schirm, die zweite um ein goldenes Kleid, die dritte aber um einen goldenen Zweig. Der Vater versprach, ihre Wünsche zu erfüllen und fuhr fort. Es fiel ihm auch nicht schwer, einen goldenen Schirm und ein goldenes Kleid zu kaufen, aber einen goldenen Zweig konnte er nicht finden, so viel er auch darnach fragte. So mußte er traurig nach Hause zurückkehren.

Sein Weg führte ihn durch einen Wald. Als er an einem mächtigen Eichbaum vorbeifuhr, sah er in die Höhe, und voll Freude bemerkte er, daß seine Zweige aus lauter Gold waren. Er hielt die Pferde an, um einen Zweig abzubrechen. Kaum hatte er das getan, als ein Löwe hinter dem Eichbaum hervorkam, ihn des Zweiges wegen zur Rede stellte und als Preis dafür das erste lebendige Geschöpf verlangte, welches ihm entgegenkommen würde. In seiner Angst versprach er dem Löwen, sein Verlangen zu erfüllen. Der Löwe verschwand sogleich hinter dem Baum, und er konnte ungehindert weiterfahren.

Es begegnete ihm aber auf dem Wege kein Geschöpf. Erst als er nahe bei seinem Hause war, da kam ihm die jüngste Tochter entgegen. Er winkte ihr zu umzukehren, allein sie verstand das Zeichen nicht, sondern kam zu ihm heran und fragte ihn nach dem Zweig. Er gab ihr denselben, wurde aber sehr traurig, weil er sie dadurch dem Löwen verkauft hatte.

Drei Tage nach dieser Begebenheit kam ein Pferd mit einem Briefe von dem Löwen an, in welchem der Löwe das forderte, was ihm versprochen worden war. Der Vater stellte sich so, als ob er das Verlangen des Löwen befriedigen wollte; in Wirklichkeit aber suchte er ihn zu hintergehen. Er ließ die Tochter seines Hirten mit schönen Kleidern ausstatten und setzte sie auf das Pferd. Nichts Böses ahnend, ging das Pferd mit dem Mädchen fort. Als sie aber in den Wald kamen, sah das Mädchen das schöne Gras. Da erinnerte sie sich an die Herde ihres Vaters und rief, in Gedanken versunken, aus: „Welch schönes Gras! Wäre doch der Vater mit dem Vieh hier!“ Das Pferd spitzte die Ohren und merkte, daß es betrogen war. Es warf das Mädchen ab und kehrte um. Aber wieder wurde es betrogen, denn man gab ihm die hübsch ausgestattete Tochter des Schweinehirten. Sie kamen wieder in den Wald. Da sah das Mädchen die vielen Eicheln liegen. Vor Freude darüber rief sie aus: „Wenn doch mein Vater seine Schweine hier hätte!“ Dadurch aber hatte sie sich verraten. Auch sie wurde abgeworfen, und das Pferd kehrte abermals zu dem Vater zurück. Jetzt erst erhielt es die Tochter, und mit dieser schritt es zum dritten Male dem Walde zu.

Als sie zu der Eiche gekommen waren, tat sich diese auf, und das Mädchen mußte durch die Öffnung eintreten. Sie kam in eine Stube, in der ein Bett für sie hergerichtet war, und auf einem Tisch befanden sich für sie die schönsten Speisen. Sie aß davon und legte sich dann schlafen. Als es Mitternacht wurde, hörte sie ein Kettengeklirr, und herein trat der Löwe. Das Mädchen glaubte, ihre Todesstunde wäre gekommen, und betete, aber der Löwe tat ihr nichts zu leide. Er sah sie an, und in diesem Augenblick platzte auf dem Rücken seine Haut. Darauf ging er hinaus. In der nächsten Nacht kam er wieder und verwandelte sich bis zur Hälfte in einen Menschen. In der dritten Nacht bekam er seine volle Menschengestalt, und aus der Eiche wurde ein prächtiges Königsschloß. Er erzählte ihr nun, daß er ein verwunschener Königssohn wäre, und daß sie ihn erlöst habe. Dafür nahm

er sie zur Frau, und sie lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Zu dieser kurzen Form des Märchens vergl. Grimm, K. H. M. Nr. 88 und Anm. (Dazu R. Köhler, Kleinere Schriften I, 604); L. Bechstein: Das Nußzweiglein; K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 384 (Vom goldenen Klingelklangel); M. Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 142 (Die Rose); G. Stier, Ungarische Sagen und Märchen, Nr. 8 (Die redende Weintraube, der lachende Apfel und der klingende Pfirsich); Chełchowski, Powieści i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisły“ tom III), S. 70 ff. (Von dem Drachen mit acht Köpfen); Gliński, Bajarz polski II, S. 115 ff. — Das Versprechen, das erste begegnende lebende Wesen herzugeben, ist auch sonst weit verbreitet; vgl. auch das schwed. Märchen vom Graumantel (vergl. Grimm, K. H. M. S. 324 und die Anm. zum Marienkind.)

3. Aschenmichel.

Es war einmal ein Michel, der den ganzen Tag über hinter dem Ofen in der Asche saß. Deshalb wurde er Aschenmichel genannt. Am liebsten hätte er nichts gearbeitet, da er aber essen wollte, und dazu nicht wenig, so sagte seine Mutter zu ihm: „Aschenmichel, bringe Wasser, sonst backe ich keine Kuchen.“ Und Aschenmichel mußte nach Wasser gehen, so schwer ihm auch dieser Gang wurde, denn er hatte Hunger. Als er nun mit dem Eimer im Flusse Wasser schöpfte, fing er ein Goldfischchen. Darüber freute er sich sehr und sagte: „Dich werde ich braten.“ Aber das Goldfischchen bat ihn und sprach: „Tue mir nichts zu leide und laß mich wieder schwimmen. Dafür werde ich Dir auch alles tun, was Du verlangst. Nur mußt Du sagen: Fischchen mit den goldnen Schuppen, bring mir dies und das!“ Da ließ Aschenmichel das Goldfischchen wieder in den Fluß und sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, trage den Eimer voll Wasser nach Hause!“ Und im Augenblicke war der Eimer voll Wasser in der Stube. Als aber die Mutter Kuchen backen wollte, fehlte ihr das Holz, und sie sagte zum Aschenmichel: „Geh in den Wald und bringe mir Holz!“ Und Aschenmichel nahm die schwere Axt auf die Schulter und ging in den Wald zu einem mächtigen Baume. Da sagte er: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, schaffe Holz!“ Da fiel der Baum um

und zersplitterte in lauter Späne; und Aschenmichel sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, trage das Holz zu meiner Mutter!" Sogleich war das Holz in der Küche bei der Mutter, und weil Aschenmichel das Holz so schnell beschafft hatte, bekam er auch ein großes Stück Kuchen mit Butter beschmiert. Der Kuchen schmeckte ihm so gut, daß er glaubte, der König habe keinen besseren, und da er noch dazu dem Goldfischchen befehlen durfte, was ihm in den Sinn kam, so glaubte er, ein großer Herr zu sein.

Eines Tages setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den König und verlangte darin von ihm seine Tochter zur Frau. Diesen Brief gab er der Mutter und befahl ihr, ihn dem König zu überbringen. Die Mutter tat es. Da aber Aschenmichel in der Schule wenig gelernt hatte, so war seine Schrift so unleserlich, daß niemand den Brief lesen konnte. Der König mußte alle Gelehrten seines Volkes zusammenrufen, und nur mit großer Mühe entzifferten diese den Brief. Als der König erfuhr, was Aschenmichel von ihm verlangte, war er über seine Keckheit erstaunt; doch weil er ihn noch nicht kannte, wollte er ihn erst sehen. Er ließ anspannen und fuhr mit seiner Tochter hin, um Aschenmichel zu besuchen. Sie traten in die Stube, und Aschenmichel saß in der Asche hinter dem Ofen. Als die Königstochter den schmutzigen Aschenmichel sah, spuckte sie auf ihn und kehrte mit ihrem Vater in das Schloß zurück. Das ärgerte den Aschenmichel, und er rief: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe mir ein milchweißes Pferd und eine milchweiße Rüstung!" Und auf der Stelle hatte er das Verlangte. Aschenmichel zog jetzt die Rüstung an, setzte sich auf das Pferd und ritt nach dem königlichen Schlosse. Er sah aber auch sehr stattlich aus. Als ihn die Königstochter von weitem kommen sah, wunderte sie sich über den schönen Ritter und beschied ihn zu sich. Er gefiel ihr auch so gut, daß sie ihn zum Manne nahm. Dem König sagte sie jedoch nichts davon, denn der hätte in die Verbindung mit einem einfachen Ritter nie eingewilligt. Als aber die Königstochter einen Sohn bekam, da erfuhr es der König. Aus Zorn wollte er die Tochter verbrennen lassen, doch wünschte er erst ihren Mann kennen zu lernen, um ihn mit zu verderben. Aber Aschenmichel saß wieder hinter dem Ofen in der Asche und ließ sich durch Goldfischchen öfters seinen Sohn holen. Dadurch aber wurde er verraten. Denn als der Kleine einst einen Apfel vom Besuch mitbrachte, fragte man ihn, woher er denselben habe.

„Vom Vater“, sagte der Knabe. Da nahm man ihn, und er mußte den Ort zeigen, wo Aschenmichel wohnte. Aschenmichel wurde gefangen genommen und vor den König gebracht. Dieser befahl, Aschenmichel, seinen Sohn und die Königstochter in eine große gläserne Kugel zu setzen und dann alle drei ins Meer zu werfen. So, glaubte er, würden alle drei ertrinken. Aber Aschenmichel sagte: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe uns auf eine Insel!“ Und sogleich schwamm die Kugel mit den drei Menschen einer Insel zu. Aber diese lag weit im Meere, und die Fahrt dauerte sehr lange. Die Königstochter hatte Hunger. Da sagte Aschenmichel: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, bringe uns Brot!“ Und Goldfischchen brachte sechs Brote, für jeden zwei. Bald waren sie auch an einer Insel angelangt. Da sagte Aschenmittel: „Fischchen mit den goldnen Schuppen, mache ein Bett aus weichem Moos!“ Und bald stand dieses fertig da für die Königstochter und das Kind. Aschenmichel aber besah sich eine schöne Gegend auf der Insel und befahl alsdann dem Goldfischchen, daselbst ein Schloß aufzustellen. Und Goldfischchen führte den Auftrag aus, und es stand ein schönes Schloß da, ein schöneres als das des Königs. In dieses zog nun Aschenmichel mit seiner Familie ein.

Nach einiger Zeit veranstaltete Aschenmichel ein großes Fest und lud den König und seine Räte dazu ein. Die Geladenen erschienen. Da sagte Aschenmichel zu dem König: „Herr König, Ihr habt mich töten wollen; ich aber will Euch kein Leid dafür antun.“ Der König wurde sehr gerührt, und er ernannte Aschenmichel zu seinem Nachfolger. So wurde Aschenmichel nach wenigen Jahren König.

Ausführlicher findet sich das Märchen bei Gliński, Bajarz polski I, 161 ff. und II, 71 ff. Im letzteren ist der Wundertäter ein in einen Krebs verwünschter Prinz. Zu vergleichen sind auch Kleczby, starożytne podania i powieści ludowe, Posen 1902, S. 202 ff. und Gliński, Bajarz polski III, 8 (Brassen) und 63 (Goldfisch). Zu dem Märchen s. auch Grimm K. H. M. Nr. 19 (Von dem Fischer un syner Fru) und Nr. 85 (die Goldkinder); A. Kuhn, Märkische Sagen, S. 273 (De Kossät un sine Fru); Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 431 (Der faule Hans); Goldschmidt, Russische Märchen, S. 117 (Goldfischchen). Von hilfreichen Fischen wird

ferner erzählt bei Grimm, K. H. M. Nr. 126 (Ferenand getrü und Ferenand ungetrü), Nr. 191 (Das Meerhäschen); E. Schreck, Finnische Märchen, S. 56 ff. und Blätter für pomm. Volkskunde 2, 75. Hier bringt ein Kaulbarsch die Schlüssel auf seinem Rücken aus dem Meeresgrunde hervor. Von der Last war ihm der Rücken krumm geworden, und seit der Zeit haben alle seine Nachkommen einen krummen Rücken. — Das Einschließen in eine gläserne Kugel und das Aussetzen auf dem Meere, von dem im Märchen erzählt wird, scheint auf eine altertümliche Strafe hinzuweisen, s. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 701 und 741: Diebe und Mörder, deren Hinrichtung vermieden werden sollte, wurden in ein steuerloses leckes Schiff gesetzt und auf das Meer gestoßen. So auch Grimm K. H. M. Nr. 16: Die ungetreue Königstochter wird mit ihrem Helfershelfer in ein durchlöchertes Schiff gesetzt und hinaus ins Meer getrieben, wo sie bald in den Wellen versinken; ebenso Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg II, S. 347: Jan wurde sofort ergriffen und mit des Grafen Tochter auf ein Schiff gebracht, und zwischen beiden ward eine Scheidewand errichtet; das Schiff aber wurde den Wellen übergeben, ohne Mast und Segel, ohne Steuer und Ruder und ohne Speise und Trank, damit die beiden durch Hunger und Durst oder im Wasser jämmerlich zu Grunde gehen sollten. In einem pommerschen Märchen (Blätter für pomm. Volkskunde 4, 41) tritt an Stelle des Schiffes ein hölzernes schwimmendes Badehaus mit nachgebendem Fußboden. Gewöhnlich aber wird ein Kasten, eine Tonne oder auch ein eisernes oder mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gebraucht: Grimm K. H. M. Nr. 13, 89 und 135; O. Knoop, Hinterpommersche Sagen, S. 233; Goldschmidt, Russische Märchen, S. 118 und 149; E. Schreck, Finnische Märchen, S. 61 und 89; Gliński, Bajarz polski II, S. 49. Eine gläserne Kugel erwähnt noch A. Kuhn, Märkische Sagen, S. 272.

4. Der Dumme.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei kluge Söhne und einen dummen. Eines Tages gab er dem ältesten von den klugen Söhnen Brot und Milch und schickte ihn für die Nacht auf eine Wiese, wo allnächtlich Heu gestohlen wurde. Dort sollte er wachen

und auf die Diebe passen. Kaum war er dort, da begegnete ihm ein alter Mann, der bat ihn um ein Stück Brot; er aber wies ihn ab und schimpfte noch dazu, so daß der alte Mann von dannen ging und sagte: „Dein Wachen ist vergebens.“ Und so war es auch. Kaum hatte er sich hinter einen Heuhaufen niedergesetzt, da schlief er ein und merkte nicht, wie ein Pferd kam und einen ganzen Haufen Heu auffraß.

Am nächsten Tage wurde der zweite Sohn geschickt, um des Nachts auf der Wiese zu wachen. Auch diesem begegnete der alte Mann und bat um ein Stückchen Brot, aber vergebens, und so schlief auch er ein. Am dritten Abend erbot sich der Dumme zu wachen. Seine Brüder lachten ihn aus, ließen ihn aber doch gehen. Er bekam aber nicht Brot und Milch mit, wie die beiden andern, sondern nur einen in der Asche gebackenen Kuchen und Wasser. Als er dem alten Mann begegnete, klagte er diesem die Ungerechtigkeit seines Vaters und seiner Brüder. Der alte Mann — es war der Heiland selbst, der gekommen war, um die Menschen auf ihre Mildtätigkeit zu prüfen — bat ihn um ein Stück dieses Kuchens. Er erhielt es sofort und aß davon. Dann ging er fort, während der Dumme sich an einen Heuhaufen setzte, um zu wachen. Er schlief nicht ein, sondern als das Pferd kam, fing er es, setzte sich darauf und ritt nach Hause. So wurde er ein reicher Mann.

In ganz kurzer Form, ohne alle märchenhaften Züge, findet sich dies Märchen, das auch nur Bruchstück ist, bei E. Veckenstedt, Wendische Sagen, S. 57; ausführlicher bei E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, S. 96 (Der dumme Wirrschopf); W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 69 ff. (Der goldene Apfel); Blätter für pommersche Volkskunde 3, 84 ff. (Dummhas). Erster Teil eines längeren Märchens ist es bei Chełchowski, Powieści i opowiadania ludowe z okolic Przasnysza (Biblioteka „Wisły“ tom VI), S. 85 ff. Hier sind es drei Pferde: Sonne, Mond und Sterne, welche ein Haferfeld verwüsten. Bei Gliński, Bajarz polski II, S. 13 ff. ist es eine Stute mit zwölf Füllen. Zum Stehlen des Heues s. auch Blätter für pomm. Volkskunde 8, 6 f. (Der weiße Hase) und A. Szulczewski, Allerhand fahrendes Volk in Kujawien, S. 39.

5. Der Räuber mit dem grünen Bart.

Es war einmal ein Mädchen, das wollte nur einen Mann mit einem grünen Barte heiraten und wies deshalb alle jungen Männer, die sich um ihre Hand bewarben und nicht einen solchen Bart hatten, ab. Sie mußte aber lange auf einen Freier warten, denn Männer mit grünen Bärten gab es in der ganzen Umgegend nicht. Endlich kam doch einer, und sie verlobte sich mit ihm. Es war das aber ein Räuber, welcher von dem Wunsche des Mädchens gehört und sich seinen Bart grün gefärbt hatte.

Eines Tages fragte ihn das Mädchen, wo er wohne, denn er hatte bis dahin noch nichts über seine Person verlauten lassen. „Im Walde", war seine Antwort. Und als sie weiter fragte, erzählte er ihr, daß im Walde an einer Eiche ein Brett mit einem schwarz gemalten Adler hänge, und hinter demselben hänge der Schlüssel zu seiner Wohnung.

Diese Worte ließen dem Mädchen keine Ruhe, und als es Abend wurde und schon alle im Hause schliefen, da stand sie auf, um die von ihrem Bräutigam bezeichnete Eiche zu suchen. Sie kam in den Wald und ging immer weiter und weiter und fand endlich die Eiche mit dem aufgenagelten Brett. Sie griff hinter dasselbe und hatte den Schlüssel. Mit diesem öffnete sie die Tür zu einer Höhle. Sie trat hinein und befand sich in einer Stube, in welcher sich lauter Gemüll befand. Sie ging weiter. Die zweite Stube war grün gemalt, die dritte war mit Talerstücken ausgeschlagen, die vierte war voll Kleider, in der fünften stand ein Block mit einem Beil, und die sechste war mit Leichen angefüllt.

Noch war sie mit der Besichtigung der Stuben nicht fertig, da hörte sie Schritte im Walde, und in der Angst, von den Räubern entdeckt zu werden, versteckte sie sich zwischen den Leichen. Nach wenigen Augenblicken traten zwei Räuber mit einem Mädchen in die Stube. Sie gingen an den Block, und während der eine Räuber das Mädchen festhielt, hackte der andere ihm den Kopf und dann den Finger mit dem Ringe ab. Dieser fiel unter die Leichen gerade vor das Mädchen. Die Räuber wollten ihn suchen, aber da es finster war, verschoben sie es bis zum Morgen. Sie gingen dann in die erste Stube, legten sich auf das Gemüll und schliefen ein.

Darauf hatte das Mädchen nur gewartet. Sie stand auf, steckte den Finger mit dem Ringe zu sich und ging leise hinaus.

Als sie an den schlafenden Räubern vorbeihuschte, wachte der eine von ihnen auf, stieß den andern an, so daß auch dieser erwachte, und fragte: „Ging da nicht jemand vorbei?" Der andere aber war voll Schlafes und antwortete: „Es wird wohl eine Maus gewesen sein." Damit legten sich beide auf die andere Seite und schliefen weiter.

Vor Morgenanbruch kam das Mädchen nach Hause, und niemand hatte gemerkt, daß sie in der Nacht fortgewesen war. Am nächsten Tage erzählte sie ihrem Bräutigam von einem Traume, den sie in der Nacht gehabt haben wollte. Sie war, so sagte sie, in einer Höhle im Walde gewesen; in derselben waren sechs Stuben, die erste war voll Gemüll, die zweite war grün gemalt, die dritte mit Talern ausgeschlagen, die vierte voll Kleider, in der fünften stand ein Block, und die sechste war mit Leichen angefüllt. Da merkte der Räuber, daß er von dem Mädchen erkannt war, und mit einem Male war er ohne Abschied verschwunden.

Jetzt erzählte das Mädchen ihren Eltern, was sie wußte. Sie zeigte auch den Ring, auf welchem der Name des getöteten Mädchens eingegraben war, und übergab ihn den Eltern der Ermordeten. Darauf versammelten sich viele Männer, und unter Anführung des Mädchens zogen sie nach der Höhle. Sie fanden die Räuber darin, banden und töteten sie. Das Mädchen aber trug seit der Zeit kein Verlangen mehr nach einem Mann mit einem grünen Barte, sondern heiratete den ersten, der nach dieser Begebenheit um sie anhielt.

Dieselbe Erzählung bei R. Zawiliński, Z powieści i pieśni górali beskidowych (Biblioteka „Wisły", tom V), S. 24 ff. Zu dem Inhalte vergl. Grimm, K. H. M. Nr. 40 (Der Räuberbräutigam). Auch hier erzählt die Braut ihr Erlebnis im Hause des Räubers als Traum und führt dadurch die Ergreifung und Bestrafung der Räuberbande herbei. Vgl. ferner G. Stier, Ungarische Sagen und Märchen Nr. 6. Das Märchen ist, wie bemerkt wird, augenscheinlich einem deutschen Märchen bei L. Kannegießer, Nr. 6, S. 44 (Der warnende Vogel) nachgebildet. Nach einer kurzen Bemerkung bei W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche im Spreewald, S. 5, wird in einer Räubergeschichte aus Burg ein Räuberhauptmann Ragazki genannt. Dieser verlockt als Freier eine junge Gräfin in den Wald. Hingestreuten Erbsen folgend, gelangt sie durch eine Eiche in die Räuberwohnung,

hascht dort den Finger eines anderen Schlachtopfers und gelangt glücklich wieder in des Vaters Schloß. Dort werden bei einem scheinbaren Hochzeitsmahle die 80 Räuber umgebracht. — Der Räuber mit dem grünen Barte verdankt seine Entstehung wohl dem Ritter Blaubart in Ludwig Bechsteins Märchen. Mit dem unsrigen deckt sich ein pommersches Märchen in den Blättern für pomm. Volkskunde 9, 47 f. Der Räuber hat hier einen Schnurrbart, den er sich grün gefärbt hat. Von einem Räuber Grünbart erzählt ferner ein Märchen bei E. Veckenstedt, Wendische Sagen, S. 214 ff. und bei A. Schleicher, Litauische Märchen, S. 22 ff.

6. Der wunderbare Gurt.

Bruder und Schwester gingen einmal in den Wald. Da fanden sie unter einem Baume einen Gurt liegen, auf welchem die Worte standen: „Wer diesen Gurt umschnallt, der hat hundert Manneskräfte." Der Bruder hob den Gurt auf und las die Worte. „Halt", dachte er bei sich, „solchen Gurt kann ich gebrauchen." Er schnallte ihn um den Leib und wurde auf einmal so stark wie hundert Männer zusammen.

Den Gurt hatte aber ein Räuberhauptmann verloren, der mit seinen Gesellen nicht weit davon eine Waldhütte bewohnte. Und als Bruder und Schwester weitergingen, trafen sie auf die Hütte, und nichts Böses ahnend, gingen sie hinein. Da wurden sie plötzlich von den Räubern umringt. Sie sollten gebunden und dann getötet werden. Als der Bruder das merkte, ergriff er schnell einen Knüppel, und mit ein paar Hieben tötete er alle Räuber. Nur dem Räuberhauptmann gelang es, unbemerkt in den Wald zu entkommen.

Die Geschwister fanden in der Hütte viele Schätze, welche die Räuber seit vielen Jahren zusammengestohlen und hier verwahrt hatten. Den Bruder jedoch, der durch die Heldentat mit den Räubern den rechten Mut bekommen hatte, konnten sie nicht abhalten weiterzuwandern. Und als die Schwester nicht mitgehen wollte, ließ er sie in der Hütte zurück und ging davon.

Es dauerte nicht lange, so kam der Räuberhauptmann aus dem Walde zurück. In der Hütte fand er das Mädchen allein, das ihn aber nicht erkannte. Er sagte, er sei ein armer Wanderer, der sich im Walde verirrt habe, und bat um ein Obdach. Ihm war es aber nur um den Gurt zu tun, den er bei dem Bruder

des Mädchens vermutete, und mit deren Hilfe er wieder in den Besitz des Gurtes zu kommen hoffte. Er blieb also, als das Mädchen nicht nein sagte, war ihr bei der Arbeit behilflich, und mit der Zeit gewann sie ihn so lieb, daß sie ihn zum Manne nahm.

Jetzt zeigte ihm die junge Frau alle Schätze in der Hütte und erzählte ihm auch, auf welche Weise dieselben in ihren Besitz gekommen wären. Der Räuber tat so, als ob ihm das alles etwas Neues wäre. Als er aber von dem Gurt hörte, da bat er sie, dem Bruder denselben zu entwenden und ihm zu geben. Anfangs wollte sie nicht auf seinen Vorschlag eingehen; da er aber nicht nachließ zu bitten, willigte sie schließlich ein und versprach es.

Unterdessen war der Bruder weit in der Welt herumgekommen und hatte viele Heldentaten vollführt. Da überkam ihn die Sehnsucht nach der Schwester, und er zog heim. Eines Tages sah ihn die Schwester kommen. Als sie das ihrem Manne sagte, versteckte sich dieser in der Kammer und befahl ihr, sich ins Bett zu legen und sich krank zu stellen. Sie sollte dann den Bruder um die Milch einer Wölfin und den Apfel des Zauberers hinter den sieben Bergen bitten. So, hoffte er, würde sein Schwager entweder von der Wölfin oder von dem Zauberer umgebracht werden, und er würde dann den Gurt wiedererhalten, denn mit dem Zauberer war er gut Freund.

Der Bruder erschien in der Hütte. Als er die Schwester krank liegen sah und hörte, wie sie klagte und jammerte, da wurde er gar traurig. Sie suchte ihn zu trösten und sagte: „Ach, wenn ich nur die Milch einer Wölfin und den Apfel des Zauberers hinter den sieben Bergen hätte, so würde ich gesund werden." Da nahm der Bruder Stock und Hut und ging fort, um das Gewünschte zu holen.

Eine Wölfin brauchte er nicht lange zu suchen. In einer Höhle fand er sie, ihre Jungen säugend. Er fing und molk sie. Darauf machte er sich auf die Suche nach dem Zauberer. Es dauerte lange, bis er dessen Hütte erreichte. Mit dem Zauberer hatte er einen langen und schweren Kampf zu bestehen, denn derselbe war nicht nur mächtig stark, sondern es halfen ihm noch mehrere Geister. Endlich aber erschlug er ihn, nahm ihm den Apfel und eine Salbe weg und ging davon. Die Salbe, welche die Kraft hatte, daß zerstörte Glieder nachwuchsen, sobald man die betreffende Körperstelle damit bestrich, versteckte er unterwegs in einen hohlen Baum in der Nähe der Räuberhütte. Dann übergab er der

Schwester die Milch und den Apfel. Um sich nicht zu verraten, stand sie auf, denn sie sah, daß die List ihres Mannes nichts geholfen hatte.

Von dem Kampfe mit dem Zauberer war der Bruder mit Schweiß und Schmutz bedeckt, und bald, nachdem er sich etwas ausgeruht hatte, fing er an, sich zu waschen. Dabei legte er den Gurt ab. In demselben Augenblick sprang der Räuberhauptmann aus seinem Versteck hervor und nahm den Gurt an sich. Jetzt war er stark. Er nahm den Schwager gefangen, stach ihm beide Augen aus, führte ihn weit in den Wald und ließ ihn allein. Darauf kehrte er zu seiner Frau zurück, entdeckte sich ihr und stach sie nieder. Endlich fing er aus Freude über den wiedererhaltenen Gurt an zu trinken, so daß er bald besinnungslos in einer Ecke lag.

Der Bruder aber tastete sich im Walde von Baum zu Baum. Plötzlich stand er vor demjenigen, in welchem er die Salbe versteckt hatte. Er suchte sie hervor und bestrich damit beide Augenhöhlen, und alsobald hatte er seine Augen wieder. Dann eilte er nach der Hütte. Hier fand er den Räuber besinnungslos liegen. Er tötete ihn, nahm ihm den Gurt weg und ging von dannen.

Zu dem Inhalte des Märchens vgl. R. Zawiliński, Z powieści i pieśni górali beskidowych, S. 28 ff. (O felfebrze powiastka) und Baliński, Powieści ludu, S. 120. In dem ersten Märchen ist der Held der Sohn eines Feldwebels, der mit seiner Mutter in den Wald geht. Die Stärke verleihen ihm Hemd, Schwert und Ring seines Vaters. Die Untreue begeht die Mutter. Ebenso bei J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 144 ff. (Von der Mutter und ihrem Sohne), Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 416 ff. (Das blaue Band) und in einem rumänischen Märchen: Archiv des Ver. f. siebenbürg. Landeskunde, N. F. 33, 1906, 499. Die Untreue begeht die Gattin an dem Gatten: Blätter für pomm. Volkskunde V, 20; die Schwester an dem Bruder: Blätter für pomm. Volkskunde IV, 21 ff. (Die falsche Schwester); A. Schleicher, Litauische Märchen, S. 54 ff. (Von den Räubern und der Prinzessin, die einem Drachen versprochen war); E. Schreck, Finnische Märchen, Nr. 14 (Die dem Wassernix versprochenen Kinder). Im übrigen vergl. man zu diesen Märchen den Aufsatz von Fried-

rich von der Leyen: Zur Entstehung des Märchens, in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 116, S. 284 f.

7. Die singende Flöte.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, aber keinen Sohn, und deshalb wollte er eine von seinen Töchtern zu seinem Nachfolger machen. Da er sie alle drei gleich liebte, so beschloß er, die Wahl dem Zufall zu überlassen. Eines Tages schickte er alle drei in den Wald: welche von ihnen zuerst ihr Töpfchen voll Beeren gesammelt hätte, die sollte sein Nachfolger werden. Im Walde fand aber die jüngste die meisten Beeren; noch ehe die anderen ihr Töpfchen zur Hälfte voll hatten, war sie schon fertig und wollte nach Hause gehen. Da geriet die älteste Schwester, die durchaus Königin werden wollte, in Zorn, hielt sie an und forderte die Hälfte der Beeren für sich. Als die Jüngste darauf nicht eingehen wollte, zückte jene einen Dolch nach ihr. Zwar sprang die zweite Schwester herzu, um die jüngere zu retten, aber schon lag diese tot auf der Erde. Die Älteste nahm nun der zweiten das Versprechen ab, keinem etwas von dem Morde zu sagen; dann verscharrte sie die Tote in der Erde und ging nach Hause. Zwar suchte man nach der jüngsten Königstochter, aber da man sie nirgends fand, vergaß man sie bald, und die Älteste wurde zum Nachfolger des Königs ausgerufen.

Aus dem Grabe der Königstochter aber wuchs ein Weidenbaum hervor, und es blühte dabei eine wunderschöne Blume. Nun traf es sich, daß ein Schäfer in dieser Gegend seine Schafe hütete. Als der die wunderschöne Blume bemerkte, brach er sie ab und steckte sie hinter das Band seines Hutes. Aus Freude über diesen Fund schnitt er sich dann von dem Weidenbaum einen Zweig ab und machte sich eine Flöte, um darauf zu spielen. Als er nun hineinblies, da sang sie:

Spiele, Schäfer, spiele und greife richtig:
Die älteste Schwester hat mich getötet,
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Der Schäfer war hocherfreut über den Besitz der singenden Flöte, und als er seine Schafe an dem königlichen Schlosse vorbeitrieb, spielte er auf ihr. Da kamen die Diener aus dem Schlosse und kauften ihm die Flöte ab. Sie brachten sie zum König. Dieser blies hinein, und sie sang:

Spiele, Vater, spiele und greife richtig:
Die älteste Schwester hat mich getötet,
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Der König war höchst verwundert über die Flöte und rief die beiden Töchter herbei. Zuerst blies die zweite hinein, und die Flöte sang:

Spiele, Schwesterchen, spiele und greife richtig:
Die älteste Schwester hat mich getötet,
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Da wurde diese an die Mordtat erinnert, wurde blaß im Gesichte und gab schnell die Flöte der älteren Schwester. Diese blies hinein, und die Flöte sang:

Spiele, Mörderin, spiele und greife richtig:
Du hast mich im Walde getötet,
Und die mittlere hat mich beschützen wollen.

Jetzt kam die Mordtat ans Tageslicht. Die Mörderin wurde auf das Feld geführt, und man ließ sie durch Pferde in Stücke reißen.

Eine andere polnische Fassung des Märchens im Rogasener Familienblatt VIII, Nr. 2 stammt aus Neudorf bei Wronke und beruht — nach Angabe des Erzählers — auf einem alten polnischen Volksliede, dessen beide erste Strophen dort mitgeteilt sind. Das Märchen ist auf slavischem Gebiet weit bekannt, vergl. Woycicki, Polnische Volkssagen und Märchen, übersetzt von Lewestam, S. 105 ff. und S. 150; St. Polaczek, Wies Rudawa (Biblioteka „Wisly", tom IX), S. 248 ff. Ähnlich ist das Märchen XXVI bei Baliński, Powieści ludu, S. 130 ff. Der Bräutigam ist hier ein in Schlangengestalt verwünschter Jüngling, der das Mädchen erlöst und heiraten will. Aus Eifersucht wird die Braut von der Schwester erschlagen, diese aber wird vom Blitz getötet. Zu der singenden Flöte sind ferner zu vergleichen: Grimm, K. H. M. Nr. 28 (Der singende Knochen); L. Bechstein (Der Wachholderbaum); K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 495 (Es kommt doch einmal an den Tag); Toeppen, Aberglauben aus Masuren, S. 139 (Der goldene Apfel); Blätter für pomm. Volkskunde 6, 20 (Die Flöte). In den drei zuletzt genannten Märchen handelt es sich um Brudermord, der durch eine singende Flöte entdeckt wird. Von einem singenden Spinnrade erzählt J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 45 ff.

(Das goldene Spinnrad) und Milenowsky, Volksmärchen aus Böhmen, S. 143. Über dieses Märchenmotiv handelt ausführlich R. Köhlers Aufsatz Die Ballade von der sprechenden Harfe (Aufsätze über Märchen und Volkslieder, S. 79 ff.)[1]). Über den weitverbreiteten Glauben, daß Pflanzen aus den Gräbern wachsen, in denen der Tote weiter lebt, s. die Literaturangaben bei H. Hepding, Attis, S. 119, 4. Dazu M. E. Marriage, Poet. Beziehung des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Volkslied (Heidelb. Diss. 1898), S. 31 ff.

8. Der Mann ohne Herz.

Es war einmal ein Vater, der hatte sieben Söhne. Der jüngste von diesen blieb immer zu Hause und führte die Wirtschaft, melkte die Kuh, kochte das Essen und bestellte den Acker. Er sollte auch einmal die Wirtschaft bekommen und sich verheiraten, während die Brüder anderwärts Arbeit suchen sollten. Eines Tages schickte er seine älteren Brüder aus, damit sie ihm eine Braut aussuchten, denn in der Nähe war kein passendes Mädchen für ihn. Unterwegs kamen sie an einem Hause vorbei, welches im Walde stand. Dieses gehörte einem Zauberer, aber sie wußten es nicht und traten bei ihm ein. Der Zauberer fragte sie, welches Ziel sie bei ihrer Reise verfolgten, und sie erzählten ihm, sie wollten für ihren jüngsten Bruder, der zurückgeblieben wäre, eine Braut suchen. Sie wurden nun von dem Zauberer bewirtet und eingeladen, auf der Rückreise wieder bei ihm einzukehren und ihm die Braut zu zeigen. Darauf gingen sie weiter und kamen in ein Dorf, und da fanden sie auch eine Braut, die bereit war, mit ihnen zu gehen. Als sie aber zusammen bei dem Zauberer eintraten, da berührte dieser die Brüder mit einem Stabe und verwandelte sie in graue Steine. Die Braut nahm er für sich, und sie mußte seine Frau werden.

Aber die Braut weinte sehr und sagte zu dem Zauberer, sie würde sich in dieser Einsamkeit sehr fürchten, wenn er sterben sollte; doch er tröstete sie und erwiderte ihr, daß er nicht sterben könne, weil er kein Herz habe. Verwundert blickte sie auf und fragte ihn, wo er denn das gelassen habe. Der Zauberer sagte, das wäre im Kissen verborgen. Als sie nun aus Blumen einen Kranz winden

---

[1]) Dazu auch Kl. Schr. I, 49; Singer, Schweizer Märchen, 1. Forts. 146 f.

und das Kissen mit dem Herzen bekränzen wollte, da lachte er und sagte, es wäre in der Tür eingeschlagen. Aber sie glaubte ihm jetzt nicht und quälte ihn so lange mit Fragen, bis er ihr gestand, daß sein Herz in einem einsamen Kirchlein weit, weit im Walde aufgehängt sei.

Mittlerweile wartete der jüngste Bruder zu Hause vergebens auf die Ankunft der Braut und seiner Brüder. Als sie auch nach Wochen noch nicht erschienen waren, da machte er sich auf, um sie zu suchen. Auch er kam an das Haus des Zauberers, der aber gerade abwesend war, und erfuhr nun von der jungen Frau, wer sie sei, und wie es seinen Brüdern ergangen wäre. Es war schon Abend, und der Zauberer mußte bald zurückkehren; sie versteckte ihn daher in der Stube, in welcher er übernachten sollte, unter der Bettstelle.

Am nächsten Morgen verließ der Zauberer das Haus wieder, und der junge Mann kroch unter dem Bette hervor. Die junge Frau gab ihm nun den Rat, das Herz des Zauberers zu suchen, da er ohne dasselbe nicht sterben könne. Und damit er unterwegs keine Not litte, gab sie ihm ein Tuch mit, das ihn, sobald er es auseinanderfaltete, mit den nötigen Speisen versorgen würde. So verließ er seine einstige Braut und zog weiter, um das Herz des Zauberers zu suchen. Als er mitten im Walde war, bekam er Hunger. Er faltete das Tuch auseinander und hatte sofort die besten Speisen darauf stehen. Nachdem er sich gesättigt hatte, rief er: „Wer essen will, der komme!“ Da kam ein großer roter Ochse brüllend herbei und aß alles auf, was auf dem Tuche übrig geblieben war. Dann entfernte er sich. Der Jüngling faltete das Tuch zusammen und ging weiter. Als er wieder Hunger hatte, breitete er das Tuch wieder auseinander, aß sich satt und lud am Ende wieder jeden ein, der essen wollte. Diesmal kam ein großes Schwein und sättigte sich. Dann ging er wieder weiter, immer tiefer in den Wald hinein. Als er sich zum dritten Male gesättigt und wieder eingeladen hatte wie vorher, kam ein Adler und aß sich satt.

So wanderte er immer weiter und kam eines Tages zu einem kleinen Kirchlein. Dieses stand auf einer Insel mitten in einem Teiche, und vor die Tür war ein großer Stein gewälzt. Der Jüngling merkte, daß er bei dem richtigen Kirchlein angelangt war. Wie er nun darüber nachdachte, wie er wohl hineinkommen könnte, kam der rote Ochse und trank das Wasser des Teiches aus, so daß

er an die Kirche heran konnte. Der Stein vor der Kirche war aber sehr groß, und er konnte ihn nicht wegwälzen. Da kam ihm das Schwein zur Hilfe und wühlte so lange bei dem Steine herum, bis dieser umfiel. So kam er in die Kirche hinein, und da sah er hoch oben über dem Altar das Herz hängen. Während er Anstrengungen machte, es herabzuholen, kam der Adler hineingeflogen, riß das Herz ab und gab es dem Jüngling. Dieser eilte hocherfreut von dannen. Hinter ihm schloß sich die Kirche wieder, der Stein wälzte sich wieder vor die Tür, und der Teich füllte sich wieder mit Wasser an.

Nach mehreren Tagen kam er in dem Hause des Zauberers an und traf ihn nicht daheim. Die Frau versteckte ihn wieder unter dem Bette. Als nun der Zauberer ankam, da klagte er über große Schmerzen, denn auf der langen Reise war das Herz wund geworden. Da klagte und jammerte die junge Frau und fragte ihn, was sie wohl in der Einsamkeit anfangen sollte, wenn er stürbe. Da sagte der Zauberer, sie solle alsdann den Stab nehmen und die Steine damit anrühren; dann würden die sich wieder in die früheren Männer verwandeln, die sie hierher gebracht hätten. Als der Jüngling unter dem Bette das hörte, da drückte er vor Freude das mitgebrachte Herz zusammen, und in demselben Augenblick sank der Zauberer tot hin. Jetzt kroch der Jüngling unter dem Bett hervor und berührte mit dem Stabe die grauen Steine, und sogleich verwandelten sich diese wieder in Menschen. Dann nahm er seine Braut und alle Schätze, die in der Hütte angesammelt waren, und alle zusammen zogen heim. Der Jüngste heiratete seine Braut und lebte mit ihr glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Dasselbe Märchen bei L. Bechstein: Der Mann ohne Herz. Nur die sechs Bräute der älteren Brüder fehlen in der polnischen Erzählung; auch ist das Herz nicht in der Kirche aufgehängt, sondern befindet sich in einem unsterblichen Vogel, der in der Kirche auf- und abfliegt. Ebenso bei Müllenhoff, Sagen usw. der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg VII (S. 404 ff.), wo außerdem auf ein ähnliches dänisches und norwegisches Märchen verwiesen wird. In dem schon erwähnten Märchen von der Mutter und ihrem Sohne bei J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 153, nimmt die Mutter dem in Stücke zerschlagenen Sohne das Herz und hängt es an einer Schnur im Schlosse auf. Der Jüngling

wird von der Heiligen Nedelke wieder lebendig gemacht, muß sich dann aber sein Herz wieder erwerben. Ebenda S. 190 wird von einem Zauberer erzählt, der kein Herz hat. In dem Walde ist ein großer Baum; unter dem Baum weidet ein Hirsch, in dem Hirsch ist eine Ente, in der Ente ist ein goldenes Ei, und in dem Ei ist seine Kraft, denn in ihm ist sein Herz. Der Diener, ein Seher, trinkt das Ei aus; der Zauberer wird schwach wie ein Kind, denn seine Kraft ist auf den Seher übergegangen.

Über den ganzen Typus dieses Märchens „vom verborgenen Leben" ist außerdem zu vergleichen R. Köhler, Kleinere Schriften I, 158 ff., J. G. Frazer, The golden bough, III, 351 ff. und Fr. Kauffmann, Balder, S. 137 ff.

Vom Tod.

Sitten, Gebräuche und Anschauungen, besonders im Lumdatal.

Von W. Lentz, Pfungstadt.

Der Tod ist allen Völkern etwas Unheimliches. Überall finden wir die Fragen: Was folgt? Welche weiteren Veränderungen außer den augenscheinlichen treten ein?

Es gibt kein Volk, das in seiner Gesamtheit den Tod für das absolute Ende hält. Überall herrscht der Glaube, daß außer dem toten Körper etwas Lebendiges, etwas Wesenhaftes, etwas Persönliches, Geistiges übrig bleibe, das weiterlebt, heiße dieses Etwas nun Seele in der Ein- oder Mehrzahl, oder Schatten, oder Abbild, oder nur Wille zum Leben. Dieses Etwas, diese Ursache zum Weiterleben kann wieder oder noch eine Zeit lang nach dem Tode zu den Hinterbliebenen, zur Menschheit in Beziehung treten. Es findet also im Augenblick des Todes weder ein absolutes Ende noch eine absolute Trennung statt. Besonders in der ersten Zeit nach dem Abscheiden, mehrere Tage lang, vier, neun, vierzig Tage, alljährlich am Todestage, am Jahresschluß, bei wichtigen Ereignissen kehrt die Seele nach dem Glauben vieler Völker an die Orte, an denen sie im Leibe wandelte, zurück, ist aber kein angenehmer Gast, weswegen man ihren Besuch empfindet etwa wie den eines lästig gewordenen Freundes, mit dem man sich aber nicht überwerfen darf, da er schaden und schrecken kann. Man er-

weist ihr deshalb mancherlei Dienste, um sie zufrieden zu stellen und ihr ihren derzeitigen Aufenthalt angenehm zu machen. Andererseits sucht man sie zu hintergehen, ihr den Weg zur menschlichen Gemeinschaft abzuschneiden, da man den Besuch der abgeschiedenen Seele als etwas Unheimliches, Grauenhaftes nicht wünscht.

Die Grundlage der Totenverehrung aller Völker ist zunächst wohl die Furcht, das Grauen und erst in zweiter Linie die Liebe, die Verehrung, beides oft wundersam gemischt. Die Menschheit fürchtet und liebt die abgeschiedenen Seelen; sie flieht sie und sucht dieselben; sie sucht ihr Wiederkommen zu verhindern, aber auch, ihnen den bestimmten Aufenthalt möglich und angenehm zu machen. Das sind die Grundlagen aller Totengebräuche, sowohl bei den Indern, als auch bei uns, sowohl am Kongo, als auch bei den Australiern und Indianern. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß ein geschichtlicher, nachweisbarer Zusammenhang bestehe. Es scheint vielmehr Tatsache zu sein, daß sich bei den Einzelvölkern in ihrer Einzelexistenz sehr ähnliche Anschauungen von der Seele und vom Sterben, und damit auch eine ganze Reihe ähnlicher Sitten und Gebräuche entwickelt haben.

Wenden wir uns nun unserem Beobachtungsgebiete, dem Lumdatal, zu. Das Käuzchen oder „Leichenhuhn" verkündigt den nahenden Tod (allgemein). Es gibt zwar noch andere Tiere, selbst Menschen, welche Unglück oder Unannehmlichkeiten bedeuten, z. B. ein über den Weg laufender Hase, eine Herde Schweine, oder eine alte Frau, welche jemandem begegnen, — direkt auf den nahenden Tod weist bei uns von Tieren nur der Totenvogel hin. Da derselbe von dem Licht, welches der Bauer nur bei einem Schwerkranken nachts brennen läßt, angezogen wird, so tritt bei einem Todesfall oft eine scheinbare Bestätigung des Aberglaubens ein, sodaß derselbe unausrottbar festsitzt. Wie solcher Aberglaube durch Zufall und Einbildung gestärkt werden kann, beweist folgendes Vorkommnis (Geilshausen): Ein unverbesserlicher Schnapstrinker („Schnapseul") geht in einer Dezembernacht nach elf Uhr heimwärts. Es schneit und taut dabei. Mitten im Dorf bei der Kirche begegnet er dem Nachtwächter, der gerade zwölf „hornt". Beide stellen sich im Gespräch zusammen und bleiben eine Weile im tauenden Schnee stehen. Da tönt es schaurig vom Kirchhof her: Komm mit! Der Totenvogel streicht dicht an der Laterne des Nachtwächters vorbei. Ein Schauder ergreift die beiden, der verspätete Wirtsgast schlägt sogar nach dem schreienden Vogel und verwünscht ihn dabei. Der

Mann geht nach Hause, am andern Morgen liegt er an Lungenentzündung krank im Bette, und acht Tage nach dem Zusammenstoß mit dem Leichenhuhn war er tot. — Die meisten Leute glauben fest an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Käuzchenruf und dem Tode eines Menschen; den Zusammenhang ausreden zu wollen, wäre weder möglich noch klug.

Die Zahl 13 ist unheilbringend. Wenn dreizehn Personen an einem Tisch sich zusammengefunden haben, so stirbt eine in Jahresfrist (allgemein). Man leitet zwar manchmal diesen Aberglauben von Jesus und seinen Jüngern ab, weil von diesen dreizehn einer sterben mußte, meist weiß man jedoch keinen Grund anzugeben.

Wenn während des Läutens die Uhr schlägt, stirbt bald eins[1]).

Weiße Pflanzen (Dickwurzpflanzen) bedeuten einen Sterbefall in der Familie desjenigen, auf dessen Acker sie wachsen[2]). Unglück resp. den Tod eines der Neuvermählten bedeutet es, wenn an ihrem Hochzeitstag ein Grab offen steht.

Ist ein Schwerkranker eine sichere Beute des Todes, so betet man mit ihm, ruft wohl auch den Geistlichen, ihm das Abendmahl zu reichen und im Gebet bei dem Kranken zu verweilen, man unterdrückt aber allzulautes Klagen, da der Kranke sonst schwer stirbt (Geilshausen)[3]). Im Augenblick des Todes zieht man dem Sterbenden das Kopfkissen unter dem Kopfe weg[4]), nach einer Lesart damit der Lebensfaden leichter oder schneller reißt, das wäre eine Grausamkeit, nach einer anderen soll das Entfernen des Kopfkissens eine Erleichterung für den Sterbenden sein (Aulendiebach). Auch stellt man die Uhr still, weil man, wie mir jemand treffend

---

[1]) Auch in der Wetterau: Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 213, 125. — Dasselbe wird, nach den Aufzeichnungen in unserem Archiv berichtet aus Niederwöllstadt, Peterweil, Altenschlirf, Niederweisel, Burg-Gemünden, Nieder-Gemünden, Gronau (Kreis Bensheim), Reinheim, Wersau (Kreis Dieburg), Lindheim (Kreis Büdingen). Manchmal wird ein bestimmtes Läuten genannt: das Vaterunserläuten in Nauheim (Kreis Groß-Gerau), Burckardsfelden und Gelnhaar (Kreis Büdingen; hier Zusammentreffen des Vaterunserläutens mit dem 11-Uhrschlagen), das Wandlungsläuten in Lämmerspiel (Kreis Heppenheim), das Abendläuten in Großen-Linden. — Außer diesem Zusammentreffen von Läuten und Glockenschlag ist auch das „traurige" Läuten ein Todesvorzeichen (Schlierbach, Kreis Dieburg) und ebenso das „Summen" (Nachklingen) der Glocken (Rodau, Kreis Bensheim und Eichelheim).

[2]) So auch in der Schwalm: Hess. Landes- u. Volkskunde II, 294.

[3]) Vgl. Am Urquell I, 1890, 10.

[4]) So auch in der Wetterau: Wolf, Beitr. z. deutschen Mythol. I, 214, 137.

sagte, in der beim Tod oft eintretenden Verwirrung leicht die Todeszeit festzustellen vergißt (Stangenrod). In zwei Fällen ist mir bekannt geworden, daß Leute, welche am Fußende des Bettes standen, worin ein Sterbender lag, weggewiesen wurden, weil sonst der Todeskampf länger dauere (Gegend von Grünberg). Früher wurde auch ein Fensterflügel geöffnet, damit die Seele entweichen könne (auch anderwärts in Oberhessen). In Gera stieg man (nach Wuttke 724) früher auf das Dach und drehte eine Schindel um, in China macht man (nach Adreae) ein Loch in die Decke und das Dach des Hauses. Man erleichtert also der Seele den Weg zu ihrem zukünftigen Aufenthalt. Ist der Hausvater gestorben, so wird die Frucht „angerollt" (Geilshausen u. a. Orte): man schlägt fest wider die Zimmerdecke oder den Durchzugsbalken, dadurch soll die Frucht auf dem Speicher bewegt werden, damit sie keimfähig bleibt; die Blumenstöcke vor dem Fenster werden verstellt, dem Vieh im Stall wird der Tod angesagt, ebenso den Bienen (Geilshausen u. a. Orte). Man glaubt, der Hausherr nehme alles Leben mit sich: ohne das Anrollen verlöre die Frucht ihre Keimfähigkeit, das Vieh werde fallen, die Blumenstöcke verdorren, die Bienen sterben[1]). Ein echt patriarchalischer, deutscher Gedanke! Oder hatte dieser Brauch ähnlich wie bei den alten Indern (nach Caland) ursprünglich den Sinn, die Seele durch das Klopfen zu verscheuchen, durch das Nachsehen der Blumentöpfe zu verjagen? Durch Lärm, Musik, Tanz und Schütteln der Kleider suchten die alten Inder die abgeschiedene Seele zu vertreiben, sie zu veranlassen, den ihr nunmehr angewiesenen Aufenthalt aufzusuchen (Caland).

Nach eingetretenem Tod waltet die Totenfrau (manchmal auch ein Mann) ihres Amtes. Die Leiche wird entkleidet und gewaschen. Alle Gegenstände, welche dabei gebraucht werden: Waschschüssel, Waschlappen oder Schwamm, sowie der Kamm werden zum Fenster hinausgeworfen (Geilshausen und Umgegend)[2]). Hier kommt der Grundsatz zur Geltung, daß alle Gegenstände, welche mit dem Toten in Berührung kamen, oder mit welchen der Tote in Berührung kam, ursprünglich für unrein galten. In Lehnheim

---

[1]) In Großen-Linden schaufelte man das Getreide um, damit nicht Würmer in die Saatfrucht kämen. Auch der Essig mußte umgerührt werden, damit er nicht den Geschmack verliere.

[2]) In der Wetterau gibt man alles, was man an dem Toten gebraucht hat, ihm mit in's Grab (Wolf a. a. O. I, 215, 147); ebenso in anderen Teilen Deutschlands (z. B. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 187 f.).

bei Grünberg wird die irdene Schüssel mit dem Waschwasser von der Totenwäsche unter den Sarg, resp. unter die Leiche gestellt; sobald der Sarg aus der Stube getragen wird, zertritt ein Leichenträger durch einen wuchtigen Tritt die Schüssel zu möglichst vielen Scherben. (Ähnliches auch sonst: Hess. Landes- und Volkskunde II, 295; 426; Wuttke § 732; Schuller, Volkstümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenb. Sachsenlande I, 43, 44; auch in Indien s. bei Caland.)

Sobald der Leichnam gewaschen ist, wird der Tote angekleidet und zwar so, wie er ins Grab gelegt werden soll. Dann legt man ihn auf Stroh, über welches ein Bettuch gebreitet ist in die Bettlade. Noch bis vor etlichen Jahren war das Totenkleid weißes Leinen (Geilshausen)[1]. Das Totenkleid wurde mit einigen schwarzen Bändern oder Schleifen besteckt. Jetzt zieht man dem Toten sein Abendmahlsgewand an. Auf das Totenkleid dürfen keine Tränen fallen, sonst folgt bald, der geweint hat, nach[2]. Auch darf kein Name in den Kleidern des Toten eingenäht sein; solcher muß vielmehr entfernt werden (aus Hemden 2c.), damit nicht alle des gleichen Namens, also die Familienangehörigen, aussterben (Geilshausen und Umgegend)[3]. Des Nachts brennt meistens noch ein Totenlicht, früher auch bei Tage[4]. Vor Jahren wurde auch noch die Totenwache durch die Leichenträger gehalten, manchmal mit den Angehörigen, wobei nicht selten gescherzt wurde. Nach Aussagen alter Leute brannte früher das Licht, damit der Tote sehen könne.

Ein Nachbar oder ein Verwandter besorgt alle Vorbereitungen zum Begräbnis. Er bestellt den Totenbeschauer und die Leichenfrau, läßt den Sarg anfertigen, bespricht sich mit dem

---

[1]) In Großen-Linden wurde früher die Leiche unbekleidet in den Sarg gelegt, dann wurde das sog. „Totenkleid" über sie gedeckt, ein großes Tuch aus weißem Shirting mit zwei Öffnungen für die Arme. Die Ärmel waren aus demselben Stoff besonders hergestellt und wurden mit Schnur festgebunden. Den Frauen wurde ihre Stirnhaube, den Männern ein weißes „Schlabberkäppchen", den jungen Mädchen der „Kreange met Hank", der Brautschmuck, aufgesetzt.

[2]) Ebenso in der Schwalm: Hess. Landes- und Volksk. II, 294; in Ostpr., Posen, Mecklenburg, Bayern, Franken und im Erzgebirge: Wuttke 728. In der Wetterau (Wolf, Beitr. I, 215, 149) lautet die Begründung: sonst hat der Tote keine Ruhe im Grab. Diese Anschauung ist weit verbreitet, s. Rochholz a. a. O. I, 207 f.; Wuttke 728.

[3]) Vgl. Wuttke 731.

[4]) Zur Erklärung s. Samter, Neue Jahrbücher f. d. klass. Alt. XV, 1905, 34 ff.

Pfarrer und, falls das Leichensingen noch üblich ist, mit dem Lehrer und lädt vor allen Dingen das Trauergefolge ein. Der Leichenzug besteht nur (selbst in der neuesten Zeit fast nur) aus geladenen Gästen (Umgegend von Grünberg)[1]. Man kann daher aus der Größe desselben nicht etwa einen Schluß ziehen auf das Ansehen, die Beliebtheit oder Frömmigkeit des Gestorbenen. Der Leichenbitter ging (in Stangenrod) vor alle Häuser, in denen Leute wohnten, welche zum „Leid" geladen werden sollten, und klopfte mit einem etwa fingerdicken Stocke an den einen Eckpfosten des Hauses. Demjenigen, welcher das Fenster öffnete und nach dem Begehr fragte, wurde mitgeteilt, daß der N. N. gestorben sei und um die und die Zeit begraben werden solle, wozu eingeladen werde.

Das Grab wird in den meisten Orten von den Leichenträgern gegraben. Dabei wird fleißig gegessen und getrunken, was in Stangenrod im Schulsaal geschah, und wobei es oft sehr lustig herging, besonders wenn für ein Opfer des Alkohols geopfert wurde. In manchen Orten wird ein Zeichen mit der Glocke geläutet, sobald begonnen wird die Grabstätte zu bereiten; in anderen Dörfern läutet es, wenn das Grab fertig ist, in Geilshausen, wenn das Grab zur Hälfte gegraben ist. Abweichend davon besteht in einigen Orten die Sitte des Zeichenläutens, sobald jemand gestorben ist, oder kurze Zeit danach, z. B. in Breungeshain, Kreis Schotten, drei Stunden nach dem Tode.

Nach der Herrichtung des Grabes werden die Werkzeuge (Hacke, Schippe 2c.) kreuzweise über das Grab gelegt. Die Gräber sind meist Reihengräber für Erwachsene und solche für Kinder. Wenn der Sarg am Beerdigungstage eingetroffen ist, wird die Leiche, die bisher auf einem über Stroh gebreiteten Leintuch gelegen hat, eingesargt. Die Augen werden dem Toten zugedrückt, weil sonst derjenige, welchen der Tote ansieht, bald sterben muß, „nachgezogen wird". Bei den Dajakken auf Borneo werden die Augen mit Goldblättchen zugedeckt (Andreae) aus demselben Grunde; bei den Indern wurden sie mit Gold verschlossen (Caland); denselben Zweck hatten wohl die mykenischen Goldmasken; die Kalmücken sehen es als ein gutes Zeichen an, wenn der Tote mit nach unten verdrehten Augen gestorben ist (Andreae). Also überall die Angst vor den kalten, starren Totenaugen. Die Sitte des Augenzudrückens findet sich, wenn bisweilen auch andere

[1] Vgl. Hess. Landes- und Volkskunde II, 153; 294.

Gründe dafür angegeben werden, fast überall, z. B. auch bei den Griechen und Römern. Neben dem Zudrücken der Augen findet sich wie bei allen Völkern auch bei uns das Zudrücken oder Verdecken des etwa offenen Mundes. Bleibt die Leiche weich, tritt also die Totenstarre nicht ein, so stirbt bald jemand in der Familie nach. Sehr häufig findet man noch den Gebrauch (Geilshausen), den Toten an der großen Zehe zu fassen. Dies soll dazu dienen, den Schauder vor dem Toten zu überwinden. Früher vielleicht auch heute noch, aber geheim, wird von einer unappetitlichen Sitte erzählt, die darin besteht, daß ein mit einer Krankheit Behafteter in eine der beiden großen Zehen beißt, um von seinen Gebresten geheilt zu werden.[1]) Diese Sitte des Beißens in die Zehe erwähnt auch der Volksschriftsteller Glaubrecht in der Erzählung Das Wassergericht. Nach der Volksanschauung nimmt die Leiche alles Todbringende, die Gesundheit Schädigende mit; darum verschwinden auch Warzen, wenn sie von einer Totenhand bestrichen werden (allgemein).

Selbst Absonderungen der Leiche galten (früher!) als Heilmittel. Der Ast, woran ein Selbstmörder geendet, wird dürr; dagegen hat ein Eisennagel, an welchem er gehangen, Wunderkräfte (Aulendiebach). Ringe aus solchen Nägeln haben Heilkraft gegen Gicht ꝛc. Sargnägel sind gut gegen Zahnschmerzen. Man bohrt mit einem gefundenen rostigen Nagel an dem schmerzenden Zahne herum (vgl. Wuttke § 186).

Ehe der Sarg verschlossen wird, legt man manchmal noch die Arzneigläser mit der übrigen Arznei zu dem Toten. Der soll wohl nicht mehr davon gesund werden, vielmehr betrachtet man sie als zu dem Toten gehörig, den Lebenden zum Unheil gereichend[2]). Noch habe ich gefunden, daß man einem toten Kinde Spielzeug mitgab. In Geilshausen bestand die Sitte, daß auf dem Sarg eines Jünglings oder einer Jungfrau eine Perlenkrone für den Weg zum Friedhof befestigt wurde[3]). Auf dem Totenacker wurde diese Krone, die mit Kordel angebunden war, wieder entfernt, indem

---

[1]) Auch für Worms bezeugt: Grimm Myth. III⁴, 453, Nr. 544. Vgl. Hess. Landes- und Volkskunde II, 53 und Wuttke § 183. 729.

[2]) Vgl. Niedersachsen VII (1901—02), 71.

[3]) Ähnlich in der Schwalm: Hess. Landes- und Volkskunde II, 294; s. auch den Bericht aus Harterod vom Jahr 1731 bei Justi, Hessisches Trachtenbuch, S. 40.

man die Kordel mit einem Taschenmesser durchschnitt. Dieses so gebrauchte Messer wurde in das Grab geworfen. Das Messer ist sicher als unrein zu betrachten. Jetzt glaubt man vielfach, diese Gegenstände seien dem Toten zum Gebrauch mitgegeben. Anders verhält es sich mit Geldstücken und dergleichen, die in manchen Ländern dem Toten beigelegt werden. Nach dem Glauben aller Völker ist es für die Seele nicht leicht, an den Ort (oder in den Zustand) der Abgeschiedenen zu gelangen. Zwischen uns und dem Hades ist eine Kluft, ein Abgrund, eine Wand, ein Strom, eine Brücke, ein finsteres Tal zu passieren, was mit großen Schwierigkeiten verbunden ist [1]). Die alten Inder gaben dem Toten die Nieren einer roten Kuh in die Hände (Caland) zur Besänftigung der Höllenhunde, ein Inselvolk in Australien rüstet einen Nachen mit Segeln zur Überfahrt für die gestorbene Seele aus (Andreae); ebenso begegnet in der germanischen Völkerwanderungs- und der nordischen Wickingerzeit vielfach die Bestattung in einem Boot, oder es wird wenigstens als Ersatz eines solchen das Grab in Form eines Bootes angelegt oder mit einer bootförmigen Steinsetzung umgeben. Von den Franken berichtet uns Prokop (de bello Gothico IV, 20), daß sie glauben, die Seelen der Toten führen nach Britannien, übergesetzt von den Fährleuten am Kanal, die dafür einen Lohn empfangen [2]). Denn wer nicht in eigenem Boot fährt, muß im Besitze von Fährgeld sein. Solches hatten die Griechen nötig, um ins Schattenreich zu gelangen (vergl. Rohde, Psyche I², 306, 3); in Gotland fand man im Mund einer Leiche ein Goldstück (vergl. Almgren, Studier illägnade Oscar Montelius, S. 89), in deutschen mittelalterlichen Gräbern Silbermünzen; ebenso in Frankreich Geldstücke im Schädel von Toten mit der Inschrift: tributum Petri, also ein Eintrittsgeld in den Himmel Diese Sitte soll nach Wuttke § 734 auch in Thüringen und in der Oberpfalz und außerdem in vielen anderen deutschen Gegenden bestehen [3]). Auch für Oberhessen wurde mir von dieser Sitte gesagt, ich konnte jedoch keinen Fall ermitteln, in welchem dies geschehen ist, selbst bei Juden, von denen es mir ganz bestimmt berichtet worden war, konnte ich die Sitte nicht feststellen. Auf die Vorstellung von der Seelenreise gehen auch andere Mitgaben zurück (Wuttke a. a. O.): Lichter, Gummischuhe, Regenschirme u. a., und

---

[1]) A. Dieterich, Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1903, S. 126 ff.

[2]) Weiteres siehe bei Grimm, Myth. II⁴, 692 ff.

[3]) S. auch Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 189 ff.

auch ein bei uns herrschender Gebrauch ist in demselben Sinne zu deuten: man zieht dem Toten neue Schuhe an [1]).

Wenn alle Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen sind, wird der Sarg mit dem Fußende zuvorderst hinausgetragen und vor dem Haus auf zwei Schemel gestellt (Stangenrod, Geilshausen u. a.). Würde der Sarg mit dem Kopfende zuerst hinausgetragen, so würde der Tote wiederkommen.

Die Glocken läuten, und der Pfarrer und der Lehrer mit den Schulkindern nehmen vor dem Trauerhause Aufstellung. Die Kinder singen ein Trauerlied, früher auch auf dem ganzen Weg zum Friedhof (in Fauerbach bei Nidda noch 1885). Nach einem stillen Gebet setzt sich der Zug unter Glockengeläute in Bewegung. Die beiden Schemel werden umgestoßen, sonst stirbt eins aus der Familie bald nach. Ein Pfarrer, der diesen Aberglauben kannte, ließ einst die Schemel sofort wieder aufstellen, das gab Veranlassung zu einem jahrelangen unangenehmen Verhältnis zwischen ihm und vielen Gemeindegliedern.

Wasser, über welches die Leiche getragen wird, ist heilkräftig (Aulendiebach, Kreis Büdingen), vergl. Wuttke § 186. Auf dem Friedhof angekommen, singen die Kinder, während der Sarg eingesenkt wird, ein Begräbnislied, etwa: „Christus, der ist mein Leben". Der Pfarrer hält eine Leichenrede, verliest die „Personalien", spricht Gebet, Vaterunser und Segen, worauf die Kinder ein Auferstehungslied singen. Hinter dem Sarg gehen die nächsten Angehörigen; bis vor etwa zwanzig Jahren erschienen die Witwe oder der Witwer, überhaupt das Höchsttrauernde (in Geilshausen) in einem Trauermantel, der über den Kopf gehängt wurde [2]). Der Trauermantel ging im Dorf um, ist aber jetzt nicht mehr vorhanden. In vielen Orten bewegt sich der Trauerzug vom Friedhof in derselben Ordnung wie auf denselben unter Glockengeläute ins Trauerhaus zurück oder in ein Nachbarhaus, wo der Leichenschmaus nun seinen Anfang nimmt.

Während der Beerdigung wird die Stube ausgekehrt und zum Leid eingerichtet, z. B. Stangenrod; nach Wuttke werden in vielen Gegenden während dieser Zeit die Haustüren verschlossen,

---

[1]) Vgl. Hess. Bl. f. Volksk. III, 96; J. Sepp, Völkerbr. bei Hochzeit Geburt und Tod S. 136 f.; Samter, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum XIX, 1907, S. 136 ff.

[2]) Ähnlich in Großen-Linden (Mitt. d. Oberh. Gesch.-Ver. VIII, 230).

sogar das Schlüsselloch verstopft[1]). Das Auskehren[2]) erscheint ganz selbstverständlich; es geschieht am Kongo (Andreae), um den Geist zu vertreiben, und bei uns soll der Besen auch ein gutes Mittel gegen umgehende Geister, gegen Hexen sein.

Zum Friedhof wird nicht der kürzeste Weg eingeschlagen, sondern der Kirchweg des Verblichenen (so auch im Vogtland, Wuttke 738). Man sagt, diesen dem Toten bekannten Weg müsse man einschlagen, damit bei einem Wiederkommen die abgeschiedene Seele den Weg leichter finde. Es ist dies der einzige Zug, wonach der Seele eine Wiederkehr erleichtert wird; alle anderen Gebräuche zeigen die unverkennbare Absicht, der Seele die Rückkehr abzuschneiden, sie zu verhindern.

Gehen bei einer Beerdigung mehr Frauen mit als Männer, so stirbt eine Frau nach, sind dagegen die Mehrzahl der Leidtragenden Männer, so stirbt zunächst ein Mann (allgemein gefunden). Wöchnerinnen dürfen nicht inmitten des Kirchhofs beerdigt werden, damit keine Frau das Grab überschreitet; das würde Unglück bringen (Geilshausen). Über das Grab einer Wöcherin breitet man ein Betttuch aus, schneidet drei Löcher hinein und sucht es durch Steckhölzer zu befestigen (Bleichenbach, Kreis Büdingen). Es fragt sich vor allen Dingen, ob man ein gebrauchtes, z. B. als Unterlage für die Leiche benutztes oder ein noch ungebrauchtes, neues Tuch verwendet. Ein gebrauchtes, wie solches in Bleichenbach verwandt worden sein soll, ist als zur Leiche gehörig zu betrachten, also unrein und deswegen der Leiche mitzugeben. Anders wäre es, wenn das Betttuch ungebraucht wäre, dann könnte sein Zweck sein, das Wiederkommen der Wöchnerin zu verhindern (so Wuttke § 748). Auch über das Grab eines im Wochenbett gestorbenen Säuglings wird ein Tuch gebreitet, und zwar eine Windel. Sie wird ebenso befestigt wie das Betttuch der Wöchnerin. In Stangenrod wurde in einem Falle eine vollständig neue, ungebrauchte Windel über das Grab gelegt. Diese Tücher haben besondere Heilkraft. Sie müssen nachts um die Geisterstunde heimlich geholt werden und sind gut gegen allerhand langwierige, sonst als unheilbar geltende Krankheiten, Geschwüre, Beinschäden 2c.

---

[1]) Vgl. Samter, Neue Jahrb. XIX, 1907, S. 139.

[2]) Ebenfalls weitverbreitet; vgl. Wuttke 737 und bes. Samter, Neue Jahrb. XV, 1905, S. 39 f. Bei den alten Preußen fand es nach dem Leichenmahle statt, bei dem doch der Tote anwesend gedacht wurde: Joh. Maeletius, Mitt. d. litt. Ges. Masovia VIII, 1902, S. 195; s. a. Rohde, Psyche I², 239, 1.

Ungetaufte Kinder wurden früher unter der Dachtraufe des Kirchendachs beerdigt. Sie sollen damit wohl unter den besonderen Schutz der Kirche gestellt werden. Die Hebamme, oft in Begleitung einer Jungfrau, trägt die kleine Leiche während des Abendläutens auf den Friedhof [1]).

Gestorbene Kinder werden nach dem Volksglauben zu Engeln. In dem bekannten Spiellied vom Mariechen und Karl kann man noch jeden Tag hören: Mariechen war(d) ein Engelein. In einem Fall wurde ein totes Kind erst kurz vor der Bestattung mit dem Totenkleid geschmückt mit der Begründung, das Kind müsse erst ein Engel werden (Hainchen, Kreis Büdingen).

Wenn Verstorbene, besonders Kinder zu sehr betrauert werden, so haben sie keine Ruhe im Grabe (allgemein). Man vergleiche hierzu die Erzählungen vom Totenhemdchen und vom Tränenkrüglein (vgl. E. Rohde, Psyche I², 223, Anm. 2).

Selbstmörder werden an manchen Orten über die Hecke oder über die Mauer zum Friedhof gebracht, damit sie den Weg nach Hause zum Umherwandern nicht finden.

Nach dem Volksglauben bleibt bei einem jung Verstorbenen und gewaltsam Umgekommenen mehr Lebensenergie zurück als bei abgezehrten, kraftlosen oder ganz alten Menschen. (Nach Andreae gibt es sogar in Afrika einen Volksstamm, der Kranke und Alte tötet [2]), damit nicht alle Kraft zum Weiterleben aufgezehrt wird). Im Jahre 1860 oder 61 fand in Hanau eine Hinrichtung statt. Die umstehende Menschenmenge begehrte, ihre Taschentücher in das Blut des Mörders zu tauchen, weil dieses besondere Wunderkräfte besitzen soll. So präparierte Taschentücher hat der Henker das Stück zu 3 Mk. verkauft. So berichtet Wuttke. Durch Nachfrage bei alten Leuten aus der Gegend von Lindheim ist diese Tatsache bestätigt worden. Nicht nur dem Blute an und für sich wird solche Kraft zugeschrieben, sondern insbesondere jungem Blut, Blut von jungen Wesen. Danach soll ja auch ein gewaltsam Umgekom-

[1]) Ebenso in Großen-Linden. Der Trägerin wird dort ein schwarzer Kützel auf den Haarschnatz gelegt, und darauf trägt sie das Särglein. Unterwegs darf sie mit niemand sprechen. Auf dem Friedhof nimmt ihr der Totengräber den Sarg ab und legt ihn ins Grab. Den Kützel wirft sie, ohne ihn zu berühren, auf den Sarg nach. Vgl. Justi, Hessisches Trachtenbuch, S. 40.

[2]) Über Tötung von Greisen und Kranken bei den Herulern vergl. Procop, de bello Gotico II, 14. Die oben im Texte vorgetragene Begründung ist sonst nicht bekannt.

mener — nicht nur der Selbstmörder, auch der Gemordete — so=lange wandern, als er sonst gelebt hätte. (Vgl. die ἄωροι Rohde, Psyche II², 411 f.; Reinach. Arch. f. Rel.=Wiss. IX, 312 ff.)

Nach der Bestattung des Toten findet der Leichenschmaus statt. Alle geladenen Trauergäste begeben sich in das Trauerhaus. Dort werden sie zunächst mit Kaffee und Kuchen, später mit Bier, Branntwein und Wurst bewirtet; in manchen Gegenden (Ebsdorfer Grund) sollen sogar bis vor etlichen Jahren noch Hausschlachtungen vorgenommen worden sein, damit zu einer würdigen Feier nichts fehle. Die Unterhaltung dreht sich zunächst um den Verstorbenen, seine Familienverhältnisse und, wenn der Hausvater oder die Haus=mutter gestorben ist, um die Zukunft der Familie. Von Trauer merkt man sehr wenig; die Unterhaltung geht recht lebhaft vor sich. Alle nur denkbaren Verhältnisse und Geschichten werden besprochen, und es ist gar nicht so selten, daß ein Lied angestimmt wird. In einem Falle sang man das Lied „Hinaus in die Ferne"; in einem anderen brachte ein Anwesender ein „Lebehoch" auf den Verstorbenen aus, und in einem dritten endete das „Leid" mit einer solennen Keilerei.

Falls die Zukunft der Familie erwogen wird, kommt es bei der Trauerfeier manchmal bis zu Freiereien. Das Levirat ist nicht eine Eigentümlichkeit der alten Juden allein; wohl mag diese Ein=richtung dort gesetzlich gewesen sein, auch bei uns, wie bei den Indianern (Andreae) sind Schwagerehen häufig. Andreae berichtet von einem Indianerstamm, daß der Mann die Schwester der ver=storbenen Frau heirate, da diese wohl am besten für die hinter=lassenen Kinder der Toten sorge. In Geilshausen starb einem Manne die zweite Frau im Wochenbette. Ehe man noch an den Tod dachte, war ausgemacht worden, daß die Schwester der Wöch=nerin das Neugeborene aus der Taufe hebe. Als jedoch die Frau gestorben war, sagte man sich sofort, der Mann könne nicht ledig bleiben, er müsse die Schwägerin zur dritten Frau nehmen — und so wurde es bei Taufe und Begräbnis gehalten. Da die zukünftige Braut nicht Patin und Stiefmutter zu gleicher Zeit sein wollte oder *sollte*, so entsagte sie der Patenschaft. —

Der Leichenschmaus ist als Rest des Totenopfers altheid=nischen Ursprungs und wurde als solches früher mit großem Prunk und Aufwand abgehalten. Zahlreiche alte Schilderungen desselben aus dem germanischen Norden, lassen das erkennen, und ähnlich lauten die Berichte aus Indien (Caland), in denen es z. B. heißt: „Es

soll reichlich Speise gegeben werden, ein Rind oder ein Stück Kleinvieh soll geschlachtet werden. Es soll Musik und Tanz stattfinden. Die Lauten wurden geschlagen, es wurde gesungen und getanzt." Durch die Musik sollte die abgeschiedene Seele verscheucht werden, beim Tanzen sollte sie von den Kleidern, an denen sie sich vielleicht festgesetzt hatte, abgeschüttelt werden. In manchen Gegenden Deutschlands nimmt die arme Seele am Leichenschmaus teil, am liebsten hält sie sich in der Nähe der Türe auf. In Allendorf an der Lumda soll ein abgeschiedener Geist vom Speicher aus seinem Begräbnis zugeschaut haben, und viele aus dem Leichengefolge sollen mit Entsetzen den Zuschauer bemerkt haben. — Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an ein Sprüchlein (aus dem Kreise Büdingen), ohne zu wissen, ob es sich auf die Teilnahme am Leichenschmaus bezieht. Es lautet: E oam Seelche setzt hinner de Tür, ean guckt bedräubt hinnerm Henndുch (Handtuch) evür (hervor) (vgl. dazu Wuttke § 747). Hierzu ist zu bemerken, daß auf dem Land ein Handtuch an der Stubentür hängt.

Der Leichenschmaus wird immer mehr eingeschränkt; in manchen Dörfern findet er nicht mehr im Trauerhaus statt, in anderen in beschränkter Auflage nur für Auswärtige; in noch anderen geht man als Teilnehmer des Trauergeleites (Mainzlar) in eine bezeichnete Wirtschaft und zehrt dort (gewöhnlich Kaffee) auf Kosten der Hinterbliebenen; in vielen Dörfern hat er ganz aufgehört. Mit polizeilichen Mitteln sollte man aber nicht dagegen einschreiten, es sei denn, daß öffentliches Ärgernis erregt würde, also bei Ausschreitungen. Dringendes Agitieren gegen solche eingewurzelte Gebräuche nützt nicht viel. Ein alter Pfarrer eines Kirchspiels wetterte sehr gegen die Leichenschmäuse, und alle versprachen, sie einzustellen. Einst begegnete nun dem Schreiber dieses ein Mann aus einem Filialdorf, erzählte vom letzten Trauerfall und fügte schlau lächelnd hinzu: „Den Ahle (Pfarrer) hawe mer awer doch hinnergange; 17 Pfund Würscht, 8 Pfund Schwartemage sin gegesse un zwa Fässerchen Bier sin getrunke woarn." —

Auf die Beerdigung folgt die Trauerzeit. Allenthalben trauern die Angehörigen ein Jahr lang. Aber in vielen Dörfern sind alle, welche zum Leid eingeladen waren, verpflichtet, eine gewisse Zeit, zumeist vier Wochen, zu trauern, was sich in der dunklen Kleidung[1]) und durch Nichtteilnahme an öffentlichen Vergnü-

[1]) Über die Trauertracht im Hüttenberg s. Mitt. d. Oberh. Gesch.-Ver. VIII, 230; Gieß. Familienbl. 1907, S. 248.

gungen zeigt. Als in einem Dorf eine Frau, die wohl aus einer anderen Gegend stammte, an der Trauerfeier teilgenommen hatte, am nächsten Sonntag jedoch in hellen Kleidern über Feld ging, wurde das allgemein im Dorf als ein Verstoß gegen die guten Sitten gerügt.

Nach einem Jahr gewöhnlich wird der Grabhügel mit Blumen bepflanzt; das Grab wird mit Zierpflanzen oder Steinen eingefaßt, und sehr häufig wird ein Grabdenkmal aufgerichtet. Der am häufigsten vorkommende Zierstrauch ist die Rose, die früher immer wurzelecht war. Nirgends habe ich gefunden, daß durch das Aufrichten eines Steines oder durch das Einfassen des Grabes ein Hindernis für die Rückkehr der armen Seele geschaffen werden solle [1]). Und doch werden sonst solche Hindernisse auch bei uns errichtet. Die Seele findet nur solche Wege, die sie bei Lebzeiten im Körper gewandelt. Darum wurden Selbstmörder über die Kirchhofsmauer gebracht, nicht zum Tor herein. Durchs Friedhofstor hereingebracht, würde der umgehende Selbstmörder den Weg nach Hause zurückfinden, nicht aber über die ungewohnte Mauer. Wenn Seelen umgehen, vermauert man Türen und Fenster, welche den Geistern bekannt sind, und legt andere an, dann hört der Spuk auf (allgemein).

Die Form der Grabdenkmäler ist jetzt meist das Kreuz, oder es ist doch das Denkmal mit dem Kreuz gekrönt; das Material besteht aus Eisen, Holz oder Stein, im Lumdatal sehr oft Lungstein, Marmor oder grünem Sandstein.

Früher errichtete man Denkmäler aus Holzbrettern in den aus den nebenstehenden Abbildungen ersichtlichen Formen mit Inschriften. Diese Grabbretter [2]) werden jedoch immer weniger; während man 1890 noch viele Dutzende zählen konnte, stehen jetzt wohl nur noch 20—30 Stück auf dem Friedhofe in Geilshausen.

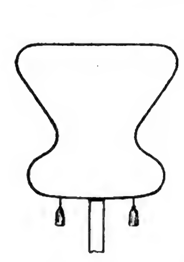
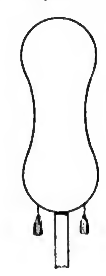
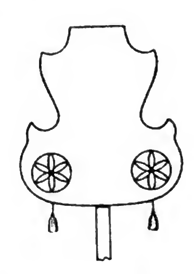
Interessant sind die Aufschriften auf den Grabdenkmälern,

---

[1]) Diese Bedeutung hatte früher z. B. die Errichtung von Steinhaufen über den Gräbern von Erschlagenen, von Verbrechern oder sonstigen übelwollenden Toten; vgl. Kahle, Zeitschr. des Vereins f. Volksk. 1906, S. 318 und die dort angeführte frühere Literatur.

[2]) Sie sind nicht zu verwechseln mit den „Leichenbrettern", die früher vielfach und auch jetzt noch in manchen Gegenden Deutschlands (im Böhmer- und im Bayrischen Wald) verwendet werden, um den Toten bis zur Beerdigung darauf zu legen: vgl. mhd. ame rê ligen. Ein solches Brett ist n Geilshausen nur noch bei den Juden im Gebrauch, es wird von einer Familie aufbewahrt und bei Bedarf ausgeliehen.

besonders, wenn selbstgefertigte oder von Angehörigen gemachte oder veranlaßte Sprüche das Grabdenkmal zieren. Häufig sind darin besonders wichtige Begebenheiten aus dem Leben des Verstorbenen kurz angedeutet, oder sie fordern zum Beten auf oder reden von Vergänglichkeit, Ewigkeit und Seligkeit.

In Grünberg verunglückte vor 20 Jahren im Spätherbst, früh morgens gegen 5 Uhr, bei der Dreschmaschine ein Mann aus Stangenrod; die Angehörigen verfaßten selbst folgenden Spruch:

Dein Sturz in schauerlicher Nacht.
Hat große Trauer uns gebracht,
Doch Heil uns, wenn wir ausgeweint,
Dann hat der Himmel uns vereint.
Wer des Schicksals dunkle Macht
Mutig zu durchkämpfen strebte,
Dem reicht Gott nach Kampf und Streit,
Die Krone der Unsterblichkeit.

Auf einem anderen Grabstein in Stangenrod steht aus dem Leben einer Hebamme, daß sie 781 Kinder und ihr Leben auf 72 Jahre, 11 Monate, 24 Tage gebracht hat.

Ein anderer Grabspruch auf einen zweijährigen Knaben lautet wörtlich:

Die ihr mich in der Welt geliebt,
Mißgönnt mir Jesu Liebe nicht,
Und seid doch darum nicht bedrüben,
Weil jetzt um Herz und Auge bricht.
Soll Gottes Liebe uns erhöhn,
Muß Menschenliebe hinten stehn.
Die Mutter, sie sitzt am Bettlein und wacht,
So lange, so schwer ist die Nacht.
Was wirst du ihr bringen, schön Morgenroht,
Ach mein liebes Kind ist ja tot.

Auf einem hölzernen Kreuz in Stangenrod steht:

Denkspruch.

Vater, wenn die Mutter fraget:
Wo ist unser Liebling hin?
Ei, so sollst du zu ihr sagen,
daß ich in dem Himmel bin.
Mutter, wenn der Vater weinet,
trockne seine Thränen ab
und wenn einst die Sonne scheinet,
legt ein Röslein auf mein Grab.

Ganz überraschend ähnlich nach Form und Inhalt sind zwei Sprüche aus Grün in Böhmen. Nur betreffen sie das eine Mal den Tod der Mutter, das andere Mal denjenigen eines Drillings. Auch sie enthalten die Aufforderung, Rosen zu pflanzen, und geben der Überzeugung Ausdruck, daß die Kinder Engel geworden sind (W. Hein, Die Totenbretter im Böhmerwald). Hierzu ist zu bemerken, daß die Rose auf den Friedhöfen eine bedeutende Rolle spielt; in der Schweiz werden an einigen Orten die Friedhöfe Rosengärten genannt (Rochholz a. a. O. I, 200 ff.)

In Aulendiebach lautet ein Grabspruch:

Er sah seiner Kinder 12 an der Zahl,
die setzten ihm dieses Denkmal
aus kindlicher Liebe und Dankbarkeit.

Ein Grabstein in Daubringen verkündet:

Karl Geisler heiß ich,
Gen Himmel reis ich,
Will sehen, was mein Herr Jesus macht,
Ihr, liebe Eltern, gute Nacht!

Auf dem Friedhof zu Gelnhaar (Kreis Büdingen) steht auf einem Sandsteindenkmal geschrieben:

Mein Leser:

Dieses Grab verbirgt einen Leichnam, welcher im Leben ein Tempel Gottes und Wohnplatz der Tugend gewesen.

Nämlich

der Weyland hochedlen und tugendsamen Frauen
Karolina Katharina Elisabetha Wallnerin
eine geborene Müllerin von Wallernhausen.

Sie erblickte zuerst das Licht der Welt zu Eimelrod in der Herrschaft Itter den 26. Juni 1727; ehelichte Herrn Johannes, Georg Wallner, zeitigen Pfarrer hiesigen Ortes. Erzeugte ein Töchterlein, welches wegen frühzeitiger Niederkunft dieser Seiner Mutter als eine unzeitige Geburt in derselben Schoß begraben liegt (Original: licht).

Ihr seliges Ende erfolgte am Sterbetag des großen Weltheilandes J. C. (Jahreszahl verwittert.)

Auf einem Grabstein in Odenhausen, Kreis Gießen, sind auf dem Leichenstein eines Handwerksmannes folgende sieben Arbeitsgeräte ausgehauen: Setzwage, rechter Winkel, Zirkel, Kelle, Hammer, Meißel, Schlägel.

An den lateinischen Spruch: Sit tibi terra levis! erinnert ein Spruch in Geilshausen:

Tretet sanft auf ihren Staub, ihr Guten,
Denn sie waren euch verwandt rc.

Alt und lebenssatt starb der, dem folgender Spruch gilt (Geilshausen):

Laß deinen Knecht nach deinem Wort,
o Herr, in Frieden gehen,
es haben meine Augen genug
der Welt Gewühl gesehen.
Ermattet sink ich in den Staub,
doch bin ich nicht des Grabes Raub,
ich werde auferstehen.
Drum liebste Kinder und Verwandten
Gattin, Freunde und Bekannten
Lebt wohl zu tausend gute Nacht,
Gott seis gedankt, es ist vollbracht.

Ein weiterer Denkspruch lautet (Geilshausen):

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt rc.

Ein anderer (aus Lich) lautet:

Sterblicher du gehst vorbei,
Wo man mich hat hingelegt.
Schaue hier dein Konterfei,
Wenn man dich zu Grabe träget.
Meine Gruft ist dein Prophet,
Daß es Dir, wie mir ergeht.
Dieser Staub ist auch vorher
Fleisch und Bein wie Du gewesen.
Man vergißt im Tode mein,
So wird Dein vergessen sein,
Heute mir & Morgen Dir.
Du mußt endlich an den Reihen.
Drum stirb in Zeiten hier,
So darfst Du den Tod nicht scheuen
Du hast keine Todes-Frist,
Mensch bedenke, was du bist.

Diese Grabstein-Poesien ließen sich leicht ins Ungemessene vermehren, doch genügen die Proben wohl.

Die Gräber werden von der lebenden Generation im Stande gehalten. Am Totenfest pilgert man zur Grabstätte und stellt, wie am Todes- oder Geburtstag, einen frischen Strauß Blumen auf das Grab. Auf einer Reise im Winter 1903/4 habe ich an verschiedenen Orten im Niddertal und Umgegend auf Weihnachten geschmückte Gräber gefunden: Fichtenguirlanden sowohl, als auch selbst kleine Christbäumchen mit Papierblumen ausgeputzt.

Am Ende des Jahres — zwischen den Jahren — in den Lostagen (Geilshausen) ist eine geeignete Zeit, sich der Verstorbenen zu erinnern, das Andenken durch ein äußeres Zeichen zu betätigen. Sollen doch auch in vielen Gegenden Deutschlands auf Weihnachten die abgeschiedenen Geister ihren Angehörigen einen Besuch abstatten (Wuttke)[1]; im Lumdatal glaubt man, daß dieser Besuch jährlich am Todestag nachts um 12 Uhr stattfindet. Die besuchende Seele macht sich durch irgend ein Zeichen (Klopfen, Klirren 2c.) bemerkbar. Die Geister von in der Fremde Gestorbenen melden sich auch daheim oder bei Bekannten nach ihrem Abscheiden an (allgemein). Man vergleiche das Gedicht: Der tote Soldat (von G. Seidl), worin die betreffende Stelle heißt: Die Uhr blieb stehn um 11. In Familien, aus denen 1870 Angehörige in Frankreich gefallen sind, kann man von derartigen Anmeldungen — es handelt sich dabei nicht immer um den Tod — mancherlei erfahren.

Jede Seele weilt noch einige Zeit, manchmal Jahrhunderte lang, oder zu ganz bestimmten Zeiten, bei besonderen Anlässen in der Nähe des von ihr verlassenen Körpers oder an Orten ihrer früheren Wirksamkeit. Eine längere Zeit der Unruhe und des Umherwanderns machen vor allen Dingen die Selbstmörder, Meineidigen, Urkundenfälscher, Grenzsteinverrücker, Kindsmörderinnen, aber auch die ermordeten Kinder, sowie alle durch die Schuld anderer gewaltsam aus dem Leben Geschiedenen durch.

Über Lindheim waren nach dem dreißigjährigen Kriege noch schwerere Zeiten hereingebrochen als während desselben. Dort hauste der Amtmann Geiß als Hexenrichter im Auftrag der Ganerben. Viele Lindheimer verloren ihr Leben, indem sie als Hexen

---

[1]) So auch in Skandinavien; vgl. H. F. Feilberg, Jul, passim und Hess. Bl. f. Volksk. V, S. 34 ff.

verbrannt wurden. Helfershelfer des unmenschlichen Amtmannes waren die Blutschöffen, der Büttel und in gewissem Sinne auch eine alte häßliche Frau,. die Else, welche sich tatsächlich mit der schwarzen Kunst befaßte, von Geiß oft um Rat befragt, endlich aber von letzterem auch als Hexe verbrannt wurde. Noch heute erzählt der Volksmund, daß der Amtmann als schwarzer Hund mit einer schweren Kette rasselnd den Hexenturm um Mitternacht umkreist. Ihn begleitet ein dreibeiniger Hase; das ist der Büttel. Die Else schwimmt in jeder Nacht als Schwein vom Hexenturm die Nidda hinauf, begleitet von grunzenden Ferkeln. Wen die Ferkel vorstellen, weiß freilich niemand anzugeben. Die Geister der armen Hexenleute erscheinen als blaue Flämmchen in der Nähe des Hexenturmes. Daß der Büttel als dreibeiniger Hase erscheint, hat seine eigene Bewandtnis. Als das letzte Hexengericht abgehalten werden sollte, wurden zwei Mägdlein im zarten Jungfrauenalter zur Folter geführt. Schon daß man sich nicht scheute, selbst kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen der Hexerei zu beschuldigen, empörte die Lindheimer, und da es sowieso unter den Einwohnern ob der Greueltaten des Geiß gärte, so brach, als die armen Opfer unter gräßlichen Folterqualen herzzerreißendes Jammergeschrei hören ließen, die Volkswut mit elementarer Gewalt hervor; man befreite die Unglücklichen, und die Menge schlug dem Büttel, der den Spitznamen „die Meerkatz" führte, ein Bein entzwei. Das war das letzte Hexengericht in Lindheim; der Amtmann wurde bald darauf abgesetzt und nahm ein schreckliches Ende im Teufelsgraben, den einen Blutschöffen holte der Teufel unter furchtbaren Feuererscheinungen, der Büttel aber lag lange an seinem gebrochenen Bein hilflos in seiner Behausung. Das Bein heilte nie, und er starb eines elenden Todes. Darum hat er als umgehender Hase nur drei gesunde Beine, während er das vierte nachschleift. Eine Verletzung des Leibes bedingt auch eine entsprechende Verletzung der Seele. Eine Menschenseele, welche die Gestalt einer Maus, Schlange, schwarzen Katze, eines Vogels 2c. annimmt, hat dieselben entsprechenden Gebrechen oder Verletzungen wie der Körper.

Bei Homberg a. d. Ohm lebte die Margritt. Sie war eine Kindsmörderin. Ihre unehelichen Kinder hatte sie getötet und im Keller verscharrt, so ging die Sage. Als sie später in hohem Alter gestorben war, war es kein Wunder, daß sie umging und die Grabstätten ihrer Kinder aufsuchen mußte. Die verschlossenen Türen fuhren auf, die Deckel flogen von den Milchtöpfen, die Fässer koller=

ten umher: es war eine Heidenwirtschaft. Das konnte so nicht weiter gehen. Da verschrieb man sich einen Hexenmeister aus G. Der kam und bannte die Margritt. Zuerst kam sie als Schlange und fragte: „Komme ich so recht?“ Der Hexenmeister verneinte und schickte sie fort. Danach kam sie als Katze und fragte wieder: „Komme ich so recht?“ Wiederum wurde sie fortgeschickt. Da kam sie zum dritten Male als Maus, was der Hexenmeister zuließ. Nun wurde sie in einen ledernen Ranzen gebannt, der Ranzen fest verschnürt, beschwert und in einen Teich versenkt[1]). Dabei flehte und bat sie, ob sie denn gar nicht mehr kommen dürfe, sie wolle des Jahres nur ein- oder zweimal noch erscheinen. Das gestattete der Hexenmeister; und wenn nachts um 12 Uhr an dem Teich ein Betrunkener vorübergeht und ein paar knallende Ohrfeigen erhält, so daß er am andern Morgen sein blaues Wunder sieht, so weiß er, das hat mit ihrem Umgehen die Margritt getan. — So ist mir die Geschichte von drei Seiten mit kleinen Abweichungen erzählt worden, die uns nicht beirren dürfen. Das Charakteristische, überall Gleiche ist: Das Erscheinen des Geistes um Mitternacht am Orte der Freveltat mit Gepolter, die Erscheinung als Katze, Maus, Schlange und das Bannen selbst. Aus dem Erscheinen einer Menschenseele als Tier kann man nicht auf eine Seelenwanderung schließen. Die Tiergestalt ermöglicht ausschließlich das Erscheinen. —

In A. lebte bis vor 12 Jahren ein angesehener Mann. In seiner Jugend hatte er das Gymnasium zu B. besucht bis in die oberen Klassen. Als er aus irgend einem Grunde wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt war, beschlossen die Eltern (die Mutter war die Triebfeder), ihm das Gut zu verschreiben und veranlaßten den älteren Bruder, damit alles beisammen bleiben konnte, nicht zu heiraten. Der ältere Bruder sollte gleichsam als Knecht und Erbonkel im Hause bleiben (früher gar nicht so selten); so wollten es die Eltern. Daß das vierte Gebot auch Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder enthält, weiß man leider unter unserm Landvolk auch heute noch fast gar nicht. Der ältere Bruder, anfänglich zufrieden, nahm sich sein Geschick zu Herzen und ertränkte sich im Seemenbach. Nun ging er um und ist von vielen Leuten gesehen worden. Schließlich ist er aber durch Beten und Fasten erlöst worden. Der

[1]) Vgl. die Erzählungen: Mitteil. d. Oberhess. Gesch.-Ver. VIII, 237; Hessische Blätter f. Volksk. III, 61, Nr. 20; Bindewald, Oberhess. Sagenbuch S. 130.

überlebende Bruder, den ich als alten ehrwürdigen Mann kannte, hat jährlich seine bestimmten Fasttage gehalten, um den umherirrenden Geist seines Bruders zur Ruhe zu bringen, was endlich auch gelungen sein soll. —

In G——ch war ein Meineidiger. Durch einen falschen Eid hatte er seine Schwester um Hab und Gut gebracht. Endlich starb er — kinderlos — und ging um. Seine Schwester, die ihn nun beerbte, lag eines Nachts in der ererbten Wohnung mit der Magd in einem Bett. Da plätscherte es im Wasserschiff am Ofen. „Kathrine", sagte die Frau, „du hast den Hund wieder nicht angebunden; der säuft hier neben Wasser. Geh, steh auf und bind ihn an." Die Kathrine sagte: „Das Aas hat sich wieder losgerissen", steht auf und will ihn anbinden. Als sie aber in der Nähe des Ofens war, „da gabs awer Ohrfeige", erzählte mein Gewährsmann wörtlich. Die Kathrine flüchtete ins Bett. „Frau", sagte sie, „laßt mich hinten hin!" Eine Zeitlang war alles ruhig. Auf einmal wurde die Bettdecke heruntergezogen, kein Halten half. Als das zum dritten Male geschah, flüchteten beide aus dem Haus. Dasselbe stand nun leer — bis die Kosaken kamen. Denen sagte man, dort in dem leeren Haus sei's nicht geheuer. Die lachten und setzten sich zum Kartenspiel in der Geisterstube nieder. Endlich um 12 Uhr entsteht ein Gepolter, die Scheunentüre knarrte, die Fenster fliegen auf und zu, die Lichter verlöschen, und es gab wieder Ohrfeigen, daß „die Kosaken flüchteten". Später wurde der Geist gebannt auf einen Acker an dem Feldweg nach G—g— zu. Zwei Menschen, welche in den Bannkreis traten, haben dort ihr Leben verloren.

Nicht so tragisch verlief eine Geschichte in G—n. Auf den roten Graben geht das gläserne Männchen um; das weiß jedes Kind. Eines Morgens, sehr frühe, es war noch dunkel, fährt der Peter mit Pferd und Pflug und von der Magd begleitet in die roten Graben, Kartoffeln zu oan (mhd. ern Land bearbeiten), zu häufeln. Es ist neblig; die Dämmerung setzt ein. Da, was ist das, dort am Waldesrand stolziert das gläserne Männchen aber größer als sonst. Eiskalt läufts dem Peter über den Rücken, und die Magd sieht nach der Erscheinung wie gebannt. Doch der Peter will sich auch noch mutig zeigen und ruft das Männchen an. Das gibt aber keine Antwort, sondern, o Graus, kommt direkt auf den Peter los. Da fällt dem Peter das Herz in die Hosen, er springt aufs Pferd, und in sausendem Galopp gehts über Stock und

Stein ins Dorf, die Magd hinterdrein. Dort ist man nicht wenig erregt, als der Peter totenbleich von dem Gespenst erzählt und die Magd alles getreulich bestätigt. Die Aufregung hatte sich nach einigen Tagen etwas gelegt, aber wo man ging und stand, da wurde noch von dem gläsernen Männchen erzählt; es wurde beschrieben bis auf die Hosenknöpfe genau. Da ging eines Tages von G—n. ein Mann nach Grünberg. Dort sieht der einen bekannten Jäger gar vergnügt zum Fenster heraussehen. Der Jäger hatte in G—n. die Jagd gepachtet und hatte rote Haare. Leute mit roten Haaren sind nach dem Volksglauben mindestens verdächtig: Rote Haar und Erlehecke wachse auf keim gute Flecke. „Höre einmal", begann der Rote, „in G—n müssen aber doch dumme Leute wohnen!" „Wieso?" „Nun, wenn der Peter vor vierzehn Tagen doch vernünftig gewesen wäre, so wäre er nicht wie besessen auf seinem Gaul in den roten Graben fortgaloppiert!" —

Die Städter haben aber keinerlei Veranlassung wegen dieser Geistergeschichten auf die Landbewohner herabzusehen. In den Städten siehts nicht besser aus, man lese nur so manche Gerichtsverhandlung der letzten Zeit vom Wunderdoktor, von Teufelsbeschwörung und von der weisen Frau. Aberglaube hier wie dort, anders ist nur das Gewand, in dem er auftritt.

Der Bauer stellt sich den Tod im allgemeinen nicht persönlich vor. Er kennt nur den Todesengel und den Teufel. Unzweifelhaft ist diese Vorstellung durch das Christentum beeinflußt und veranlaßt. „Lazarus stirbt und wird getragen von den Engeln in Abrahams Schoß." So steht auch am Kopfende eines frommen Sterbenden ein Engel, der die Seele in Empfang nimmt. Am Fußende dagegen ist der Teufel postiert und sucht die Seele zu erhaschen. Ist der Sterbende gottlos gewesen, so steht der Teufel am Kopfende und fährt mit der Seele davon. Diese Aufzeichnung bestätigend fand ich bei Bastian „Verbleibsorte der abgeschiedenen Seelen" eine Zeichnung aus dem XIV. Jahrhundert, wo am Kopfende eines Sterbenden die Seele von einem Engel in Empfang genommen wird; zugleich steht am Fußende der Teufel mit einem Widerhaken und sucht die Seele zu erhaschen: Er ist drauf versessen, wie der Teufel auf eine arme Seele. Neben dem Teufel steht der Knochenmann und führt den Todesstoß. Wie oben schon erwähnt, werden Leute, die am Fußende eines Sterbenden stehen, weggewiesen, weil sie vielleicht den Geistern im Wege stehen. Daß der Teufel die Bösen in Empfang nimmt und sie eigenhändig be-

fördert, geht auch aus der Redensart hervor: „der Teufel hat ihn geholt" oder: „der ist dem Teufel zu schlecht, sonst hätte der ihn schon längst geholt". Es kommt durch letztere Redensart auch eine Auffassung des Volkes zum Ausdruck, wonach die Guten eher und leichter sterben als die Bösen. — Mit Vorstehendem soll aber nicht gesagt sein, daß der Bauer den Tod als Person nicht kenne[1]). Auf einem Grabmal in Odenhausen aus 1730 ist der Sensenmann mit Stundenglas und Hippe dargestellt, dergestalt, daß er in der vorgestreckten Rechten das Stundenglas hält, während er die Sense in der gesenkten nach unten hängenden Linken hat. Er ist nicht der klapperdürre Knochenmann; er ist geflügelt, und nur der Leib ist nahezu fleischlos. Zum persönlichen Tod machen ihn, wie überhaupt das Gerippe erst die Attribute der Zeit, wie ja nach Herder der personifizierte dürre Tod das Bild des Leichnams mit den Attributen der Zeit vereinigt. — Auf Grabsteinen der neueren Zeit, z. B. einem vom Jahre 1861 in Stangenrod, erschien auch die bekannte griechische und natürlich nicht volkstümliche Darstellung des Todes als eines Jünglings mit der verlöschenden Fakel in der Linken. Auch die Psyche als Schmetterling ist auf Grabmalen zu finden.

Der Tod ist im allgemeinen nur dem Gottlosen schrecklich, weil nach der christlichen Anschauung dem Sünder schwere Höllenstrafen bevorstehen. Doch findet man nicht selten Freigeister, die sich angeblich vor dem Teufel nicht fürchten. Es wird auch der Unterschied gemacht zwischen dem Sterben und dem Tod selbst. Das Sterben ist vielen schrecklich, der Tod selbst erwünscht. „Wenns nur erst vorüber wäre; wenn ichs nur überstanden hätte, was tu ich noch auf der Welt", sind Redensarten, die man von Todkranken und Lebenssatten, die sich ihres Zustandes bewußt sind, nicht selten hört. Der Tod ist ihnen der Hafen, in welchem das Lebensschifflein landet, seinen Weg beendet, der Zustand der absoluten Ruhe und des Friedens. Darum ist er nicht fürchterlich. Das Sterben kann zwar stürmisch sein; und wenns mit schwerem Kampf, den man Todeskampf nennt, vor sich geht, so schließt man auf schwere Sünden und glaubt, daß beim Hinscheiden der Teufel seine Hand im Spiel habe. Man vergleiche das Hinscheiden des Blutschöffen Krieger in Glaubrechts Schreckensjahren von Lindheim.

---

[1]) S. Grimm, Myth. II⁴, 700 ff. Schuller a. a. O. I, 1 ff.

Es erübrigt noch einige volkstümliche Redensarten, welche vom Sterben und vom Tod handeln, kurz zu erwähnen, z. B.: Er hat den Dalles. Er hat die Kränk. Er hat die Hosen heruntergemacht. Er beißt ins Gras. Er geht in die Nüß. Er ist in die Rotkehlchen gegangen. Er geht in die Binsen. Er hat sich eingeschifft. Er ist in die Homerstiel (Hammerstiele) gegangen. Auch „die Platte putzen" wird manchmal auf Verstorbene angewendet, ebenso „der Katz ist gestrat" (gestreut?). Manche dieser Redensarten wird auch für andere Verhältnisse gebraucht, z. B.: Er hat den Dalles, für: er ist bankerott. Er hat die Platte geputzt, für: er ist verschwunden; der Katz is gestrat, für: die Sache hat den zu erwartenden Ausgang genommen.

* * *

Vorstehendes ist ein Teil der Ergebnisse langer Sammelarbeit. Im Jahre 1891 war ich in Stangenrod bei Grünberg Lehrer und als solcher auch Leiter des Leichengesangs der Schulkinder. Als die erste Leiche im neuen Wirkungskreis am Hause abgeholt wurde, merkte ich, wie beim Aufheben des Sarges durch die Leichenträger die beiden Schemel, auf welchen der Sarg vorm Hause stand, absichtlich, mit einer gewissen Sorgfalt sogar, umgeworfen wurden. Dieses gab mir Veranlassung, alle Gebräuche, welche mir in der neuen Gegend unverständlich waren, zu sammeln und zu prüfen. Von Herrn Alfred Bock in Gießen wurde ich veranlaßt, die einschlägige Literatur, soweit sie mir zugänglich war, heranzuziehen. Es sind hauptsächlich drei Werke, welche ich durchsucht habe: 1. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart[3], Berlin 1900. 2. Caland, Über Totenverehrung bei einigen indogermanischen Völkern, Amsterdam 1888. 3. Fr. Chr. Andreae, Die Todtengebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit, Leipzig 1846.

Es war nicht immer leicht, das Brauchbare aus den Leuten herauszubekommen. Leicht war die Arbeit, wenn man die Wissenden belauschen konnte, sobald man aber nach Details fragte, versiegten manchmal die Quellen, die sonst fröhlich liefen. Als ich z. B. eine gemeinsame Grundlage von Sitten und Gebräuchen feststellen wollte, war ich zu mancherlei Fragen veranlaßt. So fragte ich auch einen Gewährsmann einst: Gibt man Toten gewisse Gegenstände mit in den Sarg oder ins Grab? Lange konnte ich

nichts ermitteln, bis ich endlich an drei Beispielen (Spielzeug, Arznei, Messer) so ganz von selbst die Gewißheit erlangte, daß diese Sitte bestand. Ich sage ausdrücklich „bestand“, denn vieles, was ich erfahren habe, kann man nur von älteren Leuten hören, jüngere wissen wohl sehr häufig davon, reden aber von „dummen Narrenspossen, an die man jetzt nicht mehr glaubt“. Und doch noch wie häufig „glaubt“. Daraus geht auch hervor, daß es zum Sammeln schon sehr spät, vielleicht in einzelnen Sachen zu spät ist. Unsere Zeit uniformiert nicht nur die äußeren, sondern auch die inneren Menschen.

Mein Beobachtungsgebiet ist die Gegend von Grünberg, die Lumda abwärts, namentlich die Orte Stangenrod, Geilshausen, Odenhausen, Mainzlar, Allendorf, Lehnheim, Londorf 2c. Außerdem ist aber auch meine Heimat, die Gegend von Büdingen, ausgeforscht worden, insbesondere die Orte Lindheim, Aulendiebach, Hainchen, Enzheim.

Dann habe ich noch gelegentlich Orte südlich und westlich des Vogelsberges berücksichtigt. Meist sind dort die Friedhöfe nach selbstverfaßten Grabschriften durchstreift worden.

Noch ist zu bemerken, daß sich alles von mir Gesammelte auf eine evangelische Bevölkerung bezieht.

Oftmals habe ich auch feststellen können, daß die zugängliche Literatur manche Leute in ihren Anschauungen beeinflußt hatte; besonders war vielen manches aus dem Schullesebuch und aus Märchen bekannt und in Fleisch und Blut übergegangen.



Kleinere Mitteilungen.

Über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Ethnologie und Soziologie der Australischen Eingeborenen

bei Gelegenheit von:

Northcote W. Thomas. Kinship Organisations and Group Marriage in Australia. (Nr. I der Cambridge Archaeological and Ethnological Series). 8°, 163 Seiten, 3 Karten, 2 Indices. Cambridge, University Press, 6 shill.

Über die Australischen Eingeborenen wurde im letzten Jahrzehnt sehr viel geschrieben, und ich glaube, daß eine bibliographische Übersicht der neuerdings erschienenen Arbeiten deutschen Lesern willkommen sein wird, da doch die beschreibenden und polemischen Schriften meistens von englischen und französischen Ethnologen und Soziologen herrühren, und dadurch auch die Stellung des oben citierten Werkes besser gekennzeichnet wird.

Als zusammenfassende Arbeiten muß man zuerst **Brough Smyth's The Aborigines of Victoria (1878)** und **E. M. Curr's The Australian Race (1886)** erwähnen; beide Werke sind auf Grund persönlicher Beobachtungen und der Ergebnisse einer Umfrage in mehreren Ortschaften Australiens zusammengestellt worden. In 1880 gaben **A. W. Howitt** und **L. Fison** ihre grundlegende Monographie über **Kamilaroi and Kurnai** heraus; und seitdem verfaßte **A. W. Howitt** in englischen und australischen Zeitschriften mehrere Artikel über die Eingeborenen von Süd- und Südwest-Australien, welche zusammengefaßt, erweitert und erläutert den Grundstoff seines großen Werkes bilden, **The Native Tribes of South-East Australia, (London, Macmillan, 1904)**, die Frucht einer 40 jährigen Forschung.

Da die australischen Verwandtschafts- und Eheverhältnisse sehr eigentümlich sind, und im Ganzen die Kultur der Australier sehr niedrig ist, so legten die Theoretiker der Ehe, wie Morgan und Westermarck, viel Gewicht auf eine gründliche Analyse der bekannten Tatsachen; monographisch wurden dann diese aufs neue durch H. Cunow, Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger (Leipzig 1894) bearbeitet, und in beinahe allen späteren theoretischen Werken wurden die Anschauungen Cunows kritisiert und meistens widerlegt.

Da, wie gesagt, die Australier auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, so haben viele Ethnologen das eine oder andere Element dieser Kultur gründlich analysiert, um Argumente zu finden über weitere, und oft auch ganz allgemeine, Probleme. So z. B. hat man die australischen Tatsachen benutzt, um die angeblich primitivsten Formen des Ahnenkults, des Kults der Heroen oder der Gottheiten mit ethischem Charakter (oder ohne eine solchen) zu bestimmen. Wichtig ist die über diese religionsgeschichtliche Fragen entstandene Polemik zwischen **E. Sidney Hartland** und **Andrew Lang: A. L.: The Making of Religion (Lo. 1898); E. S. H.: The High Gods of Australia (Folk-Lore 1898); A. L.: Australian Gods, a reply (ib. 1899); E. S. H.: Australian Gods, a rejoinder (ib. 1899); A. L.: Preface** der 2. Aufl. von **The Making of Religion (Lo. 1900).** Bewiesen wurde indessen nicht viel: aber da beide Ethnologen die minder bekannte Literatur (z. B. die bis jetzt übersehenen Arbeiten von Missionaren) benutzten und das Interesse weiterer Kreise erweckten, so ist diese Polemik für die Wissenschaft sehr nützlich geworden.

Gerade in diesen Jahren waren an der direkten Arbeit in Central-Australien beschäftigt: F. J. Gillen, Protektor der Eingeborenen, welcher während der Horn-Expedition sich schon mit Stirling einen Namen erworben hatte, und B. Spencer, Professor der Biologie an der Universität Melbourne. Beide wurden in die Geheimgesellschaften der Central-Australier eingeweiht, und da sie die Grundprobleme genau erkannten und die ethnologische Methode durchaus beherrschten, so wurde ihr im Jahre 1898 bei Macmillan erschienenes Buch: The Native Tribes of Central Australia ein Werk, das zur Nachprüfung aller bis dahin angenommenen Ideen und Theorien über Verwandtschaftssysteme, Totemismus 2c. nötigte. Sofort gingen die Theoretiker an die Arbeit, und rasch nacheinander erschienen nun J. G. Frazer, Observations on Central-Australian Totemism (Journal of the Anthr. Inst. 1898); E. Durkheim, La prohibition de l'inceste et ses origines (Année Sociologique 1898); J. G. Frazer, The Origin of Totemism (Fortnightly Review, April und Mai 1899); A. Lang, Mr. Frazers Theory on Totemism (ib. Januar 1900); E. Durkheim, Sur le totémisme (Année Sociologique 1902); A. Lang, Social Origins (Lo. Longmans, 1903).

Da aber Spencer und Gillen wieder in Australien tätig waren, so wartete man jetzt auf das Erscheinen ihres zweiten Buches: The Northern Tribes of Central Australia, welches Ende 1904 erschien. Dann gingen wieder die Theoretiker an die Arbeit und beinahe gleichzeitig erschienen: Sidney Hartlands Recension (Folk-Lore 1905); E. Durkheim, Sur l'organisation matrimoniale des sociétés australiennes (Année Sociologique 1905); J. G. Frazer, The Beginnings of Religion and Totemism among the Australian Aborigines (Fortnightly Review, Juli und September 1905); A. Lang, The Secret of the Totem (Lo. Longmans, 1905); und meine Mythes et Légendes d'Australie (Paris, E. Guilmoto, 1906), worin ich frühere Polemiken kritisierte und Frazer gegen Lang zur Seite trat, indem ich die noch zu wenig bekannten Arbeiten von W. E. Roth benutzte.

Über die Bücher von Spencer und Gillen, Lang und Roth lese man noch die Rezensionen in Man (London), Année Sociologique und Revue de l'Histoire des Religions (Paris) und im Archiv für Religionswissenschaft (Leipzig) wo W. Foy ausführlich über die ozeanischen Religionen berichtet.

W. E. Roth's Ethnological Studies (Brisbane 1896) und North Queensland Ethnography, Bulletins (Brisbane, seit 1901) sind gerade so wertvolle Arbeiten wie die Spencers und Gillens, aber theoretisch nicht so wichtig, weil die Queenslander Eingeborenen nicht so primitiv sind wie die Central-Australier. Von einem anderen Forscher, R. H. Mathew, muß man sich sehr in acht nehmen, da er seine Gewährsmänner nie ausdrücklich nennt; neulich hat er sogar Roths Arbeiten einfach benutzt — und deformiert — ohne Quellenangabe![1]

Als interessante Entdeckung gilt noch die eines reichen Legendenschatzes bei den Central-Australiern. Bis 1897 kannte man nur die kleinen Sammlungen Risley's (Kamilaroi) und Taplin's (Narrinyeri): 1897 erschien ein kleines Buch, Australian Legendary Tales (Lo. Nutt), dessen Verfasserin Mrs. K. Langloh Parker als Kind bei den Euahlayi in N.-S.-Wales erzogen worden ist; im nächsten Jahr gab sie ein zweites Büchlein, More Australian legen-

[1] Siehe: Bull. Soc. Anthrop. Paris 1906.

dary Tales (Nutt 1898) heraus, und 1905 erschien von ihr eine sehr wichtige Monographie, **The Euahlayi Tribe** (Lo. Constable), ein Werk, das uns das innerste Leben eines den Kamilaroi verwandten Stammes darstellt. Südlich von den Eingeborenen, welche durch Spencer und Gillen studiert wurden, findet sich der Stamm der Dieri, wo deutsche Missionare seit langem tätig sind; mehrere von ihnen haben Legenden gesammelt, welche durch Miss Howitt, **Some Native Legends from Central Australia** (Folk-Lore 1902) und A. W. Howitt (zuerst im Jl. Anthr. Inst. 1904, dann als Appendix zu seinen **Native Tribes of South East Australia**), von O. Siebert gesammelt, zum Teil publiziert wurden.

Dann möchte ich noch die Bedeutung der Werke Spencers und Gillens für primitive Ornamentik erwähnen. Schon E. Große, Anfänge der Kunst (Freiburg i. B. 1894) hatte die Aufmerksamkeit auf australische Ornamentik gelenkt; seitdem haben W. Foy die Muschelschamdeckel (Mitteil. Dresd. Mus. Bd. IX), R. Etheridge jun. die **Dilly-baskets** (Int. Archiv. Ethn. Bd. XII, 1899) gezeichnet und besprochen; neulich habe ich ein im Leydener Ethnogr. Mus. aufbewahrtes, mit eingeritzten Ornamenten geschmücktes Opossumfell (**Dessins sur peaux d'opossum australiennes**, s'Gravenhage 1907) beschrieben; früher hatte schon G. Mathew, **Eagle-Hawk and Crow** (Lo. Nutt 1898) die von Grey entdeckten, an Wänden von Höhlen gemalten Zeichnungen soziologisch behandelt. Da Spencer, Gillen und Roth aber neue Muster und Techniken bekannt gemacht haben, so würde es sich lohnen, eine zusammenfassende Arbeit über australische Ornamentik herauszugeben; leider wurden die Einritzungen und Bemalungen auf Felsen durch mehrere Beobachter nur erwähnt, aber weder abgezeichnet noch veröffentlicht.

Über die Stellung, die Australien in der Entwicklung der allgemeinen Kultur einnimmt, vergleiche man O. Schoetensack, Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen (Z. f. Ethnologie 1901) und Graebner, Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien (ib. 1905), Arbeiten, die ich im ersten Kapitel der Einleitung meiner **Mythes et Légendes** ausführlich besprochen habe. Speziell hat dann N. W. Thomas Schiffe usw. (**Australian Canoes and Rafts**. Jl. Anthr. Inst. 1905) behandelt und auch Graebners Methode, Karten und Schlußfolgerungen kritisiert (Über Kulturkreise in Australien, Z. f. Ethn. 1905).

Diese bibliographische Übersicht wird es jedem Laien erleichtern, sich in dem Gebiete der Australischen Ethnologie zurecht zu finden. Übrigens hat N. W. Thomas vor einigen Monaten bei Constable ein Buch, **The Natives of Australia** (in der Serie: **The Native Races of the British Empire**, Constable, à 6 sh.) herausgegeben, in welchem das Leben der gesamten Stämme klar und genau beschrieben und charakterisiert wird. Aber natürlich findet sich da keine Auskunft über die schwierigen Probleme, welche die soziale und psychische Organisation der Australier bietet. Mehrere von diesen Problemen behandelt nun N. W. Thomas in seinem **Kinship Organisation and Group-Marriage in Australia**.

Dieses grundlegende Werk stellt sich in eine Reihe von Publikationen, welche zum Teil oben aufgezählt wurden: Cunow, Verwandtschaftsorganisationen (1894); E. Sidney Hartland, Rezension von Howitts Native Tribes (Folk-Lore 1905, p. 101—109); Durkheim, Sur le Totémisme (ib. p. 468—475); A. Lang, All-Fathers in Australia (ib. p. 222—225); N. W. Thomas, Group-Marriage (ib. p. 99); A. W. Howitt, The Native Tribes of South-East Australia

(Folk-Lore 1906, p. 107—110 u. 174—189); A. Lang, Notes in reply to Mr. Howitt aud Mr. Jevons (ib. p. 288—293); N. W. Thomas, Dr. Howitts defence of group-marriage (ib. p. 294—307); A. W. Howitt, The Native Tribes of South-East Australia (Folk-Lore 1907, p. 91—93).

Diese Bibliographie ist übrigens nicht absolut vollständig; ich habe nur die wichtigsten Publikationen citiert, durch welche die Wissenschaft gefördert worden ist.

Ich würde jedem, der N. W. Thomas' Kinship and Group-Marriage benutzen will, raten, womöglich die meisten der oben genannten Schriften stets zu Händen zu haben, da der Verfasser überall eine ganz bestimmte Stellung nimmt, ohne zu polemisieren, aber doch öfters eine den herrschenden Theorien gerade entgegengesetzte Meinung vertritt.

J. G. Frazer und ich, wir sind z. B. mit unseren physiologischen Theorien einfach auf die Seite geschoben, da N. W. Thomas nicht nur, und mit vollem Recht consanguinity, d. h. die physiologische Verwandtschaft, und kinship, d. h. die soziale Verwandtschaft unterscheidet, sondern auch keinen genetischen Zusammenhang zwischen beiden annimmt. Es scheint mir jedoch, daß der „soziale Mensch" nur als Abstraktion gelten kann, aber als lebendes Tier zuerst physiologisch zu betrachten ist. Ich meine nicht — und habe Beweise dafür gegeben — daß die halbzivilisierten Völker eine wissenschaftliche Anatomie und Physiologie besitzen; aber eine phantastische haben sie: mit Frazer betrachte ich diese als Ausgangspunkt mancher Institutionen; Lang und Thomas dagegen behaupten, diese kindliche Wissenschaft sei nur ein späterer Erklärungsprozeß.

Eine bestimmte Stellung nimmt Thomas auch in der Frage der männlichen (nicht vaterrechtlichen!) und weiblichen (nicht mutterrechtlichen!) Deszendenz ein; er denkt sich diese zweite als früher und primitiver, ohne aber Beweise dafür zu geben. Zuletzt gibt er zu, daß beide Systeme kulturell gleichzeitig sein könnten. Viel Gewicht legt er auf die potestas im clan (Sippe) und auf das Los der Witwe.

Im III. Kapitel gibt er eine Definition und eine Nomenklatur der Gesellschaftsformen, d. h. der tribe, subtribe, local group, phratry, class, totemkin, welche der Klarheit in weiteren Diskussionen wegen ganz angenommen werden muß. Mit Recht hebt er die eigentümliche Einteilung nach „Blut" und nach „Schatten" hervor, welche mir (siehe Questions Australiennes, in Man 1907) sehr gute Beispiele von ethnischer und kultureller Konvergenz zu sein scheinen.

Das nächste Kapitel, mit 3 Karten versehen, zeigt die Lokalisierung der Klassen, Phratrien usw. in Australien, eine sehr gründliche Arbeit, welche auch Graebner (Globus 1906), aber nicht so vollständig, unternahm.

Kapitel V bietet eine sehr interessante Diskussion über die Namen der Phratrien bei den verschiedenen Stämmen und über den historischen Wert der Legenden. Die Entstehung der Phratrien (Kap. VI) findet Thomas, die Theorien Langs zum Teil annehmend, in einer primitiveren Form von Totemismus. Daß die Phratrien älter sind (Kap. VII) als die Klassen muß man zugeben, und auch daß weder Durkheims noch Cunows Theorien über den Ursprung des Achtklassensystems befriedigend sind.

Das IX. Kapitel, über die Verwandtschafts-Namen, muß als hypothetisch gelten, da wir die Lautgesetze der australischen Dialekte so gut wie nicht kennen.

Diese Kritik gilt im allgemeinen für alle Erörterungen, die auf Namen und Wörtern beruhen.

Dann kommt ein sehr wichtiges Kapitel über die „Typen der sexuellen Vereinigungen", von allgemeinem Interesse, da der Verfasser eine, zum Teil neue, sehr präzise Terminologie dieser Formen aufbaut: A: Gamé: 1. Ehe; 2. Freie Vereinigung (union libre). B: Temporäre Vereinigungen: 1. Promiskuität; 2. Freie Liebe; 3. Temporäre Polyandrie oder Polygynie; 4. Freiheit des Weibes unter Einwilligung des Mannes; 5. Ehebruch (Adultère); 6. Liaison. Jede Form bietet sekundäre Formen: z. B. Polygamie kann a) primäre: α. einfache, β. adelphische, einseitige, oder adelphische, beiderseitige sein usw.

Dann kommen vier Kapitel über die sogenannte Gruppen-Ehe, wie sie Morgan und Howitt annahmen, von der N. W. Thomas in Australien absolut keine Spur zu finden vermag. Hier kann ich nur auf das Buch hinweisen: von Morgans Theorien bleibt nichts übrig; Howitts Anweisungen sind gründlich geprüft, und es scheint auch mir, daß seine Folgerungen unlogisch sind und sich aus den Tatsachen, die er selber zusammengebracht hat, nicht ableiten lassen.

Kann man sagen, daß N. W. Thomas definitive Lösungen aller der schwierigen Fragen gegeben hat, die er behandelt? Das sicher nicht. Dennoch wirft sein Buch helles Licht auf sehr verwickelte Zustände und wird als fester Baustein für alle weiteren Forschungen auf australischem Gebiete gelten.

Clamart bei Paris. A. van Gennep.

Begräbniskosten.

Im Anschluß an den Aufsatz von W. Lenz über Tod und Bestattung im Lumdatal veröffentliche ich hier zwei volkskundlich und kulturgeschichtlich interessante Abrechnungen über Leichenfeiern zu Großen-Linden aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Diese Aufzeichnungen sind wohl nicht nur der Erinnerung wegen, sondern auch für die Erbteilung gemacht worden, bei der die Kosten auf die Erben ausgeschlagen werden mußten. Den Zettel, auf dem die beiden Rechnungen stehen, habe ich seinerzeit unter alten Großen-Lindener Kirchenkasten-Rechnungen gefunden und dem Archiv unsrer Vereinigung überwiesen.

„Dem 27ten Janner 1809 um 11 uhr ist meine Mutter in dem Hern Entschlafen ihr alter wahr 66 Jahr 1 Monnat und 3 Tag [1]). Was nun Bei ihrem Bekräbniß Vor Kosten Gegeben.

	fl	x	ℌ
1. Dem H. Pastor [2]) Hoffman	2	24	—
Dem H. Pfarrer Tege [3])	1	20	—
2. Dem H. Preceptor [4])	1	18	—
3. Dem Opperman [5]) Neidel	—	42	—
4. Den Schieler Jedem 3 x Su„	4	30	—
5. Dem Hl Goldman Vors Leichkar [6]) . .	6	—	—
6. Vor 7 maß Mielch Jäde 6 x Su„ . . .	1	6 [7])	—
7. Vor 10 Meste Weiß [8]) Jede Mest 1 fl 4 x	10	40	—
8. Vor 2 Meste Korn 1 fl 40 x so mein Schwager Weiß u. Korn Hergegeben	1	40	—

	fl	x	₰
9. Vor Butter beim Kaßpar Hanckel 7 Pfundt u. 1/4 Pfundt	2	11	—
10. 3 1/4 Pfundt Kaffe Vor 1 Pfundt 2 fl . .	6	16	—
11. 4 1/4 Pfundt Zucker 1 Pfundt 19 Baße[9])	5	14[10])	—
12. 11 1/2 Maß Bieer[11]) Vor 1 Maß 4 x . .	—	46	—
13. 6 Maß Brandewein 1 Maß 30 x Wo Von 2 Maß übergebliebe	3	—	—
14. Der mackt[12]) Johannes Velte[13]) tochter Weil sie Meiner Mutter aufgewart .	5	—	—
	50	47[14])	
	52	7	

[1]) Diese genaue Berechnung des Lebensalters stammt aus dem von dem Pfarrer bei der Beerdigung verlesenen Lebenslauf („Personalien"). [2]) „Pastor" ist der Titel des 1. Pfarrers in Großen-Linden, während der 2. (Diakonus) mit „Pfarrer" angeredet wird. Noch bis vor wenigen Jahren war es Sitte, daß auch der zweite Pfarrer, wenn er nicht verhindert war, im Ornat an dem Begräbnis teilnahm und mit dem Pastor dem Leichenzug voranschritt. [3]) Degen. [4]) Die Schüler sangen unter der Leitung ihres Lehrers bei der Leichenfeier, s. u. [5]) Opfermann = Kirchendiener (benannt nach dem Dienen beim Meßopfer, s. Crecelius, Oberh. Wörterb. II, 641); er wird für's Grabläuten bezahlt. [6]) mhd. **lichkar**, Sarg. Der Ausdruck war noch bis vor wenigen Jahrzehnten gang und gäbe; nur für das Kindersärglein sagte man **Soarktræəlche** = Sargtrögelchen. [7]) Rechenfehler. [8]) Weizen. Weizen und Korn wurden erst nach dem Sterbfall in die Mühle zum Mahlen gegeben, seine Bezahlung nahm sich der Müller von der Frucht; daher wird hier das Getreide, nicht das Mehl aufgeführt. Die große Menge Kuchen war nicht nur für den Leichenschmaus bestimmt; man ließ vielmehr nach der Beerdigung auch Kaffee und Kuchen in alle Häuser bringen. Noch heute werden Kaffee und Wecke zu verwandten und befreundeten Familien und bis vor wenigen Jahren auch in die Pfarrhäuser getragen. An die Armen wurde außerdem noch Brot verteilt (so war es wenigstens früher in der Wetterau), dafür ist wohl das unter 8 berechnete Korn bestimmt. [9]) Batzen = 4 Kreuzer. [10]) Rechenfehler: wohl 5 Gulden 24 Kreuzer. [11]) Bier (dial. **bäiər**) und Branntwein gab es nach dem Kaffee, dazu wohl auch Wurst und Brot. [12]) Magd. [13]) Velten (aus Valentin). [14]) Zuerst falsch addiert.

„Den 22ten Febr 1817 des Morgens um 3 Uhr ist meine Schwieermutter in dem Hern Entschlaffen ihr alter wahr 72 Jahr 2 Monnaht 12 Tag, ihr Täegt[1]) Steht Luce das 23 Cappitel Vers 46 im Hoff wardt gesungen 250 ich will dich noch im dot erheben„ über die Gaß[2]) 276 alle Menschen müssen sterben„ bei dem Grab 577 nun Laßt uns den Leib begraben„ in der Kierch 247 gern will ich mich er Geben„ das begräbniß wardt den Sontag als den 23te Febr

Was es Vor Gosten da bei gegeben.	fl	x	₰
1. Dem H. Pastor Hoffman	2	42[3])	—
3. Dem H. Preceptor Pretorius	1	21	—

	fl	x	₰
3. Dem Oberman Neidel	—	40	2
4. 84 schieler Jedem 3 x in suma	4	12	—
5. Dem Goldman Vors Leichkar	6	—	—
6. 10 meste Weiß ich 4 gegeben der müller dem Bepler 4 meste und ich noch 2 meste dem obige bezahlt[4]) Das Achtel[5]) 22 fl suma die 10 meste Mache	27	30	—
7. 2 Meste Korn siend zu Kuche verbacken worden[6]) 1 mest tuth 2 fl 6 x suma	4	12	—
8. 3 u. ³/₄ Pfundt butter zu Giesen geholt 1 Pf. 27	1	41	—
9. 7¹/₂ Maß Mielch gekauft 1 maß 8 x . .	—	59	—
10. 3 Schupe Hebe die maß 2 fl	1	30	—
11. 5 maß brandewein zu Holtzheim geholt durch den Phil. Hardt 1 maß 46 x .	3	50	—
12. 5 maß bieer Beim alte H. Schuldeiß geholt	—	25	—
13. 5 Pfundt Kaffee 1 Pfundt 36	3	—	—
14. 5 Pfundt Zucker Halb weiß[7]) desgl. . .	3	20	—
15. Der mackt Nebe[8]) tochter zur trauer wie gepräuchlich ist Ein Pahr Halb diecke[9]) spriempf[10]) Vor	1	—	—
	62	22	

es wahren zu der Trauer gebiet[11]) inn mein und Müllers Haußhaltung 54 Persone[12]) es war alles Volkomen.

[1]) Text. [2]) Bei dem Leichenzug. [3]) = 1 Brabanter Kronenthaler (dial. en **Bráwander**). [4]) 4 Mesten Weizen hat er aus seinem Vorrat gegeben, den Rest haben er und sein Verwandter (wohl Schwager, s. die vorige Rechnung Nr. 8) Müller bei Peppler gekauft. [5]) Achtel = Malter zu 8 Mesten. [6]) Hiernach wurden Kuchen aus Kornmehl gebacken, wohl zum Schenken an die Armen. Zum Brotbacken mit Sauerteig hat vielleicht die Zeit (Samstag früh bis Sonntag Nachmittag) nicht gereicht. [7]) Zu ergänzen: und halb braun. [8]) Neeb. [9]) Also feinere. [10]) Strümpfe. [11]) gebitt (gebeten); der Ausdruck zur Trauer bitten ist noch heute üblich. [12]) Der Schmaus mußte also wegen der vielen Gäste in zwei Häusern abgehalten werden.

H. Hepding.



Bücherschau.

Wallaschek, R., Anfänge der Tonkunst. Mit 4 lithographierten Tafeln und 17 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig. Verlag von Johann Ambrosius Barth 1903. IX. u. 340 S. gr. 8°.

Das Werk ist die deutsche Ausgabe der 1893 in London erschienenen „Primitive Music" des Verf., unter Umarbeitung einzelner Teile nach Maßgabe des Fortschrittes der Wissenschaft. Das Ganze ruht auf sehr eingehenden und ausgedehnten ethnologischen Studien, worüber das reichhaltige Verzeichnis der zitierten Autoren Auskunft gibt, und ist mit guter sachlicher und methodischer Einsicht in die einschlagenden ästhetischen und anthropologischen Probleme geschrieben. Zur Veranschaulichung von Einzelheiten sind außer den in den Text selbst gedruckten Abbildungen am Schluß 25 Notenbeispiele und 4 Tafeln Abbildungen musikalischer Instrumente beigefügt. Es lag nun freilich in der Natur des Stoffes, daß eine vollkommen zureichende anschauliche Grundlage für die Darstellung auch aus dem noch so ausgedehnten Quellenmaterial nicht zu gewinnen war, besonders deshalb, weil dieses in einer Hauptsache, nämlich in der Wiedergabe der ursprünglichsten musikalischen Leistungen bisher jederzeit unzulänglich bleiben mußte. Bloße Beschreibungen dessen, was man bei dergleichen Anlässen sah und hörte, können doch nie den unmittelbaren Eindruck für das Ohr ersetzen, auch dann nicht, wenn Aufzeichnung des Gehörten in Notenschrift versucht wurde; denn die hierdurch bedingte Anpassung an das moderne diatonische Gefüge konnte der wirklichen primitiven Tongebung doch nicht ausreichend gerecht werden. Auch mußten jeweilen bereits Einwirkungen von seiten der aus der Kultur herangebrachten Musik auf die ursprüngliche Art vermutet und dadurch ein in seiner Wirkung unberechenbarer Faktor in die Schätzung einbezogen werden, (ein Umstand, der, nebenbei, auch späterhin, bei etwaigen phonographischen Aufnahmen primitiver Musik je länger je mehr sich geltend machen wird). Doch leidet unter diesen Schwierigkeiten hauptsächlich die Erkenntnis und Mitteilung der melodischen Seite der Leistungen. Der Entwicklungsgang selbst im großen Ganzen tritt immerhin in deutlichen Zügen heraus. Es zeigt sich, daß der älteste Charakter des Musikalischen, die rhythmische, genauer die taktmäßige, mit Lautgebung verbundene Körperbewegung (Tanz) ist, die wo möglich immer in ganzer Gemeinschaft bis zur völligen Ermüdung ausgeführt wird. Sie entspringt aus dem unwillkürlichen Drange, dem angesammelten Kraftvorrat auch dann die nötige Entladung zu verschaffen, wenn keine anderweitige Ursache dazu (wie Krieg oder Jagd) vorhanden ist. Ein Unterschied von Darstellern und Zuschauern oder Zuhörern ist damit noch nicht gegeben. Mit der Zeit aber treten Einzelne als Berufssänger aus der Masse heraus; sie imponieren zunächst durch die Stärke der Stimme und die physische Ausdauer in deren Gebrauch, und an ihnen haftet merkwürdiger Weise schon etwas von der Unstetigkeit und zugleich „Unehrlichkeit" (im sozialen Sinne) der fahrenden Musikanten u. dgl. unsres Mittelalters. — Von den Instrumenten ist das älteste wohl nicht die Trommel, die für den hier vorauszusetzenden Anfang schon viel zu kunstvoll zusammengesetzt ist, sondern die Pfeife. Sie bestand ursprünglich aus einem durchbohrten Knochen von einer erlegten Jagd- oder Kriegsbeute, der von Haus aus zum Schmucke diente und in seiner zu diesem Zwecke vorgenom-

menen verschiedenartigen Durchlöcherung zugleich Anlaß zum Anblasen gab. Die Streichinstrumente sind erst im Verlauf der Entwicklung zu wirklichen Saiten gekommen und waren ursprünglich Hölzer, woran der Ton durch Reiben erzeugt wurde. Harmoniegefühl als Sinn für Zusammen-Stimmen der Instrumente und Übereinstimmung im Gesang ist auch schon in der Frühzeit der Rassenentwicklung zu bemerken. In der ältesten Skala unterscheidet der Verf. zwei große Gruppen, die hauptsächlich afrikanische (durch Zerlegung des Dreiklangs) und die chinesisch-asiatische (spekulative Fixierung durch Quintenstimmung). „Beide ergaben als ihr Endresultat die diatonische (hexatonische) Skala, wenn auch noch mit einigen Verlegenheiten in der richtigen Stimmung. Das diatonische System entsteht durch Ableitung aus den Obertönen (harmonischen Akkorden) in allen Teilen der Erde seit den ältesten Zeiten.“ — Vokalmusik im eigentlichen Sinne ist nichts ganz Ursprüngliches; im Anfang dienen bedeutungslose Laute als Unterlage für die taktmäßige Lautgebung. Der Verf. bestreitet deshalb auch, daß die melodische Melodie von Haus aus dem natürlichen Tonfall der erregten Sprache entnommen war. „Das sog. Rezitativ kommt erst auf höherer Kulturstufe vor, wenn die Entwicklung der Sprache zusammenhängende Erzählungen gestattet.“ (Hierbei hätte wohl etwas näher auf die Tatsache und Bedeutung der primitiven „Arbeitsgesänge“ eingegangen werden können, deren gemeinsame rhythmische Beschaffenheit gerade einen bestimmten Gegensatz zu dem später auftretenden rezitativischen Gesang bildet.) — Musik und Tanz bilden von der Urzeit her eine einheitliche Ausdrucksform, nicht bloß eine gelegentliche Verbindung zweier Künste. Der ursprünglichste Zweck in diesen Produktionen ist, nach dem Verf., die Nachahmung: sie kennzeichnen sich als Jagd- und Kriegstänze, Tiertänze, Rudertänze, auf höherer Entwicklung Arbeitstänze. Die Ansicht (K. Büchers), daß der Rhythmus sich überhaupt ursprünglich aus der Arbeit herausgebildet habe, wird durch den Hinweis darauf, daß es derartige Arbeit erst in einem etwas späteren Stadium geben konnte, sachgemäß eingeschränkt. Unter den Tänzen gibt es solche, an denen beide Geschlechter teilnehmen, und solche, die nur für ein Geschlecht allein bestimmt sind. Hinsichtlich der Anständigkeit (bezw. Unanständigkeit) dieses ursprünglichen Tanzens macht dies aber keinen Unterschied.

Daß die früheste Musik im Verein mit dem Tanz ausschließlich nachahmend gewesen sei, will mir nicht recht einleuchten. Der Trieb zur Nachahmung wird sich zeitig genug eingestellt haben, war aber m. E. schwerlich das erste Wirkende dabei. Ich schließe das u. a. aus der Art, wie noch heute bei den Kindern da, wo sie nicht von Erwachsenen durchweg gegängelt und beeinflußt sind, sich das Bedürfnis organischer Entladung von Kraft zur Geltung bringt. Es wird in dieser Hinsicht bei ihnen nicht anders sein, wie ehemals bei den Wilden, daß nämlich die (als Spiel zu charakterisierende) Tätigkeit zunächst rein um der Lust an der Tätigkeit selbst willen stattfindet, und die Lust an der Nachahmung sich als „Trieb zweiter Ordnung“ kennzeichnet (vgl. K. Groos, Die Spiele der Menschen S. 7). Nicht der Nachahmungstrieb ist hier das Erste, sondern das reine Spielbedürfnis, und der äußere Charakter des Spiels wird, hier wie dort, hineingebracht durch das Taktmäßige der Laute und Bewegungen.

„Das ursprünglichste Drama ist ein vom ganzen Stamme gesungener Chortanz, in dem das Leben und die Gewohnheiten desjenigen Tieres dar-

gestellt werden, das in dem Leben des betreffenden Volkes die größte Rolle spielt." Hierzu ist schon von einem früheren Beurteiler (J. Kohler) bemerkt worden, daß der Totemismus dabei von Bedeutung war. Die Familien haben sich lange Zeit mit Tiergeistern identifiziert und glauben sich von ihnen erfaßt und erfüllt, sodaß sie sich von selbst dazu gedrängt fühlen, die Tiere in ihren Bewegungen und Verhalten nachzuahmen.

Den Ursprung der Musik als solcher sieht der Verf. weder (mit Darwin) in den stimmlichen Äußerungen der Tiere, noch (mit Spencer) im Tonfall der Sprache. Vielmehr: „Der Takt erzeugt aus sich selbst heraus durch verschiedene Betonung der Taktteile eine primitive Melodie" und „die Taktmäßigkeit einer Aktion muß eingehalten und kultiviert werden, weil sie allein dem ganzen Stamm die Gemeinsamkeit des Handelns ermöglicht". Das Hervorheben dieser Gemeinsamkeit des Handelns in der ursprünglichsten Kunstübung halte ich für einen besonderen Vorzug in der Darstellung des Verf., und für sehr richtig im Zusammenhange damit u. a. eine Bemerkung, wie die auf S. 282: „Selbst der erotische Einfluß ist nicht der primäre, weil er als rein individuelle Angelegenheit dem ursprünglich gemeinsamen Auftreten erst nachfolgt."

Gießen. H. Siebeck.

Karl Friedrich Baltus, Märchen aus Ostpreußen. Nidda 1906. In Kommission bei Ludwig Cloos. 86 S.

Das Büchelchen enthält 36 Märchen aus Ostpreußen, die „vom alten Großvater" den Enkelkindern erzählt oder doch für sie bestimmt sind. Weiteres über diese Märchen, ihre Herkunft und ihren Zweck erfahren wir vom Herausgeber nicht. „Märchen aus Ostpreußen" heißen sie wohl nur, weil ihr Verfasser irgendwo in Ostpreußen lebt, und Märchen? Wirklich Märchen? Ich habe die Sammlung, wenn auch mit einiger Überwindung, aufmerksam durchgelesen und nur herzlich wenig Stücke darin gefunden, die bei größerer Anpassung an den Ton volkstümlicher Märchenerzählung als Märchen hätten bezeichnet werden können, so Pickel-Pockel S. 14 ff. und Osterlind S. 66 ff. Vielleicht liegen hier volkstümliche Erzählungen zu Grunde. Die meisten andern Stücke sind einfache Erzählungen oder gar Schnurren, in die irgend etwas Wunderbares hineingetragen wird, was sie zum Märchen machen soll. Besonders charakteristisch in dieser Beziehung erscheint mir die Erzählung von der Hundegrete S. 9 f. Ein junger Bursche heiratet trotz des Abratens seiner Freunde ein Mädchen, das eine Hundenärrin ist. Nach einiger Zeit wird der Mann sehr krank. Der herbeigerufene Arzt verschreibt eine Medizin und erklärt, der Mann könne gesund werden, wenn die Medizin in längstens einer Stunde zur Stelle wäre. Die Hundegrete macht sich auf den Weg und kehrt nach kaum einer halben Stunde ins Dorf zurück. Am Eingang des Dorfes findet sie einen dicken, fetten Mops, der sich überfressen hat, winselnd am Boden liegen, und sogleich macht sie sich daran, das Vieh zu streicheln und zu liebkosen. Natürlich kommt sie zu spät nach Hause, denn ihr Mann ist eben „unter den Händen" des Arztes gestorben. Da ruft das verrückte Frauenzimmer „keuchend und erbost" aus: „O, da hätte ich auch noch länger bei dem Mops bleiben können". „Geh doch hin, du Hündin", sagt der Arzt grimmig, und wie er das gesagt, war sie in eine — ich drehe das Blatt um und lese mit Erstaunen: rändige, zottige, häßliche Hündin verwandelt, die heulend das Haus verließ. Mit der

kurzen Bemerkung, daß man das Tier noch jetzt zur Abendzeit herumschleichen sehen könne, schließt das — Märchen. Man wird zugeben, daß die Verwandlung in eine Hündin so unvermutet kommt und nach dem Vorangegangenen so unnatürlich ist, daß sie nur zum Lachen reizen kann. Denselben Eindruck machen zahlreiche andere Erzählungen. Das Wunderbare ist zu sehr an den Haaren herbeigezogen und bleibt deshalb ohne die von dem Verfasser doch wohl gewünschte Wirkung auf das Kinderherz. Im übrigen soll anerkannt werden, daß die Erzählungen durchweg recht gut und flüssig geschrieben sind und eine nicht geringe Phantasie verraten. Fast alle beruhen sie auf volkstümlichen Anschauungen oder suchen eine solche in die Form eines Märchens zu kleiden, oft allerdings mit geringem Geschick oder Glück wie in der Erzählung vom Alpdrücken S. 37. In allen volkstümlichen Erzählungen dieser Art verschwindet der zur Frau gewordene Alp wieder; hier wird erzählt, daß die Kinder des jungen Ehepaares zuweilen ein wenig „katzig" gewesen seien, ehe sie zur Vernunft kamen. Für die Wissenschaft sind diese ostpreußischen Märchen ohne Bedeutung. O. Knoop.

Hermann Gloede, Märkisch-Pommersche Volkssagen, Erzählungen, Sitten und Gebräuche. Beiträge zur Märkisch-Pommerschen Volkskunde. Leipzig 1907. Verlag von Otto Lenz. 99 S.

Als ich in den Jahren 1892—1902 mit meinem lieben Kollegen Dr. A. Haas in Stettin die Blätter für pommersche Volkskunde herausgab, gehörte Herr H. Gloede, Ackerbürger in Fiddichow, zu unsern eifrigsten Mitarbeitern. Ohne Gelehrter zu sein, hatte er sich schon damals eifrig und fleißig mit der Geschichte und Volkskunde seiner engeren Heimat beschäftigt, und das Resultat seines Arbeitens war ein Werk: Heimatliche Bilder aus alter Zeit (Berlin 1892), das von Dr. Haas in den Blättern für pom. Volkskunde (I, 32) in anerkennender Weise besprochen ist. Was Gloede an Sagen gesammelt hatte und noch sammelte, stellte er uns dann, soweit es Pommern betraf, bereitwillig zur Verfügung; die märkischen Sagen sind zumeist in Zeitungen veröffentlicht. Dieses gesamte Material bringt er nun, um einige wenige Stücke vermehrt, in der vorliegenden Sammlung wieder zum Abdruck. Für die pommerschen Sagen wäre das, wenn nur das Interesse der Wissenschaft in Frage käme, überflüssig gewesen, denn die Blätter für pommersche Volkskunde mit ihrem reichen Inhalt an Volkssagen, Aberglauben usw. sind jedem, der sich mit Volkskunde beschäftigt, leicht zugänglich; die zerstreuten märkischen Sagen dagegen bedurften einer Sammlung, wenn sie nicht verloren sein sollten, und in dieser Beziehung beansprucht Gloedes Sammlung auch Beachtung seitens der Wissenschaft. Zu bedauern ist nur, daß Herr Gloede seit dem Eingehen der Blätter für pommersche Volkskunde nicht weiter nach Sagen geforscht und zu den alten eine noch größere Anzahl neuer hinzugefügt hat. Für ihn, der im Volke lebt und nach vielen Seiten hin Beziehungen zum Volke hat, wäre das nicht schwer gewesen. Indessen läßt sich aus der Art, wie das Buch abgefaßt und zusammengestellt ist, leicht ersehen, daß es dem Verfasser — ein Vorwort fehlt — nur darauf ankam, die von ihm im Laufe der Zeit gesammelten Sagen, Sitten und Gebräuche seinen Landsleuten zugänglich zu machen und dadurch das Interesse für die engere Heimat und die Liebe zu ihr zu fördern. Diesen Zweck kann die kleine Sammlung wohl erfüllen, und so sei sie vor allem den Lands-

leuten des Verfassers in Pommern und in der Mark, wo er ja auch persönlich weit bekannt ist, aufs wärmste empfohlen. O. Knoop.

Edgar Kurz, Volkslieder aus der Toscana, in deutscher Übertragung. Tübingen, Buchdruckerei von H. Laupp jr., 1904. IV, 96 S. 8⁰. 1.60 Mk., geb. 2.50 Mk.

Die kleine, hübsch ausgestattete Sammlung, die der Herausgeber dem Andenken seines Vaters, Hermann Kurz, gewidmet hat, erhebt keine eigentlich philologischen Ansprüche. Sie will nicht vollständig sein, sondern bringt nur solche Nummern, die sich ohne zu große Beeinträchtigung der Sprache und der Stimmung ins Deutsche übertragen ließen. Da es sich immer nur um ganz kurze, ein- oder zweistrophige Gebilde, vorzugsweise Villotten handelt, Balladen und dergl. dagegen nicht aufgenommen sind, so muß diesem Verfahren seine Berechtigung vom Standpunkt des geschmackvollen Übersetzers zugestanden werden. Schon unter den beibehaltenen Stücken mag so manchem der schönste Duft durch die Aufnahme in das fremde Idiom abgestreift sein. Kontrollieren läßt sich das freilich nicht, da der Verfasser die Originale nicht mit zum Abdruck gebracht hat. Unbedingt genau will und kann die Übersetzung nicht sein, die sich vor allem flüssige Lesbarkeit, klangreiche Form zum Ziel gesetzt hat. So ist denn auch das Versmaß, z. B. gegenüber den elfsilbigen jambischen Zeilen der Vorlage ziemlich willkürlich gehandhabt, um die Monotonie zu vermeiden, die freilich dem deutschen Ohre sich bei weitem fühlbarer machen würde, als dem romanischen. Ein paar kurze Bemerkungen über toskanische Mundart und Volkspoesie gehen voran, eigentlich gelehrte Beigaben erläuternder Art fehlen völlig. Weitaus die meisten der etwa anderthalb Hundert Nummern sind erotischen Inhalts; die ganze Tonleiter der Stimmungen des hoffnungsvollen, verzweifelnden, eifersüchtigen Liebenden, des Spottes auf die Spröde und des Mitleides mit der Verlassenen findet knappen, oft genug scharf pointierten Ausdruck. Berühren sich die Gedichte darin vielfach mit unsern Vierzeilern, so übertreffen sie diese bedeutend in weichen einschmeichelnden Gefühlsergüssen, deren Wohlklang und Innigkeit die Übersetzung gerecht zu werden scheint, während sie natürlich für stilistische Untersuchungen aus dem angegebenen Grunde fast unbenutzbar ist.

Heidelberg. Robert Petsch.

George Doncieux: Le Romancéro Populaire de la France. Choix de chansons populaires françaises. Textes critiques. Avec un avant-propos et un index musical par Julien Tiersot. Paris. E. Bouillon 1904. XLIV u. 522 S. 15 fr.

Diese wertvolle Veröffentlichung gibt eine Auswahl weitverbreiteter, schöner französischer Volkslieder in der wiederhergestellten Form, in der sie zum erstenmale aus dem Munde des Dichters, der sie verfaßte, hervorgingen. Ein außerordentlich schwieriges Unternehmen, nur mit Hilfe allersorgsamster, peinlichster und feinster Arbeit, nur auf Grund sicherster linguistischer und folkloristischer Kenntnisse mit annähernder Sicherheit zu lösen.

Das Werk enthält zugleich Studien über Themata, Ursprung, Entwicklung, Veränderungen und Verwandtschaftsgrade der Lieder mit den Volks-

liedern anderer europäischer Völker; Studien, die mit großem Geschick, stellenweise mit hervorragender methodischer Feinheit gearbeitet sind. Ob trotzdem immer in Wirklichkeit die Resultate so glatt sind, wie der Verfasser zu glauben scheint, mag dahingestellt bleiben. Ob wirklich die Geburtsurkunden dieser Volksgesänge so genau nach Datum und Ort zu bestimmen sind, wie es der Verfasser mit allerdings recht überzeugenden Gründen gleich bei dem ersten behandelten Liede, **la Pernette**, vornimmt, will mir doch etwas zweifelhaft erscheinen. So geläufig uns auch heute die Vorstellung sein mag, daß jedes dieser Lieder einmal an einem bestimmten Tage von einem bestimmten Individuum gedichtet sein muß, so behalten sie doch alle in unserer Phantasie etwas Geheimnisvolles, etwas von dem täuschenden Scheine des Unfaßbaren Umwobenes, trotz aller Realistik Unwirkliches, das immer da gewesen sein muß, dessen Anfang und Herkunft nicht zu erkennen ist. Wie außerordentlich schwierig jede sichere Feststellung selbst bei verhältnismäßig neuen Volksliedern ist, zeigt z. B. die Frage der Entstehung des weltbekannten Liedes: „**Malbrough s'en va en guerre**". Man weiß ganz genau, wann und unter welchen Umständen es plötzliche Berühmtheit erlangte. Die Amme des Dauphin von Frankreich sang es dem königlichen Säugling in den letzten Monaten des Jahres 1781. Marie Antoinette hörte zufällig das Lied. Es gefiel ihr, sie sang es selbst, der Hof sang es, Beaumarchais schrieb die Romanze des Pagen in seiner Hochzeit des Figaro auf diese Melodie usw. Aber wer hat das Lied gedichtet und wann und wo? Es kann sich nämlich gar nicht auf den wirklichen Tod des englischen Feldherrn beziehen. Malborough starb gar nicht im Kriege, wie das Lied singt. Er starb ganz friedlich in seinem Bette, ein alter Mann, 1722. Vielleicht ist es entstanden nach der Schlacht von Malplaquet (11. Sept. 1709), in der die Engländer einmal heftig von den Franzosen bedrängt wurden, so daß man einen Augenblick an den Tod des englischen Führers glauben konnte. Vielleicht hat da ein Soldat das Lied gedichtet. Vielleicht hat bei dem Lied der Wunsch als Vater des Gedankens Pate gestanden, so daß der humor- und phantasiebegabte Verfasser sang:

Malbrough est mort en guerre, est mort et enterré.
L'ai vu porter en terre par quatre officiers.

Ähnliche Schwierigkeiten sind fast bei jedem Liede vorhanden. Und so will es mir doch etwas bedenklich erscheinen, wenn z. B. der Verfasser, nachdem er festgestellt hat, daß das Lied „**La Pernette**" im äußersten Norden des Forez entstanden ist, nun auch imstande zu sein glaubt, genau den Weg seiner Ausbreitung angeben zu können. Es sei zuerst nach Lyon gelangt, habe sich dort dem Französischen angepaßt, sei dann von Ort zu Ort fortgewandert und habe schließlich das ganze Rhonebecken bis zum Mittelländischen Meer in Besitz genommen. Dann sei eine besondere Fassung nach Westen gewandert, durch die Auvergne in das Tal der Garonne bis nach Bordeaux wahrscheinlich. Weiterbildungen dieser südöstlichen Familie des Liedes seien von da aus nach dem Poitou, der Bretagne und der Normandie gewandert und hätten sich in Catalonien und Piemont verbreitet. Ob diese geschickte, logische Gruppierung an der Hand der zahlreichen Überlieferungen dem tatsächlichen Wanderzuge des Liedes entspricht, möchte ich mich nicht getrauen zu versichern.

Gießen. Walther Küchler.

Adolf Struck, Makedonische Fahrten. I. Chalkidike. Mit 12 Abb. und 3 Kärtchen im Text und einer Routenkarte. (Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen hrsg. von C. Patsch, Heft 4.) Wien und Leipzig, A. Hartleben, 1907. 8°. 83 S. 2.25 Mk.

Von Salonik aus hat der Verfasser in den Jahren 1898 bis 1903 seine Reisen durch Makedonien, die hauptsächlich der antiken Topographie dienen sollten, unternommen; was dabei an geographischen und ethnographischen Beobachtungen gesammelt wurde, will er nun in seinen „Makedonischen Fahrten" veröffentlichen. Das vorliegende erste Heft gibt uns das Tagebuch seiner Reise im Mai 1901 auf der Halbinsel Chalkidike, von deren Geographie, Geologie, Flora und Besiedelung man ein sehr lebendiges Bild bekommt. Der Athos, der ja schon oft und auch in den letzten Jahren wiederholt von den Besuchern seiner alten Klöster eingehend geschildert worden ist, wurde auf dieser Fahrt nicht besucht. Leider kommt die Volkskunde im eigentlichen Sinne in dem Buche nur selten zum Wort, gern möchte man mehr hören z. B. von den Sagen, die sich an den Kara Dagh knüpfen, von den Eliaskirchlein auf den Bergspitzen und den πανηγύρεις zu Ehren dieses Propheten und der vielen anderen Heiligen, deren Kirchen erwähnt werden, von den Liedern und Tänzen der Griechen, die fünf Sechstel der Bevölkerung der Halbinsel bilden, ihren Bräuchen, ihrem Glauben und Aberglauben. Natürlich konnte der Verfasser in den 23 Tagen seiner oft sehr anstrengenden Reise nicht auch noch auf dieses alles achten, und es wäre unrecht, von dem Buche Dinge zu verlangen, die sein Titel nicht verspricht. Aber wenn wir hier das erste Heft anzeigen, so geschieht dies in der Hoffnung, daß die folgenden, die ja auch Gebiete behandeln werden, welche der Verfasser sehr viel genauer kennt, auch das Volkskundliche in höherem Maße berücksichtigen und reiche Ergänzungen zu Abbotts Buch **Macedonian Folklore** bieten werden. Wie ich von dem Verfasser selbst und aus gelegentlichen Veröffentlichungen von ihm im „Globus" weiß, hat er auch hierfür großes Interesse, und es war ihm, da er die Landessprachen vollkommen beherrscht, leicht, viel volkskundliches Material zu sammeln.

Gießen. H. Hepding.

Hessen-Kunst. Kalender für Kunst- und Denkmalpflege. 3. Jahrgang. Begründet und herausgegeben von Christian Rauch. Feder-Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Marburg a. L., O. Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung (Adolf Ebel). 1908. 4° 12 Bl., 39 S. 1 Mk.

Der Bilderschmuck dieses Kalenders ist wie der des 1. Jahrgangs ein Werk Ubbelohdes, eines der bedeutendsten, vielleicht des bedeutendsten unter den jetzt lebenden hessischen Malern. Chr. Rauch hat ihm und seiner Kunst in dem gerade eben erschienenen 2. Heft der neuen hessischen Zeitschrift „Die Kunst unserer Heimat" einen besonderen Aufsatz gewidmet, auf den ich unsere Leser verweise. Auch in weiteren Kreisen ist dieser Künstler durch seine schönen Postkarten mit hessischen Trachtenbildern bekannt geworden; unsere „Blätter" verdanken ihm die Zierleiste des Umschlags. Die in dem neuen Kalender veröffentlichten, für seine ganze Art so charakteristischen Federzeichnungen, diese fein gewählten und liebevoll ausgeführten Landschafts- und Architekturbilder aus dem Hessenland, die meisterhaft den Charakter der einzelnen Monate schildernden Bildchen des Kalendariums kann ich hier nicht alle einzeln auf-

führen und besprechen. Echte Heimatkunst ist's, was Ubbelohde uns bietet, und er darf daher mit Recht seine Zeichnungen einleiten mit jenem schönen hessischen Hausspruch, den in etwas anderer, wohl richtigerer Form A. Dieterich seinem Buch „Mutter Erde" als Motto vorausgesetzt hat: „Es ist eine Mutter fein, Sie nährt viel tausend Kindelein, Sie ist so reich, Kein Mensch ihr gleich Auf dieser ganzen Erde". Der gut illustrierte zweite Teil des Kalenders bringt folgende Aufsätze: Fr. Wichert, Der neue Cranach im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M.; A. Holtmeyer, Altchristliche Kultstätten in Kurhessen (Michaels- und Salvatorkirche zu Fulda, Benediktinerkloster in Schlüchtern, Petersbergkirche bei Fulda; in der Krypta der letzteren befindet sich, wie wir hier nebenbei erfahren, der sog. „Schreistein", der leere Sarg der hl. Lioba, in den noch heute manche Mutter das Hemdchen ihres kranken Kindes legt, um Heilung für es zu erlangen); F. Küch, Die Altarschreine in der Elisabethkirche zu Marburg und ihre Stifter; Ad. Matthäi, Das Großherzogtum Hessen als Bindeglied zwischen Nord- und Süddeutschland; P. Weber, Die Zweinbilder im Hessenhofe zu Schmalkalden; O. Großmann, Die Münzenberger Truhe (gearbeitet wohl als ein Stück der Brautausstattung der Judith Cratz von Scharffenstein, die 1604 Johann von Hattstein, einen Münzenberger Burgmann, heiratete. Sinnig weisen die eingelegten Bildchen, die die Flachsbearbeitung und Herstellung der Leinwand schildern, auf den Zweck der Truhe. Sie erinnert mich an eine in der Zeitschrift „Niedersachsen" VI, 272 abgebildete Renaissancetruhe vom Jahre 1613 im Museum zu Lüneburg); Br. Sauer, Der Wirberg; E. Bender, Das Marburger Arbeitshaus in der Mainzer Gasse; Fr. Bock, Der sogenannte Dürer in Darmstadt; Chr. Rauch, Das alte Gießen und das neue Gießen. H. Hepding.

F. Hoffmann und **W. Zölffel**, Beiträge zur Glockenkunde des Hessenlandes. Mit 30 Tafeln Abbild. Cassel 1906, in: Zeitschr. d. Ver. f. hess. Geschichte u. Landeskunde. N. F. XV. Suppl.

Seit man sich den erhaltenen Zeugen vergangener Zeiten in Holz, Stein und Erz mit erneutem Interesse zugewandt hat, mit reicherem historischen Wissen, vollendeterem Werkzeug zur Auffindung, Bearbeitung und Erhaltung ziehen auch in die hohen Glockenstuben unserer Kirch- und sonstigen Türme waghalsige Forscher ein, um mit kritischem Blick zu ergründen, was oft lange Jahre keines oder nur weniger Menschen Auge gesehen hat, das Reich der Glocken.

Zwar die eigentliche, moderne Glockenkunde ist bald ein halbes Jahrhundert alt, seit sie, für Deutschland, von Heinrich Otte mit seinem nach ihr genannten Werk 1858 begründet und nach weiteren 30 Jahren in Erinnerung gebracht wurde. Otte ist jetzt, unbeschadet seiner Verdienste um die Kunstarchäologie, besonders der Kirche, in vielem überholt, veraltet. Ergänzt, ersetzt hat ihn vor allem der Sachsen-Altenburgische Pfarrer Heinrich Bergner durch seine glockenkundlichen Arbeiten über Sachsen-Meiningen, einen Absatz über Glocken in seinem „Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland" und seine „Landschaftliche Glockenkunde" im 4. Band der „Deutschen Geschichtsblätter" S. 225 ff., wo der zur Besteigung der Türme Entschlossene mancherlei Winke über das Rüstzeug, das er braucht, und wie er es anwenden soll, findet.

Gerade nun wie wir einen völligen in den Hauptzügen vorläufig abgeschlossenen Überblick über die Kunstdenkmäler unseres Vaterlandes im ganzen erst dann haben werden, wenn sich der Kreis der von berufener Seite (der Kosten halber meist amtlich beauftragt und unterstützt) erforschten Denkmäler alle Bundesstaaten umfassend schließt, so auch im kleinen, im einzelnen Gebiet, z. B. der Burgenforschung und daneben nicht zum wenigsten der Glockenkunde. Viel ist da noch zu tun, Altes umzustoßen, zu verbessern, zu prüfen, Neues zu schaffen, und zwar nicht nur in ein paar Städten und Staaten, sondern überall und zunächst ohne Auswahl. Wer immer sich mit einer Sache, es sei was es wolle, beschäftigt, weiß, daß man, wo es sich nicht um ganz spezielle Dinge handelt, den Kreis seiner Beobachtungen, Auszüge, Aufzeichnungen und Abbildungen gar nicht weit genug ziehen kann. Wie oft dehnt sich das Arbeitsfeld während der Untersuchung, und glücklich der, dem dann sein gesammeltes Material auch auf unter dem neuen Gesichtspunkte gestellte Fragen eine genügende Antwort gibt und der nicht den gleichen Weg ein zweites Mal machen muß, und das um so mehr, je beschwerlicher der Weg ist. Das aber ist bei der Glockenkunde besonders der Fall, was denn auch in dem Vorwort der zur Besprechung uns vorliegenden Schrift sehr richtig betont wird.

Trotz aller neuzeitlichen Errungenschaften der Technik ist so ein Auf- und Abstieg im Turmhaus zum Glockenstuhl noch recht oft fast unausführbar, für Aufnahmen zumal ist da oben nicht selten ein schlechter Platz. Immerhin will uns aber scheinen, als ob unter den Hilfsmitteln die Photographie noch zu wenig verwandt wurde, im Notfall unterstützt vom Blitzlicht. Denn sie gibt das Urbild wieder, ohne Rücksicht auf Geduld, Geschicklichkeit und das Zeichentalent des Glockenforschers und sonstige Zufälligkeiten. Es wäre sehr zu wünschen, daß jeder Geistliche sein Kircheninventar genau kennte und womöglich unter Vorlage graphischer Darstellung über seine Glocken Auskunft geben könnte. Hier wäre für die obersten Kirchenbehörden ein Feld, zu wirken und Sinn am Wirken zu verbreiten, selbstredend nur da, wo dies noch nicht geschehen ist. Ist aber einmal die Turmstube erklommen, so sollte eine feste Reihe von Punkten ins Auge gefaßt und aufgezeichnet werden, denn die Entscheidung dessen, was wichtig oder nicht wichtig ist, dem Einzelnen zu überlassen, ist oft nicht praktisch. Die Glockenstatistik als Vorarbeit einer zuverlässigen Glockenkunde hätte ein Verzeichnis sämtlicher Glocken zu bringen, auch der angeblich „uninteressanten". Diese Glockenkunde ist erst dann möglich, wenn wir einen Überblick über eine ziemlich lückenlose Reihe der ehernen Bestände in luftiger Höhe gewonnen haben. Dann bilden sich Altersklassen, Gießerfamilien u. a. m. ganz von selbst. Und ganz besonders müßte noch neben dem Auge für die plastische Form der Glocken auch das Ohr für den Klang der von ihnen entschwebenden Sagen geschärft werden, die in der Volkskunde eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Auch hier zunächst lieber zu viel als zu wenig. Ausscheiden ist besser denn kombinieren!

Nach allem dem Gesagten leuchtet ein, daß die „Beiträge zur Glockenkunde des Hessenlandes" tatsächlich Beiträge sind, ein Baustein und sogar nur ein zerbröckelter; Vollständigkeit haben nur die Mitteilungen über die Glocken des Kreises Fritzlar, von den Kreisen Melsungen und Fulda erscheinen die „bemerkenswerten" Glocken, von den übrigen nur die „interessanten". Ein sehr subjektiv zu fassender Begriff! Diese Beschränkung sowie die weitere

Beschränkung auf die Behandlung der kirchlichen Zwecken dienenden Glocken steht ja natürlich im Belieben des Bearbeiters, aber es wäre doch wünschenswert, daß die einmal unternommene Arbeit so angepackt würde, wie sie der Methode des Ganzen angepaßt diesem am meisten nützen kann.

Immerhin bringen die „Beiträge" beachtens- und dankenswerte Aufschlüsse über etwa 200 Glocken, melden, freilich ohne die Art der Anordnung des Stoffes innerhalb der Kreise erkennen zu lassen, von Alter, Ort, Gießern, Inschriften und Maßen; auf 30 beigegebenen Tafeln findet der Leser mit der Hand gezeichnete und vervielfältigte Abbildungen von Glocken nach Form, Durchmesser, Zeichen, Schriftbändern und -arten und Größenverhältnissen. Unseren an die moderne Illustrationstechnik gewöhnten und von ihren herrlichen Leistungen verwöhnten Augen kommen derartige Zeichnungen freilich etwas rückständig vor, doch werden wir uns bei den zum Teil unüberwindlichen Schwierigkeiten der Zugänge und den schlechten Beleuchtungsverhältnissen in Glockenstuben wohl bescheiden müssen.

Alles in allem genommen sind die Beiträge gewiß eine sehr erfreuliche Vervollständigung unserer Kenntnis von den kirchlichen Altertümern und der Volkskunde des ehemaligen Kurhessens. Mögen andere, vor allem auch eine Revision und Ergänzung der Schäfer'schen Glockenschau des Großherzogtums Hessen, nicht allzulange auf sich warten lassen.

Darmstadt. Bader.

Arthur Bonus, Isländerbuch I, Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten, 1. Teil. München. G. D. W. Callwey (Kunstwartverlag). 1907. XIV, 296 S. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Es ist gewiß ein lobenswertes Beginnen, die in ihrer Art einzig dastehende altisländische Sagaliteratur einem größeren Leserkreis in Proben bekannt zu machen; und ich glaube, daß das Publikum, das in Selma Lagerlöfs Gösta Berling eine Wiederbelebung des alten Sagastils nicht ungern aufgenommen hat, auch für diese Sammlung dankbar sein wird, zumal die Auswahl in diesem ersten Bändchen geschickt getroffen ist und durchweg Stücke geboten werden, welche inhaltlich fesseln und ein lebendiges Bild der Menschen und Verhältnisse geben, von denen sie uns berichten. Nicht ganz in demselben Maße befriedigt die Form. Zwar ist es dem Übersetzer geglückt, den „unpathetischen" Ton der Originale meist gut zu treffen und klar und verständig zu übertragen. Manche Ausdrücke aber wie er „zeltete eine Hütte" oder „das Schiff wurde geödet" sind doch zu gesucht, und wenn B. schreibt: „er baute in Halogaland" statt „er wohnte" (bjó) und „sie nährte ein Kind" statt „sie gebar (ól sveinbarn)", so frägt man sich, ob hier nur mangelndes deutsches Sprachgefühl oder auch mangelhafte Kenntnis des Altisländischen vorliegt. Hoffen wir, daß das zweite Bändchen solche Schönheitsfehler nicht mehr aufweist.

Gießen. Karl Helm.

Ernst Siecke, Drachenkämpfe. Untersuchungen zur indogermanischen Sagenkunde (= Mythologische Bibliothek, hrsg. von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung. I. Band, Heft 1). Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907. 123 S. 3 Mk.

Das erste Heft dieses neuen eigenartigen Unternehmens fordert von uns eine Stellungnahme zu den von seinem Verfasser vertretenen Prinzipien. Denn als eine Erörterung prinzipieller Natur ist S.'s Untersuchung zweifellos gedacht und eben deshalb an die Spitze der mythologischen Bibliothek gesetzt worden, wenn auch dieser Grund nirgends deutlich ausgesprochen ist und auch auf prinzipielle Streitfragen nur gelegentlich in einigen kritischen Bemerkungen und Anmerkungen direkt eingegangen wird. Dies geschieht gleich in Anm. 1 (S. 1) in der Form eines heftigen Angriffs. „Augenblicklich", sagt S., „machen sich . . . mit einer gewissen Aufdringlichkeit Behauptungen geltend, wie die, daß die Frage nach dem Ursprunge des Mythus eine veraltete und die ganze vergleichende Mythologie geradezu ein Unding sei; man spricht fast mitleidig von denen, die jetzt noch nach der eigentlichen Bedeutung der Mythen forschen, besonders lehnen manche mit einer gewissen Vornehmtuerei jeden Versuch einer physikalischen Mythendeutung ab." Ob in dem Ausdruck „Aufdringlichkeit" ein Vorwurf stecken soll, ist mir nicht ganz klar; i c h vermag mir unter Aufdringlichkeit in wissenschaftlicher Produktion nichts anderes vorzustellen als eine Hartnäckigkeit, die sich darin äußert, daß man das, was man selbst für richtig und wichtig hält, immer aufs neue wiederholt und immer wieder in den Vordergrund der Diskussion rückt. W e n n das ein Fehler wäre, so wäre der Verf. wohl zuletzt berechtigt, ihn bei anderen zu rügen, denn es gibt wenige, die sich dieses Fehlers in so hohem Maße schuldig bekennen müßten, wie S. selbst, der seit Jahren seinen Lesern die nämlichen Ideen immer wieder vorträgt. Ich sehe darin allerdings an sich nichts tadelnswertes, es ist vielmehr das gute Recht eines jeden, der überzeugen will; nur liegt die Gefahr nahe, daß diese Hartnäckigkeit im Verfechten einer Anschauung — wenn nicht immer neue Gesichtspunkte geltend gemacht und neue Beweismittel ins Feld geführt werden — auf die Dauer eintönig und langweilig wird.

Kommen wir nun aber zur Sache selbst, so werden wir uns doch etwas erstaunt fragen: „Ja, werden denn diese Behauptungen wirklich ganz in der allgemeinen Weise und ganz in der Form erhoben, wie es S. darstellt? Oder schießt er nicht vielmehr im Eifer weit über das Ziel hinaus?" Gewiß, daß d i e vergleichende Mythologie, wie sie Kuhn, Schwartz u. a. betrieben haben, jene vergleichende Mythologie, die sich das Ziel setzte, eine gemeinindogermanische Urreligion zu erschließen, Bankerott gemacht hat, das behaupten wir und sehr viele, wohl die meisten, die sich mit diesen Gegenständen je beschäftigt haben. Aber das lag nicht daran, daß sie versucht haben, die vergleichende Methode überhaupt in religionsgeschichtlichen Fragen anzuwenden, sondern daran, daß sie aus den Parallelen, welche sich ihnen durch die Vergleichung ergaben, vorschnelle und deshalb falsche Schlüsse zogen.

Wenn nun aber auch diese Mythologie allerdings definitiv aufgegeben werden muß, so wird damit doch nicht, wie S. meint, alle Mythenvergleichung seitens der Religionshistoriker zum alten Eisen geworfen, sondern nur ihr Mißbrauch beseitigt. Anerkannt wird aber bedingungslos, daß eine besonnene Vergleichung der Mythen und Kulte der verschiedensten Völker, eine Vergleichung, welche in den sich ergebenden Parallelen — so lange nicht durch zwingende Umstände ein d i r e k t e r Zusammenhang zwischen ihnen nahegelegt wird — nur analoge Erzeugnisse einer und derselben allgemein menschlichen Vorstellungs- oder Denkweise erblickt, für jeden Religionshistoriker reiche Früchte tragen wird.

Sie wird ihm nicht nur in vielen Fällen unzulänglicher Überlieferung das Verständnis des ihm nur unvollständig vorliegenden tatsächlichen Materials überhaupt erst erschließen, sondern ganz allgemein in ihm das Verständnis jeder einzelnen religionsgeschichtlichen Erscheinung und damit zugleich auch das Verständnis der großen religionsgeschichtlichen Entwicklungsgänge fördern und vertiefen.

Auch daß die Frage nach dem Ursprung des Mythus eine veraltete sei, wird nicht in der von S. aufgestellten Weise behauptet. Im Gegenteil wird kaum jemand leugnen, daß es für uns eine Sache von größter Wichtigkeit wäre, Ursprung und Bedeutung der Mythen zu kennen; und es ist nicht wahr, daß man fast mitleidig von jenen spricht, die jetzt noch nach der eigentlichen Bedeutung der Mythen forschen. Wo wir hinblicken, bemüht man sich ja auch heute, diese zu erkennen. Nur die Wege sind verschieden, auf denen man das Ziel zu erreichen sucht: physikalische, meteorologische, animistische Deutung, Ableitung vom Kultus u. a. wird versucht, und es geht nicht an, von vornherein einen dieser Erklärungsversuche als gänzlich unerlaubt zu betrachten. Es gibt eben verschiedene Arten von mythischen Gebilden, und entsprechend muß ihre Erklärung auf verschiedenem Wege versucht werden. Ohne Einseitigkeit in irgend einer Richtung geht es dabei natürlich nicht ab: es wird immer vorkommen, daß eine Erklärungsweise für ein mythisches Gebilde gewählt wird, für das sie nun einmal schlechterdings nicht paßt. Möglich, daß heute auch die Ableitung der Mythen aus dem Kultus vielleicht von manchem zu einseitig als die allein denkbare betrachtet wird; wenn aber andere heute diese Erklärungsweise wenigstens als die einzige praktisch üben, so ist das nicht etwa Folge einer Einseitigkeit, welche alle mythischen Gebilde gleich behandeln will, sondern nichts weiter als eine weise Beschränkung auf das Gebiet der Mythenforschung, auf dem unsere heutigen philologischen Mittel am ehesten einen Erfolg erhoffen lassen. Es handelt sich dabei durchaus um die Erklärung völlig ausgebauter Mythenkomplexe, mythischer Erzählungen. Daß im Gegensatz zu früheren verfehlten Versuchen, sie als Naturmythen zu deuten, bei diesen Komplexen — soweit wir es dabei nicht mit ganz jungen und sekundären Erzeugnissen spekulativen oder rein poetischen Charakters zu tun haben — die Zurückführung auf den Kultus, der einzig Erfolg versprechende Weg der Erklärung ist, dieser Überzeugung wird sich kaum jemand entziehen können, der einigermaßen die neueren religionsgeschichtlichen Arbeiten namentlich von klassischen Philologen und Semitisten [1]) verfolgt hat und eine Vorstellung von der leichten Veränderlichkeit und Anpassungsfähigkeit des Mythus und der strengen Stabilität des rituellen Brauches gewonnen hat. S. allerdings steht dem offenbar ganz ohne Verständnis gegenüber und macht auch aus seiner Verachtung dieser Richtung kein Geheimnis: Seite 1 sagt er zwar, er wolle nicht in den Fehler verfallen, irgend eine ehrliche Forschung für minderwertig zu erklären; dazu stimmt aber sehr wenig, wenn er S. 23 Anm. erklärt, die Annahme, daß „große weitverbreitete Mythengebilde aus dem Kultus oder Ritus oder aus Traum- und Seelenglauben entstanden sein“ sollten, sei eine „Modekrankheit, die bald wieder verschwinden“ werde.

---

[1]) Vgl. insbesondere W. Robertson Smith, Die Religion der Semiten (deutsch von Stübe), S. 13 f.

Ganz anders zu beurteilen als die genannten Mythenkomplexe sind selbstverständlich jene primitiven Elemente, die „mythischen Bilder“, welche in den großen mythischen Erzählungen (vielfach würde man diese besser „Sagen“ nennen) immer wieder und oft völlig umgewertet oder entwertet als Bausteine Verwendung finden. Diese primitiven mythischen Bilder sind ihrem Ursprung nach nichts weiter als der von uns jetzt als bildlich empfundene, ursprünglich aber durchaus unbildliche Ausdruck jener Vorstellungen, die der auf primitiveren Entwicklungsstufen des Denkens stehende Mensch kraft der belebenden und personifizierenden Apperzeption von der ihn umgebenden oder in ihm wirkenden Natur gewann. Zum großen Teil haben diese Bilder also einen physikalischen Hintergrund, und diesen in jedem einzelnen Fall zu kennen, wäre für uns außerordentlich wertvoll. Deshalb ist prinzipiell durchaus nichts dagegen einzuwenden, vielmehr ist es als sehr verdienstlich zu begrüßen, wenn irgend jemand der Erforschung dieser Fragen seine Arbeitskraft widmet. Selbst wenn diese Arbeit zunächst zu nichts weiterem führen sollte als zu Materialsammlungen, hat sie ihren Wert. Wer aber mehr leisten will und zu wirklicher Deutung des Materials weiter schreitet, der darf sein Auge nicht gegen die Schwierigkeiten verschließen, die diesen Deutungen im Wege stehen, und muß die Grenze sehen und respektieren, an der unsere Erkenntnis — vielleicht nur vorläufig, vielleicht für immer — Halt machen muß. Wer diese Grenze nicht erkennt, wird nur zu leicht Verfehltes leisten, so leider auch Siecke. Seine ausdauernde und unverdrossene Arbeit wird trotz seines reichen Wissens in ihren Erfolgen dadurch illusorisch gemacht, daß er keine klare, oder besser: nicht die geringste Vorstellung von den Schwierigkeiten hat, die es hier zu bewältigen gibt. Weil sein Auge geblendet ist von dem Lichte seines Mondgottes, scheint ihm alles verblüffend einfach. Und doch hätte ihn mehr als ein neueres Werk der religionsgeschichtlichen Literatur eines besseren belehren können. Ich will nur eines nennen: Sollte S. wirklich nie Useners Sintflutsagen und besonders das sechste Kapitel dieses Buches gelesen haben? Jedenfalls hat er das dort Gesagte nicht beherzigt. Das ganze Kapitel handelt gerade von den Eigenschaften der Mythen, welche ihre Deutung so sehr erschweren, und im Anfang seines zweiten Abschnittes finden wir auch eine klare Diagnose der Krankheit, an der S.'s Arbeit leidet. Nachdem U. in Abschnitt I von der Vielfältigkeit der mythischen Bilder gesprochen hat, fährt er hier fort: „Eine meist verkannte und oft verhängnisvolle Quelle von Irrtümern ist für die Mythendeutung die andere Eigenschaft des mythischen Bildes, die M e h r d e u t i g k e i t“. Für S. existiert diese Mehrdeutigkeit nicht: ihm ist jeder Drachenkampf ein Mondmythus, jedes vielgestaltige oder vielköpfige, vor allem aber jedes dreiköpfige und dreigestaltige Ungetüm ein Mondwesen, jeder am dritten oder vierten Tag geborene oder umgekommene und wiedergeborene, verschlungene und wiedererscheinende Gott oder Held ist der junge Mond, weil dieser erst am dritten Tag nach der Konjunktion wieder sichtbar wird, usw. Beweise werden nicht gegeben, wenigstens kann ich das, was S. 2ff. als Beweis vorgebracht wird, als solchen nicht anerkennen; es sind Sätze von rein axiomatischem Charakter, Dogmen: Solche kann man ablehnen oder g l a u b e n, niemals aber kann man auf ihnen ein wissenschaftliches Gebäude errichten.

Auf Einzelheiten noch ausführlich einzugehen, hat nach dem Gesagten wenig Zweck: Auf Grund der charakterisierten Anschauungen werden wieder

eine ganze Menge indischer, persischer und griechischer Ungeheuer, Götter und Helden zu Mondwesen verklärt: die Giganten, Kerberos, die Chimaira, Kronos, Zeus, Apollo, Athena, Odysseus, Hermes, Perseus, Kadmos u. s. f. in buntem Reigen; im Mittelpunkt der Abhandlung aber (S. 59 ff.) steht der Versuch, die sämtlichen Heraklessagen als Mondmythen zu erklären.

Nur anhangsweise kommt S. auch auf das Germanische zu sprechen. Hier wird, wie schon früher in den mythologischen Briefen, Thor und dann namentlich Siegfried als Mondgott erklärt. Natürlich, beide sind ja Drachenkämpfer! Letzterer ist allerdings in den uns vorliegenden Sagen nach S. meist umgewandelt zu einem Sonnengott, während Brynhild dann umgekehrt die Mondgöttin ist. Aber auch andere Gestalten der german. Mythologie und Sagenwelt muß S. natürlich zu Mondwesen machen: Skadi, die Alces, Nana, Freyja, Idun, Frau Holle, Otr, Fafnir, Regin u. a., Mondsymbole sind die Ringe Draupnir und Andwaranaut und Freyjas Halsschmuck Brisingamen.

Es gibt unter den germanischen Götter- und Heldengestalten noch einige, die S. nicht berücksichtigt hat, obwohl sie sich nach seiner Methode ebenfalls als Mondwesen erklären lassen. Ich werde mich aber sehr hüten, sie zu nennen, einerseits um nicht mitschuldig zu werden an S.'s Deutungen und andererseits um ihm die Entdeckerfreude nicht zu rauben. Finden wird er sie ja bei seiner Findigkeit auf diesem Gebiet gewiß noch, daran zu zweifeln wäre unrecht.

Auf die weiteren Hefte der mythologischen Bibliothek wird man gespannt sein dürfen. Ihre Brauchbarkeit aber wird davon abhängen, ob ihre Verfasser sich mehr, als es in diesem ersten Heft der Fall ist, der ungeheuren Schwierigkeiten bewußt werden, die einer wissenschaftlichen Deutung der mythischen Bilder noch immer im Wege stehen.

Gießen. Karl Helm.

Die **Stundenlieder** der Nachtwächter in der alten Deutschordensstadt Lauchheim. Hrsg. von A. Gerlach, Ellwangen, F. Bucher, 1907. 16 S.

Abdruck von 9 Liedern, für die Stunden von 9 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens und von 5 weiteren für die Mitternachtsstunde vor Weihnacht, Neujahr Ostern, Pfingsten und Peter und Paul. Gesungen wurden dieselben nach Angabe des Herausgebers in L. im Anfang des 19. Jh.s, aber sicher nicht mehr nach 1824. Sie machen nicht den Eindruck, als ob sie viel älter seien, wenn ihnen auch wohl ältere Typen zu Grunde liegen. Leider hat der Herausgeber es unterlassen, die von ihm vorgenommenen Ergänzungen, welche die schadhafte Überlieferung nötig machte, als solche zu kennzeichnen; sonst wäre eine genauere Altersbestimmung wohl eher möglich.

Gießen. Karl Helm.

Umfrage.

Das Schwirrholz ist ein flaches Stückchen Holz von länglichovaler oder auch rechteckiger Form, ganzrandig oder mit gekerbten Rändern, an dem einen Ende durchlocht und an einem Faden befestigt, mittelst dessen es im Kreis herumgeschwungen wird und so einen brummenden Ton hervorbringt. Der

Faden, ist öfters an einem Holzstiel befestigt, so daß das ganze wie eine Peitsche aussieht. Dieses in England unter dem Namen bull-roarer [1]) bekannte Instrument, das auch bei vielen Naturvölkern, und zwar oft bei religiösen Handlungen im Gebrauch ist, ist in Deutschland, meist als Spielzeug der Hütejungen, bisher nur für Westpreußen, Pommern, Rügen, Hannover und für den Schwarzwald bezeugt [2]). Als Namen finden sich außer Schwirrholz noch Schlägel (Schwarzwald), Brummer, Schwirre (Hameln). Ein anderes Spielzeug, der sog. Waldteufel, das man mit dem Schwirrholz zusammenstellt, hat wahrscheinlich doch anderen Ursprung und Bedeutung. Es ist anzunehmen, daß das Schwirrholz in Deutschland viel weiter verbreitet ist oder war als dies bis jetzt bekannt geworden ist. Für Nachrichten über sein Vorkommen und seine genauere Beschaffenheit, sowie über etwaige abergläubische Vorstellungen, die sich damit verbinden, wäre der Unterzeichnete sehr dankbar.

Groß-Karben. M. Frhr. v. Leonhardi.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 15. September 1907.)

Die mit * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben. Bücher, deren Besprechung schon in diesem Heft erscheint, sind in der Liste nicht mehr aufgezählt.

*Bonus, Arthur, Rätsel I. München, G. Callwey, 1907.

Breysig, Kurt, Die Völker ewiger Urzeit. I: Die Amerikaner des Nordens und des Nordwestens (= Geschichte der Menschheit, Band I). Berlin, G. Bondi, 1907. 7 Mk. (geb. 8.50).

*Bünker, J. R., Schwänke, Sagen und Märchen in Heanzischer Mundart. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1907.

Chudzinski, A., Tod und Totenkultus bei den alten Griechen. (Gymnasialbibliothek, Heft 44.) Gütersloh, Bertelsmann, 1907.

*Deubner, L., Cosmas und Damian. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 8 Mk.

*Dähnhardt, O., Natursagen, Band I. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 8 Mk.

*Erbe, A., Historische Städtebilder. Leipzig, B. G. Teubner, 1906.

*Fischer, Rosa, Oststeierisches Bauernleben, 2. Aufl. Graz, Leykam, 1906..

*Günter, H., Legendenstudien. Köln, Bachem, 1906. 3.60 Mk.

*Hamann, Herm., Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm (= Palaestra XLVII). Berlin, Mayer & Müller, 1906.

*Hanftmann, Hessische Holzbauten. Marburg, Elwert, 1907.

*Hangi, A., Die Moslims in Bosnien-Hercegowina. Übers. von H. Tausk. 4 Mk. (4 Kr. 80). Sarajevo, Daniel A. Kajon, 1907.

---

[1]) A. C. Haddon, Study of Man (1898); Mrs. Gomme, Traditional Games of England (1898).

[2]) Schmeltz, Das Schwirrholz, Verh. des Ver. f. naturw. Unterh. in Hamburg 1896 und Globus B. 70 (1896).

*Heil, B., Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter, 2. Aufl. Leipzig, B. G Teubner, 1906.

*Keller, A., Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg, Bielefeld, 1907.

Knortz, K., Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche. Leipzig, Teutonia, 1907.

*Kropatscheck, G., De amuletorum apud antiquis usu capita duo. Dissertation, Greifswald 1907.

*Pradel, Fritz, Griechische und süditalienische Gebete, Beschwörungen und Rezepte des Mittelalters (Rel.-Gesch. Versuche und Vorarbeiten III, 3). Gießen, A. Töpelmann, 1907.

*Ranck, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Leipzig, B. G. Teubner, 1906.

Riegler, R., Das Tier im Spiegel der Sprache (= Neusprachl. Abhandlungen XV—XVI). Dresden u. Leipzig 1907, C. A. Koch. 7.20 Mk.

*Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl. Bd. II, 1. 2. Jena 1906, 1907, H. Costenoble. 19 Mk.

*Usener, H., Vorträge und Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 5 Mk.

*Volksmund, Der, hrsg. v. F. S. Krauß. 1—11. Leipzig, Deutsche Verlags-Akt.-Ges.

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Unseren ersten Fragebogen beantworteten bisher: Oberlehrer Dr. Markert-Gießen (Kinderreime, gesammelt von Schülerinnen der Höheren Töchter-Schule). — Leopold Simon-Bisses (Kinderreime, Segen). — Lehrer Georg Decker-Lauterbach (Kinderreime und -spiele). — Pfarrer Ulrich-Messel (desgl.). — Gymnasiast W. Heurich-Büdingen (desgl.). — Lehrer A. Pfeifer-Mainz (Volksreime aus Gambach). — Frau B. Abt-Gießen (Kinderreime aus Mainz). — Albr. Schultheiß-Blofeld (Kinderreime). — Lehrer A. Boßler-Kleinlinden (Kinderreime und -spiele, Rätsel, Volksreime und volkstümliche Redensarten, Nachahmung von Tierstimmen u. a. aus Kleinlinden und Umgebung). — Pfarrer Hotz-Schlitz (Kinderreime). — Lehrer Neeb-Groß-Felda (desgl., Spottverse, Vierzeiler). — Schüler der Präparandenanstalt zu Wöllstein (Kinderreime und -spiele, eingesandt von dem Vorsteher der Anstalt, Herrn A. Müller). — Ihnen allen herzlichen Dank!



Der Bericht über die am 15. Juni 1907 zu Büdingen abgehaltene ordentliche Mitgliederversammlung folgt in Heft 3.

Hessische Blätter für Volkskunde
Band VI 1907 Heft 3

Pfälzer Frühlingsfeiern[1].

Von Dr. Albert Becker (Ludwigshafen a. Rh.).

Sehen wir heute frohbewegt allüberall im neugeeinten und gefestigten Deutschen Reich den Sinn für Heimat und Volkstum sich lebhaft regen und betätigen, so müssen wir wohl der trüben Zeit gedenken, da „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" sich aus banger Gegenwart zurück in die Vorzeit flüchtete, da die Deutschen den wahren Genius ihres Volkes sich erst wieder ins Gedächtnis rufen lassen mußten. Rund hundert Jahre sind es her, daß zu Heidelberg im Herzen der alten Kurpfalz L. Achim v. Arnim und Cl. Brentano in ihrem Wunderhorn des deutschen Volkslieds Wunderborn uns erschlossen haben. Und wiederum ist just ein halbes Jahrhundert vergangen, daß der Pfalz — und nicht nur der bayerischen — eine Gabe zuteil ward, die wir billig jener andern an die Seite stellen dürfen, ich meine Die Pfälzer von W. H. Riehl. Selbst in einer an Jubiläen allzu reichen Zeit können wir, denk' ich, nicht achtlos an dem Tage vorübergehen, der uns vor fünfzig Jahren ein vorbildliches Werk der Volkskunde geschenkt hat, ein Werk, das wie alle Schriften Riehls jener frische

[1]) Der Aufsatz ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den Verfasser bei der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (5. Abteilung) am 17. September 1907 zu Mannheim hielt. Für Mitteilung wertvollen Materials danke ich verbindlichst den Herrn Lehrer Th. Zink (Kaiserslautern), Gymnasiallehrer F. Beyschlag (Augsburg), Konrektor Dr. G. Heeger (Kaiserslautern), Bezirksoberlehrer K. Kleeberger (Ludwigshafen a. Rh.), Pfarrer E. Bilfinger (Meckenheim), Professor Dr. L. Sütterlin (Heidelberg), Professor Dr. O. Brenner (Würzburg), Lehrer O. Stang (Forst), Kunstmaler G. Ernst (Bad Dürkheim), Reallehrer M. Berger (Landau), Pfarrer E. Müller (Sausenheim), Pfarrer H. Bechtolsheimer (Mainz), P. Gelbert (Kaiserslautern), Lehrer K. Flor (Offenbach a. Q.), Klutentreter (Kaulbach), J. Freytag (Olsbrücken), Mayer (Mittelbrunn), Gymnasialprofessor H. Danschacher (Ludwigshafen a. Rh.) u. a.

Hauch unmittelbarer Berührung mit dem Volksleben durchzieht, das auf Pfälzer Boden „erwandert" uns so frisch und jugendkräftig anmutet, als sei es von gestern.

Riehl erwähnt einmal in seinen Pfälzern (S. 57) der Sage, nach der, ähnlich wie Kaiser Joseph II. im Algäu die wilden Männer gebannt haben soll[1]), alle pfälzischen Gespenster und Geister beim Nahen der französischen Revolutionsheere in den neunziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts für immer aus unserer Heimat abgezogen seien. Will so anscheinend der helle Pfälzer schon längst nichts mehr wissen von Geisterspuk und Gespensterglauben, er steht dennoch — und sei es unbewußt — gar mächtig unter dem Banne unsichtbarer Gewalten. Noch leben und weben die Geister der Andreasnacht, von St. Johannistag und von Walpurgis, noch schalten und walten wie immer die losen Geister von Deidesheim und Forst und Wachenheim, noch regt und betätigt sich wie vor Hunderten von Jahren der Geist lauteren Volkstums. Und ganz besonders, wenn die Spenderin alles Lebens, wenn Mutter Erde alljährlich in geheimnisvollem Ringen sich neu gebiert, wenn Frost und Frühling sich die Wage halten, vom „Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick": dann sehen wir an Brauch und Sitte, daß auch unsere aufgeklärten Landsleute sich noch nicht frei gemacht vom Dienst der Geister des Werdens und Vergehens.

Wenn man von Frühlingsfeiern in der Pfalz reden hört, so denkt wohl jeder zunächst an die wohlbekannten Lätarebräuche, an den Pfälzer Sommertag. Wohl steht er im Mittelpunkte unserer Frühlingsbräuche, doch ist er nicht der einzige. Ich habe mir daher zur Aufgabe gemacht von einigen anderen, weniger bekannten oder für die Pfalz noch nicht nachgewiesenen Frühlingsbräuchen zu berichten, von eigenartiger Verquickung volksmäßigen und christlichen Glaubens, vom Fastnachtsrad und Winterverbrennen, vom Sommertag und Stabaus, vom Maileben und Pfingstquack. Dabei mögen Rückblicke gelegentlich zeigen, was wir hatten und verloren.

I

Wenn ich der Chronologie folge, wie sie der Lauf des Kalenderjahres vorschreibt, so muß ich zunächst der Fastnachtsbräuche

[1]) A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande (München 1852) I 38.

erwähnen, die auch hier in der Pfalz den Reigen der Frühlingsbräuche eröffnen. Zahlreiche Frühlingslieder, die an Fastnacht gesungen werden, zeigen, daß der Pfälzer in der Alten Fastnacht (Sonntag Invocavit), die die Fastenzeit einleitet, den Beginn des Frühlings sieht. Nach jenem uralten, allen germanischen Stämmen eigenen Glauben, der die Sonne durch bildliche oder plastische Nachahmung in den Bannkreis seines Willens zog[1]), begrüßte und begrüßt die Jugend auch heute noch den erwachenden Lenz und seine sieghafte Sonne. Der Funken(sonn)tag, der neuerdings auf Anregung und unter Teilnahme volkskundlicher Vereine Badens im badischen Oberland wieder mehr gefeiert wird[2]), ist auch bei uns bis vor kurzem mit dem brennenden Fastnachtsrad begangen worden. Von Orten aus dem Lautertal im Nordwesten unserer Pfalz, Kaulbach, Kreimbach, Frankelbach (alle Kusel[3]), Olsbrücken (Kaiserslautern) wird uns berichtet, daß noch vor einigen Jahrzehnten der Bürger, der zuletzt Hochzeit hatte, ein Wagenrad stellen mußte; dies wurde mit Stroh umwickelt und brennend bergab gerollt. Wir hatten also hier in der Pfalz vor kurzem noch die gleiche Sitte, die an vielen Orten des südlichen Odenwalds[4]) und im Schwarzwald[5]) besteht und bestanden hat. Der Brauch, der natürlich nur in gebirgigen Gegenden heimisch werden kann, ist ferner für die Schweiz[6]) (Kanton Baselland, Luzerner Hinterland) nachgewiesen; wir wissen auch, daß er im Elsaß[7]) geübt ward und sich bis nach Trier[8]) an der Mosel

[1]) Vgl. E. Mogk, Mythologie in Pauls Grundriß III² 387 ff.

[2]) M. Bittrich, Der Funkensonntag im Schwarzwald (Frankfurter Zeitung 1906 Nr. 63 Abendblatt).

[3]) Die eingeklammerten Namen bezeichnen stets das Bezirksamt, zu dem der Ort gehört.

[4]) L. Sütterlin, Das Fastnachtsrad in Langental (Frankfurter Zeitung 1905 Nr. 69 Erstes Morgenblatt); A. S., Das brennende Fastnachtsrad, Hess. Bl. f. Volksk. IV (1905) 211 f.

[5]) F. Lamey, Fastnachtsbräuche aus Bernau in: Volkskunde im Breisgau (Freiburg i. B. 1906) 45 ff. E. H. Meyer, Badisches Volksleben 211 ff. L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I 205 f. K. A. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus (Kempten 1894) II, 92 ff. M. Förderreuther, Die Allgäuer Alpen (Kempten 1907) S. 250.

[6]) E. Hoffmann-Krayer, Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz (Schweiz. Arch. f. Volkskunde I [1897] 129, 181).

[7]) W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß 22, 24. [H. Pfannenschmid, Faßnachtsgebräuche in Elsaß-Lothringen (Colmar 1884), 13 ff.]

[8]) E. Hoffmann-Krayer, Das brennende Fastnachtsrad (Hess. Bl. f. Volksk. V [1906] 158). S. auch Wessely, Deutschlands Lehrjahre (Spe-

erstreckte. Daß die Pfalz in dieser Kette ein vermittelndes Glied war, geht neben den erwähnten Nachweisen aus älteren Polizeiverboten und Kirchenordnungen hervor. So schreibt die Kirchenordnung für die Leininger Lande vom Jahr 1566 (1623², 1722³)¹) in einem für uns ebenso interessanten wie für seine Zeit charakteristischen Verbot:

> Alle heydnische aberglaubische Gebräuche, Fasten-nacht-Spiele, Verkleidungen, Staubauß, Praten-heischen, Drey-Königs-Spiele und Umgänge, Johannes-Feuer machen und daruber springen, Rathscheiben und Lencher außruffen und dergleichen Dinge noch mehr, so nach Aberglauben schmecken, werden hiemit gäntzlich, verbotten bey 1 Thl. Straff.

Dieses volkskundlich recht lehrreiche Verbot, dem ich eine Reihe ähnlicher gleichzeitiger Verordnungen²) zur Seite stellen könnte, nennt zusammen mit dem „Rathscheiben" (= Radschieben) das „Lencher ausrufen", das eine nette Volksetymologie wohl in Anlehnung an unseren weiblichen Vornamen Lenchen (Deminutiv von [Magda]lene) aus Lehenausrufen gebildet hat. Diese heute an den 1. Mai oder die Kirchweih sich knüpfende Sitte ist besonders in Oberhessen³), im Rheinland und in Westfalen bekannt. Als Fastnachtsbrauch zusammen mit dem Radschieben finden wir sie unweit der Pfälzer Grenze, z. B. in Mettlach und Keuchingen an der Saar.

Sind wir mit dem Nachweis des brennenden Fastnachtsrades in der Pfalz auf die Vergangenheit angewiesen, so hat sich ein anderer auf Fastnacht geübter Frühlingsbrauch in der gebirgigen

---

mann) I 175. Vgl. auch H. Bragard, Le folklore de la Wallonie prussienne (Wallonia XII [1904] 66 ff.). [U. Jahn, die deutschen Opfergebräuche 85 ff. Fr. Vogt, Scheibentreiben und Frühlingsfeuer (Zeitschr. des Ver. f. Volksk. III 349 ff., IV 195 f.]

¹) Kirchen-Ordnung, Wie es mit der Christlichen Lehre .... in unsern Georg und Georg Hermann, Grafen zu Leiningen, ... Graffschaften gehalten werden soll (Grünstatt 1722) Abschnitt Kirchenzensur S. 10 f. S. auch L. Schandein in: Bavaria IV 2 S. 356. L. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz II 125.

²) Vgl. auch Diehl, Hess. Bl. f. Volksk. II 150.

³) W. Ch. Lange, Land und Leute auf der Schwalm in: Festschrift der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung zu Cassel gewidmet von der Residenzstadt Cassel (Cassel 1895) 71 ff.; vgl. auch meinen Aufsatz „Die Mädchenversteigerung in der Pfalz" in: Pfälzisches Museum XX (1903) 121 f. Mailehen in der Poesie: N. Hocker, Deutscher Volksglaube in Sang und Sage 214 f. Vgl. auch Schulte, Hess. Bl. f. Volksk. I 71 ff. A. S., Hess. Bl. f. Volksk. III (1904) 177. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 145, 161. C. Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde II 159. [C. Lynker, Deutsche Sagen u. Sitten in hess. Gauen ² 235.]

Hälfte der Pfalz, dem Westrich, bis heute lebenskräftig erhalten. Eben dort im Lautertal, wo früher das brennende Fastnachtsrad zur Begrüßung des Vorfrühlings bergab rollte, wird heute noch auf Invocavit der Winter verbrannt. Vorher geht die Schar der Konfirmanden, die als Träger der Sitte erscheinen, von Haus zu Haus und heischt von jedem Bauern ein Bund (Wickel) Stroh. Im Gemeindewald wird dann eine Fichte oder Lärche gefällt und um deren Stamm das Stroh mit biegsamen Buchenschößlingen (Witten) gebunden.

So wird der Mann hergestellt, der am Funkensonntag auf Bergeshöh verbrannt wird. In Kreimbach wird der brennende Mann — wohl in Erinnerung an das früher übliche rollende Rad — zu Tal geschleift. Wenn auch die Konfirmanden als die eigentlichen Veranstalter der Feier anzusehen sind, so nimmt doch die ganze Dorfjugend an dem Feste teil: jedes Kind ist mit einer Fackel, etwa einer Bohnenstange, ausgestattet, die am oberen Ende einen brennenden Strohwickel trägt. Soweit der Schein des Feuers geht, soweit, glaubte man, sei die Flur vor Gewitterschaden geschützt — eine interessante Erinnerung also an die Kraft des Notfeuers, von der wir auch sonst noch Spuren in der Pfalz nachweisen können[1]. Ist der Winter verbrannt, so gehen die Kinder wieder von Haus zu Haus, heischen unter Absingen von allerlei Liedern Geldgeschenke, die sie zur Anschaffung ihrer Konfirmandenkleidung verwenden. Ein verblaßter Rest dieser Vorfrühlingsfeier, die durch ihre christliche Zutat interessant ist, hat sich in dem bei Bad Dürkheim (Grethen und Hardenburg) auf Fastnacht abgebrannten Bergfeuer erhalten. Was jedoch im abgelegenen pfälzischen Bergland mit tieferem Sinn und Bedacht begangen wird, das ist hier, wo die Berge sich im Flachland verlieren, im Kampf ums Dasein dem Sommertag der vorderpfälzischen Ebene nahezu erlegen: schon das Liedchen, das die Jugend zu dem Dürkheimer Fastnachtsfeuer singt und mit dem sie die übliche Gabe des Fastnachtküchelchens heischt (Anhang I 2—6) beweist, wie der neuere Sinn des Freudenfeuers vollständig durchgedrungen ist. Sonst spielt das Feuer keine besondere Rolle im pfälzischen Volksbrauch mehr, wenn wir von

[1] L. Schandein, Volkssitte in: Bavaria IV 2 S. 356. Beim Sprung über das Johannisfeuer glaubte man, das Wachstum des Hanfes hänge von der Höhe des Sprunges ab (Südpfalz). Vgl. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde[2] 359, 427 ff. F. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche II 549 ff. Bavaria IV 2 S. 360. [U. Jahn a. a. O. 38.]

einigen Resten alten Glaubens im Judasverbrennen[1]) und den neubelebten Johannisfeuern[2]) absehen.

Wir finden also im Westricher Fastnachtsfeuer noch Reste jenes altgermanischen Glaubens, der aus der jüngst gefundenen

---

[1]) J. Grentz, Ensheim vor 60 Jahren (Forbach 1894) 19. F. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche II 533. Diese Zs. III (1904) 162 f. Das Judasverbrennen ist heute noch an einzelnen Orten der Pfalz [Oberlustadt, (Germersheim)] üblich.

[2]) Durch den Pfälzerwaldverein auf Anregung des Verfassers. In der Johannisnacht 1907 brannten auf etwa 20 Berggipfeln im Pfälzerwald Johannisfeuer. Die Pfälzische Presse schrieb darüber: „Kaiserslautern, 24. Juni 1907. Die Sonnwendfeier wurde, nachdem im vergangenen Jahre der Versuch günstige Aufnahme fand, von einer größeren Anzahl Ortsgruppen des Pfälzerwaldvereins durch Abbrennen von Höhenfeuern festlich begangen. Von dem Hochscheidt im Westrich, vom Eulenkopf, vom Stäffelsberg, von den sagenumwobenen Höhen der Haardt, dem Kalmit, vom Hexenstein und Galgenberg, vom großen Humberg und anderen sandten in der Johannisnacht die Bergfeuer ihre leuchtenden Grüße in die Ebenen, in die Dörfer und Städte unserer Pfalz, begrüßt von vielen Hunderten, die hinausschauten in die herrlich schöne Sommernacht, um sich des alten Volksbrauches, den ihre Altvordern so lange Zeit hindurch hoch gehalten, zu erfreuen. Erhöht wurde der Reiz der Johannisfeuer noch dadurch, daß verschiedene Ortsgruppen Höhenwanderungen unternahmen, um sich zu fröhlichem Tun in der Nähe der Höhenfeuer niederzulassen. Die hiesige Ortsgruppe mußte ihr Johannisfeuer in bescheidenen Grenzen halten, da seitens der Forstbehörde eine Feuersgefahr befürchtet wurde. Auch hier hatten sich viele Schaulustige in den Straßen und auf den Höhen, die einen Ausblick nach dem großen Humberg boten, eingefunden, um sich das Höhenfeuer anzusehen, ebenso waren viele zum großen Humberg gewandert." Im allgemeinen sind die Sonnwendfeuer in der Osterzeit (Osterfeuer) dem nördlichen Deutschland, die Feuer auf Johannistag (G'hannsfeuer) dem südlichen eigen; die Grenze zwischen den beiden Feuern liegt im Süden des Harzes. Vgl. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde [2] 336, 358. Daß indes auch in unserer Heimat das Osterfeuer bekannt gewesen sein mag, dürften Namen wie Osterberg bei Otterbach, Brandskopf bei Callbach, Feuerberg, Feuerplatz im Zusammenhang mit den Belegen für das Radschieben vielleicht vermuten lassen. Über diese Flurnamen s. F. Ohlenschlager, Die Flurnamen der Pfalz 30, 54, 61. Auch am Johannistag ist (war) jenes (Feuer)radschieben in Gegenden Deutschlands und Frankreichs üblich. R. Köhler, Kleinere Schriften III 603. Th. Wolff, Volksleben an der oberen Nahe (Zs. d. V. f. Volksk. XII [1902] 425.) Auch in der Ebene, so in Harthausen (Speyer) brannte man vor kurzem noch Johannisfeuer, sogar in den Städten bestand die Sitte, in Speyer bis 1728, in Mannheim bis 1787 (Mannheimer Geschichtsblätter V [1904] 165). Wegen Feuersgefahr wurde sie in Speyer 1727 untersagt und das Verbot „unter Trompeten- und Paukenschall" verlesen.

Sonnenscheibe von Trundholm[1]) auf Seeland spricht, daneben Spuren eines weitverbreiteten Fruchtbarkeitszaubers. In eben diesen Brauch, der die wiederkehrende Sonne zu neuem Segen zwingen soll, haben sich Vorstellungen gemengt, die an den Kult der Mutter Erde erinnern, jenen Kult, der in den vorderpfälzischen Lätarebräuchen eine schöne Blüte getrieben hat. Freut man sich im Westrich (Westpfalz) des Winterendes auf Fastnacht, so begeht man in der Vorderpfalz auf Lätare den Sommerbeginn. Grenzgebiete neigen in ihren Bräuchen nach beiden Seiten.

Dort, wo die Hügel der oberen Haardt sich mit der Ebene berühren, z. B. in Maikammer (Landau), singt die Jugend, wenn sie auf Fastnacht ihre Gaben heischt:

Ri ra ro!
De Fassnachtsnarr is do!

Mit der gleichen Lautreihe Ri ra ro wird aber auch der Sommer angesungen:

Ri ra ro!
De Summerdag is do!

Wir sehen also, wie eng Fastnacht und Frühlingsfeier auch hier in der Vorderpfalz zusammenhängen. Wie anderwärts ist auch bei uns Fastnacht nichts anderes als eine ausgelassene Frühlingsvorfeier, wenn auch von Fruchtbarkeitszauber, wie er sonst im Schlag mit der Lebensrute, im Pflugumziehen u. a.[2]) sich äußert, nichts mehr oder nur eine verblaßte Spur zu finden ist.

II

Der eigentliche Frühlingsbeginn ist nach vorderpfälzischem Volksbrauch der Sonntag Lätare, der Sommertag. Über unseren Sommertag ist eine ziemlich reichhaltige Literatur vorhanden, so daß ich es für überflüssig halte, Bekanntes zu wieder-

---

[1]) A. Olrik, Der Sonnenwagen von Trundholm (Zs. d. V. f. Volksk. XIV [1904] 210 ff.) [Dazu Fr. Kauffmann, Arch. f. Rel.-Wiss. VIII 120 ff.]

[2]) Vgl. A. Dieterich, Mutter Erde 97 ff.; W. Mannhardt, Baumkultus der Germanen (1875) 251 ff.; ders., Mythologische Forschungen 111 ff. Vgl. auch J. Beyhl, Die Sitte des Frischgrünschlagens (Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde I [1895] Nr. 4). E. H. Meyer, D. V. 255; H. Haupt, Die Sitte des Kümmelklappens und Pfefferreibens zu Roßdorf bei Darmstadt (Hess. Bl. f. Volkskunde II 99 ff.); E. Hoffmann-Krayer, Fruchtbarkeitsriten im schweizerischen Volksbrauch (Schweiz. Arch. f. Volksk. XI 238 ff.).

holen[1]). Ich beschränke mich vielmehr darauf von einigen wenig

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie II⁴ 629 ff., III⁴ 227 ff.; s. auch J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch X 1560; Uhlands Abhandlungen über die deutschen Volkslieder, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage III 17 ff.; W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I 251 ff. u. ö.; A. Dieterich, Sommertag (Arch. f. Religionswissenschaft VIII [1905], Beiheft). Außer der in den genannten Werken angeführten Literatur ist noch zu erwähnen L. Schandein, Bavaria IV 2 S. 357 ff.; L. Grünenwald, Reste alten Glaubens, alter Sitten und Sagen in der Pfalz (Pfälzisches Museum VI [1889] 51 ff.); O. Stang, Aus dem pfälzischen Volksleben (Das Bayerland VIII [1897] 69 ff.); J. Beyhl, Wie das Volk den Frühling begrüßt (Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde III [1897] 1 ff.); K. Hartmann, Sommertag in der Pfalz (Das Bayerland X [1899] 81 ff.); M. Huffschmid, Nachträge zum „Sommertag in der Pfalz" (Mannheimer Geschichtsblätter I [1900] 121 ff.); J. Walter, Neuer Beitrag zur pfälzischen Volkskunde (Das Bayerland XVI [1905] 430 f.); E. Kleeberger, Der Sommertag in der Pfalz (Das Bayerland XVII [1906] 354 ff., 363 ff.), mit manchen Literaturnachweisen und einigen Illustrationen; E. Müller, Sommertag (Leininger Geschichtsblätter V [1906] Nr. 3). Abgebildet ist der Sommertagszug sonst in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1865, 25. März, und auf einer Reihe von Ansichtskarten aus Heidelberg (Verlag E. v. König); auf eine andere Abbildung weist K. Christ hin (Mannheimer Geschichtsblätter I [1900] 65). Auch A. Dieterichs Sommertag ist mit einer hübschen Zeichnung (von Marie Dieterich) geschmückt. Von älterer noch wenig benützter Sommertagsliteratur nenne ich: Chr. M. Schmidbauer,] Historische Erläuterung der alten Gewohnheit am Sonntag Lätare tode Bilder unter Anstimmung besondrer Gesänge herumzutragen (Toden-Sonntag), Frankfurt und Leipzig 1773; Das Staubaus, eine jugendliche Frühlingsfeier (Vaterländisches Taschenbuch für Freunde des Guten und Schönen (Frankfurt 1805) 85 ff; s. auch Morgenblatt 1819 Nr. 171 (Juli) (Anh. II 32). Andere Nachweise auch bei K. Pfaff, Heidelberg und Umgebung² 404. In Speyer wurde 1775 auf Sonntag Okuli der Winter ausgetrieben (Deutsches Museum [Leipzig] 1778 II 362, Lied: Tra ri ro, de Sommer, der is do!). Über das Spiel in Oppenheim s. Journal von und für Deutschland 1784 S. 282. F. Falk, Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter S.-A. 15. Den Mannheimer Geschichtsblätter I (1900) 122 erwähnten Brief J. J. von Rusdorfs (1589–1640) habe ich im Original (Landesbibliothek Kassel) eingesehen; er enthält jedoch nur eine in klassischem Latein abgefaßte Schilderung des Frühlings, erwähnt aber nicht den Sommertag. Wiederholt erwähnt ist der Sommertag in Rechnungsbüchern, so der Gemeinde Arzheim (Landau) 1689—1728 (J. Weber im Pfälzischen Museum XXII [1905] 190), Weingarten (Germersheim) 1784 (denen Kindern auf laetare zahlt lt Schein 1 fl. 1786: 1 fl. 20 kr.); des Kurfürsten Karl Ludwig 1669 (M. Huffschmid a. a. O. 123). S. auch Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde II (1896) Nr. 2. Auf Gemeindekosten wird die Sommertagsjugend heute noch in Horchheim bei Worms beschenkt. S. K. J. Brilmayer, Rheinhessen 227 f. Vgl. auch A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter 227 f.

oder gar nicht bekannten Formen der Sommertagsfeier zu berichten, die wieder durch die enge Vermischung von Heidnischem und Christlichem besonderes Interesse beanspruchen; dazu möge einiges über Geschichte und Verbreitung der Sommertagsfeier und die Bedeutung ihres Namens gesagt werden. Bekannt ist aus Des Knaben Wunderhorn (Anhang II 31), aus der Schilderung J. Grimms und L. Uhlands, W. Mannhardts und in jüngster Zeit A. Dieterichs, wie man am Rhein, vor allem in der badischen und bayerischen Pfalz, auf Sonntag Laetare im Scheinkampf mit dem Sommer den Winter unterliegen läßt, um sich dann des „gewonnenen" Frühlings, des Sommergewinns, im Umgang oder Festzug zu freuen. Diese alte Sitte, die alle Franken von der Rheinpfalz bis nach Schlesien[1]) feiern oder gefeiert haben, von der uns zuerst bestimmt Sebastian Francks Weltbuch 1534[2]) erzählt, deren dann unsere Liselotte wiederholt in ihren Briefen aus Frankreich so gut pfälzisch als einer „schönnen sach" gedenkt (Anhang II 19), der man weder durch alte Kirchenordnungen noch durch neue und neueste Polizeiverbote[3]) den Todesstoß versetzen konnte, diese uralte Sitte blühte und blüht kräftig aufs neu, seitdem das Interesse von Heidelberger, Mannheimer und Ludwigshafener Vereinen sie gleichsam organisiert und in ein System gebracht hat. Während vordem die Sommertagsbuben und -mädchen einzeln oder in kleineren Trupps ihr Sprüchlein singend von Tür zu Tür zogen, bewegt sich heute in Heidelberg (seit 1893) ein stattlicher Zug von 2—3000 Kindern vom Karlsplatz durch die Hauptstraße und Anlage (Anhang II 33) oder durch die Straßen Mannheims und Ludwigshafens (Anhang II 34), ja Ludwigshafen hat sogar zwei Sommertagszüge. Wenn es eines Beweises bedürfte, wie eng Fastnacht und Frühlingsfeier zusammenhängen, so könnte ihn der Umstand bieten, daß in Mann-

[1]) P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 73.

[2]) Vergl. Fr. Vogt, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. III 356.

[3]) Ortspolizeibeschluß der Stadt (Bad) Dürkheim (Dürkheim, J. Rheinberger, 1864) S. 5f. Art. 13: „Die seither üblichen Umzüge an Neujahr und am Sommertag zum Zwecke der Einsammlung von Geschenken sind unbedingt verboten." Erneuert 1893 S. 10. Dasselbe Verbot im Ortspolizeibeschluß Neustadt a. H. 1891, Weisenheim a. B. (Bad Dürkheim) 1905, Freinsheim (Bad Dürkheim) 1897, Bobenheim a. B. (Bad Dürkheim) 1901, Erpolzheim (Bad Dürkheim), Wachenheim (Bad Dürkheim), Kirchheim a. Eck (Frankenthal), Herxheim a. B. (Bad Dürkheim) u. a. Das Verbot stützt sich auf Art. 51 des Polizeistrafgesetzbuches für das Königreich Bayern.

heim und in Ludwigshafen — Karnevalsgesellschaften (Feuerio und Rheinschanze) den Sommertagszug arrangiert und nicht nur das vulgus in populo dafür gewonnen haben; am Sommertag des Jahres 1903 nahmen in Mannheim über 1000 Kinder am Sommertagszuge teil. Mag sein, daß das uralte sinnige Frühlingsspiel an Solidität, ich möchte sagen, Manierlichkeit in den Augen der Polizeiorgane gewonnen hat: an originellem Reiz hat es meinem Empfinden nach ganz gewiß verloren, und wer weiß, wie lange es noch dauert, bis es zum spekulativen Geschäftsunternehmen wird, so etwa wie die Dinkelsbühler Kinderzeche, das Kaufbeurer Denzel- oder das Nördlinger Stabenfest[1]), für die man wie für viele andere „volkstümliche" Feste alljährlich marktschreierische Reklame macht.

Dagegen blüht unser Lätarefest noch unverfälscht draußen in der ländlichen Flur, wo der althergebrachten Form christliches Gewand manchen neuen Reiz verleiht. Der ganze Ring des deutschen Festjahres stellt ja ein wundersames Gemisch altgermanisch-heidnischer und christlicher Elemente dar. Und wie der altgermanische Zusatz dem christlichen Festtag eine gewisse freudige Naturfrische gibt, wie die Natur sich an vielen christlichen Festtagen gleichsam in die Kirche hineindrängt, so sehen wir anderseits auch unsere Frühlingsfeier, die der Kirche fremd ist, von unserem Landvolk instinktiv und gewohnheitsmäßig mit christlichen Formen umkleidet.

So erkläre ich mir's, wenn z. B. in Meckenheim (Neustadt a. H.) ein Lied des alten kurpfälzischen Gesangbuches[2]), bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, heute auf Lätare gesungen wird (Anhang II 26), wenn mitten hinein in das Ri ra ro ein geistliches Volkslied (II 28) klingt, wie das von L. Jörgens „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" oder Höltys „Üb' immer Treu' und Redlichkeit!" Ähnliches berichtet man aus dem Tal der Queich (Anhang II 27), der Umgegend von Landau (Offenbach a. Q.). Da singt man (vgl. Anhang II 23):

---

[1]) Mehr hierüber bei H. Krallinger, Über Frühlings-, Gregorius- und Rutenfeste (Das Bayerland I [1890] 31 ff., 41 ff.).

[2]) Das Original des Liedes als „Winter-Lied" im „Chur-Pfältzisch-Allgemeinen Reformierten Gesang-Buch (Frankfurt am Mayn 1769) Nr. 674. Strophe 3 heißt es: Sehet, welch ein starker Herr, Sommer, Winter machet er. Wenn in Meckenheim der Darsteller des Sommers und Winters (in einer Person) „Sommerwinter" genannt wird, so geht diese Bezeichnung wohl auf jene Strophe zurück (Anhang II 26).

Am Karfreitag, liebe Leute,
Ging das große Schiff zu Grund,
Kamen alle, Todesbeute,
In den tiefen Meeresgrund,
Hinab, hinab ins tiefe Grab.
Freut euch, ihr Christen,
Der Frühling ist kommen
Und hat von uns den Winter genommen!
Er will uns auch geben eine fruchtbare Zeit,
Daß Wild und Wald den Himmel begleit'! (?)
Engel, Menschen, Lob und Preis,
Die Christen sind im Paradeis!
Wie lachen die Himmel,
Wie lachen die Erden,
Wie freut sich alles,
Wenn's Frühling will werden[1])!

Wie bei jedem Volkslied — und dazu sind auch diese Reste ursprünglicher Kirchenlieder geworden — ist eben die Weise alles, der Text so wenig wie der Schöpfer des Liedes. Wir werden diese Tatsache noch mehrfach feststellen können, wenn wir der Verbreitung der Stabausverse nachgehen oder die im Anhang mitgeteilten oft unsinnigen Texte betrachten.

Zieht man eine Linie etwa von Mannheim nach Bad Dürkheim, so erscheinen ziemlich die gleichen Lätarebräuche südlich von dieser Linie unter dem Namen Sommertag, nördlich als Stabaus oder Staubaus. Natürlich kann diese Linie keine Grenzscheide bilden, und wir finden den Anruf Stabaus, der dem Feste nördlich jener Grenze den Namen gibt, ebensowohl (vereinzelt) südlich wie das Riraro (Striftraftro, Tritratro) nördlich. Ich vermute, das Riraro und das Stabaus haben zwei ursprünglich verschiedene und verschiedenen Gebieten angehörige Lätareliedchen eingeleitet, die denn auch verschmolzen erscheinen, immerhin aber häufiger nördlich als südlich von jener Grenze. Wenn etwa das Gebiet des alten Speyer- und Kreichgaus[2]) die Heimat des

---

[1]) Über ähnliche Erscheinungen s. R. Andree, Braunschweiger Volkskunde² 346.

[2]) Sommertag in Rappenau bei Wimpfen (O. Meisinger, Volkskunde von Rappenau [Dortmund 1906] S. 57), heute nicht mehr üblich; gegen Norden (Stabaus) etwa bis Nierstein bekannt (W. Hoffmann in dies. Zs. IV [1905] 6); gegen Westen (Sommertag) Grenze Frankenstein (Kaiserslautern), wenn auch Reste der Sitte namentlich in Tälern (Queich, Glan, Nahe) versprengt erscheinen. Im Süden (Sommertag) etwa Grenze die politische Grenze der Pfalz.

Sommertags ist, so scheint mir der Wormsgau mehr das Gebiet des Stabaus zu sein. Jedenfalls deckt sich das Verbreitungsgebiet des Lätarebrauchs in seiner verschiedenen Form so ziemlich mit den alten Grenzen dieser drei Gaue[1]). Ich will mich auf die lokal so mannigfach variierten Sommertagsverse nicht näher einlassen (Anhang II); nur auf den Namen Stabaus möchte ich kurz hinweisen. Daß Stabaus oder Staubaus mit dem Stab zusammenhänge, mit dem man Besiegte und Gefangene entließ, oder gar mit dem Märzenstaub, das konnte doch nur vermuten, wer den Pfälzer Dialekt nicht kennt. Hier aber heißt das hochdeutsche aus-
b. w
stäupen (= mit Ruten peitschen) im Dialekt stawe oder stäbe; stab aus ist also die Aufforderung zum Angriff auf den Winter, der vom Sommer aus dem Land gestäupt, pfälzisch gestabt oder auch gestäbt werden soll. Der Kampfruf, den man an den Repräsentanten des Sommers richtete, wird zum Namen (vielleicht gar Familiennamen?)[2]) dieses Repräsentanten, in dem der primitive Glauben ja den Sommer selbst sieht. Dieser Stabaus sticht dem Winter die Augen aus oder pfälzisch stecht 'm Winder d' Aage aus, wie es im Stabausliedchen (II 13) heißt (Varianten Anhang II 14—18). Es ist noch nicht beachtet worden, daß wir im Stabaus einen imperativischen Namen vor uns haben, eine Bildung, deren volle Bedeutung sofort aus Analogien ersichtlich wird. Da finden wir in der Liste imperativischer Familiennamen[3]) einen Fahraus, Fliegaus, Fleuchaus, Obenaus, Drischaus, Trinkaus (Burgalben in der Pfalz und in Gießen) und Saufaus, Holaus (Hornbach) und Haltaus; vielleicht gibt es gar den Namen Stabaus auch als Familiennamen. Ich erinnere weiter an die Bildung Kehraus, Reißaus und, um zum Volksbrauch zurückzukehren, an das Klopfan, die durch H. Folz und Rosenplüt bekannt gewordene Neujahrsbegrüßung. Wie hier wird auch bei unserem Stabaus das erste Wort des die Sitte begleitenden Liedes zum Namen für diese Handlung selbst, für das ganze Fest, für den Träger der Handlung.

---

[1]) Über die Grenze vgl. H. Schreibmüller, Die Landvogtei im Speiergau (Kaiserslauterer Gymnasialprogramm 1905) 19 ff., wo weitere Literatur verzeichnet ist.

[2]) Vgl. über solche Namengebung A. Dieterich, Sommertag S.-A. 5.

[3]) Ph. Keiper, Imperativische Namen: O. Lyons Zs. f. d. deutschen Unterricht XVI (1902) 157, 297.

Eigentlich sollte man im Sommer oder seinem in Efeu gehüllten Repräsentanten den Stabaus erblicken, der den Winter aus dem Lande stäupt, genau so wie nach fränkisch-mittelalterlichem Recht der zur Landesverweisung verurteilte Verbrecher vom Henker mit dem Staupbesen aus Stadt und Land hinausgepeitscht wurde (S. unten S. 161 Forster Kampfgespräch). Vielleicht haben wir es gar beim Stäupaus, wie man unseren Stabaus richtig hieße, mit der Nachahmung dieser Rechtssitte zu tun, die heute nach mannigfacher Wandlung zum Kinderspiel verblaßt fortlebt. Das Wort mag ursprünglich leichter zu verstehen gewesen sein, als das Motiv des Angriffs, des Kampfes noch deutlich zu erkennen war. Wo man heute auf Lätare nur den Winter verbrennt (s. S. 158), war früher ein Kampf mit dem Sommer vorausgegangen, der hier wie anderwärts vielfach weggefallen ist. Im 18. Jahrhundert kannte man vermutlich noch in Sausenheim (Frankenthal) diesen Kampf, damals als Pfarrer Joh. Math. Heuser (1703—1735) zur großen Erbitterung seiner Gemeinde „den heidnischen Greuel des sogenannten Staubaußes, den Winter in einen Strohmann, den Sommer in Eppichgrün verkleidet und am Sonntag (wohl Laetare) verbrannt" nicht mehr leiden wollte. Der Herr Pfarrer hinterließ darum auch ein schmerzliches Klagelied, dessen Quintessenz der Seufzer ist:

O rustica gens, optima flens, pessima ridens![1])

Er würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß in einer seiner Nachbargemeinden sich gar ein Stabausverein gründete, um den heidnischen Greuel zu pflegen. Noch heute heißt es darum in Orten der nördlichen Pfalz, östlich, nordöstlich, sowie südlich vom Donnersberg: Der Stabaus wird verbrannt!

E. Müller gibt von dem Stabausverbrennen in jener Gegend (Neuleiningen) folgende anschauliche Schilderung (Leininger Geschichtsblätter V [1906] 19 f.):

„Was (beim Sammeln) an Holz und Stroh zusammengekommen war, wurde auf große Stangen gebunden und so ein etwa 7—8 Meter langes dickleibiges Bund hergestellt; das war der Stabaus, der auf der Nordostseite des Dorfes an einer Sandgrube verbrannt werden sollte.

Ich ließ mir über den Brauch folgendes erzählen:

‚Der Sommertag war früher etwas vernachlässigt worden, steht aber jetzt wieder auf der Höhe. Nur beteiligten sich früher auch ältere Leute. Es wurde schon der Versuch gemacht die ländliche Feier abzustellen, doch

[1]) (E. Müller), Alte Dorfbräuche: Leininger Geschichtsblätter VI (1907) 12 f.

vergebens. Keine Witterung schreckt die reifere Jugend von ihrem Werk ab. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich, wer sich zur Stiftung eines Trunkes herbeiläßt. In manchen Jahren finden sich viele Fremde zu dem merkwürdigen Schauspiel ein. Die ortsübliche Bezeichnung ist: Der Stabaus wird verbrannt. Während der Verbrennung singt man Die Wacht am Rhein, Heil dir im Siegerkranz!, Jetzt fängt das schöne Frühjahr an und andere Lieder.'

Während ich mir noch erzählen ließ, drang ein Rauschen und Brausen durchs Fenster, dann erscholl lautes Stimmengewirr: der Stabaus kam, zuerst der für die Kinder, dann ein mächtiges Stroh- und Holzbund auf einem Wagen. Voran jauchzte die Jugend, Strohbündel schwingend, Stabaus! und zwei Musikanten, vor dem großen Stabaus marschierend, bliesen zum Feste. Den Schluß bildete ein stattliches Gefolge von jung und alt, die einen eine heitere, die andern auch eine ernste Stimmung zur Schau tragend.

Nach kurzer Rast am letzten Dorfwirtshaus ging es weiter zur Verbrennungsstätte des Winters, einer Sandgrube beim Friedhofe. Unterwegs erklang ein Lied und weitere Gesänge hörte ich aus der Ferne zu mir dringen, als der rasch aufflammende Strohmann in sich zusammengesunken war."

Im Gegensatz zu dem oben S. 149 erwähnten Winterverbrennen des Westrichs erfolgt also das Stabausverbrennen auf Lätare, und das dort vermißte Kampfmotiv klingt hier lebhafter durch. Auch das Stabausverbrennen haftet am gebirgigen Teil der nordöstlichen Pfalz, während die feuerlose Sitte des Stabaus (= Sommertag) in der Ebene um Worms—Frankenthal heimisch ist.

Dort im hügeligen Norden der Pfalz ist anscheinend der Stabaus zu Hause. Je weiter wir uns von dieser seiner eigentlichen Heimat entfernen, um so weniger wird — bei dem vielfachen Wechsel des Pfälzer Dialektes — das Wort mehr verstanden. So kommt es, daß der Stabaus zu Raach raus (Anhang II 8), Stäbaus, Stänmaus oder gar einer hochdeutschen Steinmaus[1]) wird, die Age werden zu Äge, und wenn das ganze Sprüchlein dann wieder ins Hochdeutsche übersetzt wird, so kommt dabei zu Tage der blühende Unsinn:

Steinmaus, Steinmaus,
Im Winter gehn die Jäger aus!

So singen die Burschen der Bliesgegend und in Mittelbrunn (Homburg) beim Quackreiten auf Pfingsten (vgl. auch Anh. II 17).

Ich will mich hier nicht auf die Frage nach der Bedeutung der Stabaus- oder Sommertagsstecken, der Sommer-

[1]) Vgl. auch O. Brenner in: Mitteilungen und Umfragen zur bayrischen Volkskunde 1907 N. F. Nr. 10 S. 75.

tagsgabel mit ihrem Bretzelschmuck näher einlassen. So tief eindringende Deutungen man schon gegeben[1]), mir erscheint die Stange als nichts anderes denn ein Rest alten Baumkultes[2]), eine Stange in noch winterlicher Jahreszeit als Ersatz für den Baum (Maibaum) im sommerlichen Festjubel; die Bretzel, das klösterliche Fastengebäck, verrät den Einfluß der mittelalterlichen Kirche[3]).

Ich muß weitereilen, wenn ich noch von einer interessanten, wohl der interessantesten Pfälzer Lätaresitte erzählen will, die sich in dem bekannten Weinorte Forst (Bad Dürkheim)[4]), in Resten auch in Eußerthal (Bergzabern) und Essingen (Landau) erhalten hat. Es ist eine dramatische Aufführung auf offener Straße. Darsteller sind sieben Burschen im Alter von 14—19 Jahren, ihren Rollen nach Sommer und Winter, Hennrich Fähnrich, der Hansl Fingerhut, der Scherer und sein Gehilfe, auch Stühlchenträger genannt, dazu eine weibliche Rolle, die Nudelgret, und einige andere nicht hervortretende Gestalten. Über den Vorbereitungen zur Aufführung ruht der Schleier des Intimen, auch verbietet eine Art Zunftgeheimnis die Vervielfältigung der Verse durch Druck und duldet nur mündliche Überlieferung. Die Darstellung gliedert sich in vier Auftritte. Den ersten bildet ein Kampfgespräch des Winters und des Sommers. Die beiden Gegner stecken in einem kegelförmigen Gehäuse (Häusl), das aus Latten und Stangen gefertigt ist. In Kopfhöhe ist eine viereckige Sprechöffnung angebracht. Das Gehäuse des Winters ist mit Stroh bekleidet und einem Strohkranz gekrönt, das des Sommers mit Efeu und einem Fähnlein in den bayerischen Landesfarben. Die Duellanten sind mit hölzernen Säbeln ausgerüstet.

---

[1]) Vgl. A. Dieterich a. a. O. 13 f.

[2]) So auch F. Beyschlag, Die Bedeutung der Pongauer Prangerstangen (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905 Nr. 245).

[3]) Vgl. jetzt M. Höfler, Bretzelgebäck, Archiv für Anthropologie Bd. 31, N. F. 3 (1905), S. 94 ff.; M. Heyne, Das deutsche Nahrungswesen 277. Für die Erklärung des Sommertagssteckens kommt auch die zweifellose Verwandtschaft mit dem Palmpaasch in Betracht, den die Kinder in einem großen Teil der Niederlande an Palmsonntag bei ihren Umzügen tragen. Es ist dies ein Stab, der mit Zweigen, oft auch mit bunten Fähnchen, mit Bretzeln und anderen Gebildgebäcken geschmückt ist, unter diesen ist das wichtigste, das nie fehlt, ein gebackener Vogel. Vgl. darüber C. C. van de Graft, Driemaandelijksche Bladen VII 3 ff. (Eine größere Publikation über denselben Gegenstand ist von Graft zu erwarten.)

[4]) Vgl. für die nachfolgende Schilderung O. Stang a. a. O.

Der Sommer beginnt in einer an das **Kranzsingen** erinnernden Weise:

Ich tret herein also frisch,
Grüß' Herrn und Damen hinterm Tisch.
Grüß' ich ein' oder den andern nicht,
Bin ich der rechte Sommer nicht.
Hallera mein, der Sommer ist fein![1])

Der Winter entgegnet in gleicher Weise:

Ich tret' herein also stolz,
Komm' aus einem wilden Holz.
Komm' aus dem Meer geschwind,
Bring' da mit einen kalten Wind.
Hallera mein, der Winter ist fein!

In einem nun anschließenden Dialog voll derber pfälzischer Natürlichkeit, mancherlei Unverständlichem und ohne allen metrischen Zwang preisen Sommer und Winter ihre Gaben und ringen um den Vorzug:

Sommer: Ach, Winter, du bist ein arger List (Wicht),
Du machst den alten Weibern die Milch hinterm Ofen so frisch.
Winter: Ach, Sommer, du bist ein arger Bauer,
Du machst den alten Weibern die Milch hinterm Ofen sauer.
Sommer: Rechen und Gabel muß man haben,
Wenn man will das Heu aufladen.
Winter: Holz und Feuer muß man haben,
Wenn man will die Stub' warm haben.
Sommer: Geht ein guter Sommer ein,
So fahr ich Gras und Futter ein.
Winter: Was du zur Sommerzeit wirst heimführen,
Das werd' ich im Winter wieder verzehren.
Sommer: An St. Jakobi Tag schneid' ich Korn und Weizen ab.
Winter: Schneidst du sie ab, so dresch' ich sie aus,
So backt meine Gretl gute Nudeln daraus.
Sommer: An Bartholomäustag brech' ich Birn' und Äpfel ab.
Winter: Brichst du sie ab, so les' ich sie auf und esse die besten daraus.
Sommer: Ach, Winter, du bist ein berühmter Meister,
Ich könnt' dir — —
Winter: Ach, Sommer, du brauchst vor mir nicht zu pochen,
Ich kann meine Supp' selbst auf dem Ofen kochen.
Sommer: Wenn ich noch hundert Jahr' sollt leben,
Will ich dem lausigen Winter mei' Tochter nicht geben.

---

[1]) Der Kehrreim der Sommerverse lautet: Hallera mein, der Sommer ist fein, der der Winterverse: Hallera mein, der Winter ist fein! Vgl. die wiederkehrende Anrede bei **Uhland** a. a. O. 18: Alle ihr Herren mein! Oder: Nun hört, ihr Herren all gemein, Wol von dem Wasser und dem Wein (J. **Sahr**, Das deutsche Volkslied [Sammlung Göschen] S. 74).

Winter: Ach, Sommer, deine Tochter mag ich nicht,
Sie ist krumm und bucklig und sieht auch nicht.
Sommer: Ach, Winter, treibst du mir den Zorn aus,
So schlag' ich dich wieder zur Grenze hinaus.
Winter: Ach, Sommer, jetzt geb' ich dir recht:
Du bist der Herr und ich der Knecht.
Sommer: Schau, ich will nichts nach dem lausigen Winter fragen,
Schau, ich will ihn zu Boden schlagen.

Einen Kampf mit den hölzernen Säbeln, der nun folgt, entscheidet Hennrich Fähnrich.

Winter: Jetzt fällt mir das Herz in die Hosen hinab,
Weil der lausige Sommer gewonnen hat.
Sommer: Ach, Winter, komm wieder herein,
Wir wollen gute Kameraden sein!
Winter: Ach, Sommer, reich mir deine rechte Hand,
Wir wollen mit einander reisen ins fremde Land!
Sommer: Ach, Winter, jetzt ist das Gericht vollbracht;
Gott geb' uns eine gute Nacht!
Alle Herren mein, der Sommer ist fein! —
Winter: Eine gute Nacht gebe uns Gott!
So reisen alle jungen Herren und Damen mit uns fort,
Alle Herren mein, der Winter ist fein!

Im zweiten Auftritt präsentiert sich Hennrich Fähnrich, der eben als Schiedsrichter fungierte. Er steckt in einer alten Soldatenuniform, trägt einen langen Säbel an der Seite, auf dem Kopf einen „Bonapartehut" mit einem Strauß von Hahnenfedern oder Papierstreifen und einen martialischen Schnurrbart. Er spricht einen kurzen Monolog:

Hennrich Fännrich bin ich genannt,
Den Stab hab' ich in meiner Hand,
Den Degen an der Seit',
Mit dem Feind hab' ich Streit,
Frisch über frisch zieh' ich meinen Flederwisch.

Im dritten Auftritt erscheint Hansl Fingerhut in zerrissenem, aus lauter Lappen und Lumpen zusammengesetztem Gewand, mit rußgeschwärztem Gesicht, in Perücke und Zopf:

Ich bin der lumpig Hansl Fingerhut,
Der nichts gewinnt und viel vertut;
Vertan hab' ich mei' Vatersgut,
Ich versauf' den alten Filzhut [1]).

---

[1]) Der „alte Filzhut" auch beim Scheibenschlagen (Volkskunde im Breisgau 48) und beim Johannisfeuer (Rochholz, Alemannisches Kinderlied 190). Über die sonstigen Ähnlichkeiten und Gleichheiten der Personen

Hätt' mich mei' Vater vor 100 Jahr' besser gezoge,
Wär' ich kei' lumpiger Hansel Fingerhut worre.
Trink' ich Bier, so bin ich faul,
Trink' ich Wasser, so häng' ich's Maul,
Trink' ich Wein, so bin ich voll,
Weiß nit, welche Jungfrau ich küssen soll.

Seinen Monolog begleitet er mit aller Art derber Komik, Nachahmung von Tierlauten, Gesichterschneiden; dabei verfolgt er in satyrhaften Anwandlungen die umstehende weibliche Jugend mit weitgehenden Zudringlichkeiten:

Ihr Jungfern, kommt alle herbei,
Der Hansl Fingerhut ist nagelneu,
Er kommt aus der Fabrik
Und bringt änn Hoorbeutel mit.
Do hinnä hängt ärr.
Ich hab' schon lang' im Bruch gesessen
Und hab' mit den Kiebitzen gefressen,
Die machen: Quäl —

Für sein ausgelassenes Wesen und Treiben büßt Hansl im vierten Auftritt, der den Scherer auf die Bühne bringt. Der seift nun unsern Hansl, um mit Chamisso zu reden, ein „ganz unverdutzt, er wetzt und stutzt, er kratzt und putzt". Hansls Martyrium begleitet der Barbier mit den Worten:

Schere, schere meisterlich,
Halten muß er ritterlich,
Wenn er nicht brav halten kann,
Scher' ich Haut und Haar davon.

Und weiter:

Ich schere wie ein Musketier,
Keinen Kreuzer Geld hat er dafür,
Scher' ich, daß den Bart herunterläuft das Blut,
So, jetzt isch's awer gut.

Hansl will davonlaufen, aber der Scherer hält ihn: „Halt, Kerl, ich hab' dich!" Schließlich muß der arme Hansl auch noch einen Aderlaß an der großen Zehe über sich ergehen lassen. Dabei versinkt er in Ohnmacht, aus der ihn Hennrich Fähnrich durch einen Rippenstoß erweckt, während die Umstehenden schon über seinen Tod klagten:

---

dieser Pfälzer Lätarespiele und ihrer Rollen mit denen der verschiedenen schwäbischen Pfingstspiele (Friedingen an der Donau, Wäschenbeuren bei Hohenstaufen, Zimmern im Remstal, Wurmlingen) vgl. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (II) 404 ff.

Ei, Mutter, mei' Bäuchel tut weh',
Es hilft jetzt kä Schmieres nix meh.

Als Stumme nimmt an der ganzen Aufführung die Nudelgret teil: über ihre große weiße Schürze zieht sich eine Schnur Nudeln oder Bretzeln, eine runzelige Larve bedeckt ihr Gesicht, eine große weiße Haube ruht auf ihrem Kopf, wie „Schnee auf dem Dach einer alten Hütte". Nach dem Zug durch die Straßen sammelt die Truppe Gaben und Geld „für die Beschaffung eines neuen Kleides für den lumpigen Hansl Fingerhut". An anderen Orten (Eußerthal) kommen noch einige Gestalten hinzu, so der kleine Gernegroß mit hohen Stiefeln, hohem Hut, langem Frack und schlotternden Hosen. Ferner der Pläckeljud, gleich dem Hansl Fingerhut in Lappen (Placken) gehüllt, dann der Weinlogel, der sich Wein in seine Logel gießen läßt, und die beiden Eierkürn, die die geschenkten Eier hinterhertragen. Verschwunden sind dort in Eußerthal die Forster Nudelgret und der Scherer. Das Eußerthaler[1]) Lätarespiel wird aufgeführt am Nachmittag des Sommertags und zwar von Sonntagsschülern oder noch größeren Burschen. Das Spiel beginnt mit dem gemeinsamen Gesang:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
Mein Herz ermuntert sich;
Es fängt schon an zu tagen,
Der (!) Venus zeiget sich.

Frisch auf zur fröhlichen Stunde
Allhier auf grüner Heid'!
Die Nächte sind verschwunden,
Jetzt kommt die strenge Zeit.

Auf, laßt den Faulen liegen
Und geht in jene Ruh!
Die Vöglein auf dem Felde,
Sie fliegen dem Walde zu.

Das Gras ist unser Bette,
Der Wald ist unser Haus,
Wir trinken aus der Mitte
Das klare Wasser heraus.

Statt dessen wird auch abwechselnd gesungen:

Jetzund fängt das Frühjahr an
Und alles fängt zu grünen an!
Die Blümlein auf dem Feld,
Sie blühen weiß, blau, rot und gelb.

Und geh' ich durch das Lerchental,
So hör' ich schon die Nachtigall
Auf grüner Heide überall.

Und wenn ich durch die Auen geh',
So singt die Lerch' wohl in der Höh',
Und wenn ich zu mei'm Schätzlein geh'.

Oder nach der Melodie von „Großer Gott, wir loben dich":

Lustig sind wir Kinder heut,
Laufen, laufen all zusammen,

[1]) Die nachfolgende Schilderung nach L. Grünenwald a. a. O.

Weil jetzt kommt die Sommerzeit,
Ruft ein jeder aus mit Namen
Seine Kameraden all.
Lobet mir, was Gott getan!

Nach dem Chorgesang tritt der Fendrikus hervor, angetan mit weißem, leinenem Gewand, mit einem Binsenhelm auf dem Kopf; er hat wie alle Mitspielenden einen schwarzen Schnurrbart aus Öl und Ruß, einen Säbel und einen langen Stab, mit dem er öfter gewichtig aufstößt, und sagt:

Fendrikus, Fendrikus bin ich genannt,
Den Stab trag' ich in meiner Hand,
Den Degen an der Seite,
Damit ich den Feind bestreite.
Frisch über frisch,
Wie geschwind fliegt dem Hansel Fingerhut sein Federwisch.

Dabei schlägt er Hansels Binsenhut vom Kopf; dieser ruft darauf:

Ich bin der Hansel Fingerhut,
Der nichts gewinnt und viel vertut.
Ich hab' vertut mein Vatergut
Bis auf den letzten Fingerhut.
Frisch über frisch,
Wie geschwind hat der Hansel Fingerhut sein' Federwisch!

Bei den letzten Worten bückt er sich und holt seinen Helm. Dann treten Sommer und Winter vor. Jener ist ganz in Binsen gekleidet, dieser in Stroh, beide sind ausgerüstet mit Säbeln aus Holz und langen, lanzenähnlichen Stäben.

Der Sommer sagt:

Ich bin der Sommer allso fest,
Grüß' alle Herrn und alle Gäst',
Grüß' ich den einen und den andern nicht,
So bin ich auch der rechte Sommer nicht.

Der Winter drauf:

Ich bin der Winter allso stolz
Und komme aus einem wilden Holz,
Ich komm' aus der Tiefe des Meers so geschwind
Und bringe da mit einen kühlen Wind.

Der Sommer:

Am Bartholomäustag schneid' ich mein Korn und Weizen ab!

Der Winter:

Schneidst du ihn ab, so trag ich ihn heim und dresch' ihn aus
Und koch meiner Gretel gute Nudelsupp' draus.

Gretel und Scherer (Balwiere) waren vor 50 Jahren noch bei dem Spiel beteiligt; heute sind sie weggefallen. Der

Pläckeljud, wie Hansel in ein aus Lappen (Pläckchen) zusammengeflicktes Gewand gekleidet, sammelt Geld. Mit ihm geht der Weinlogel in einem Gewand aus lauter weißen Papierstreifen, mit Helm und Schwert. Er trägt eine Logel, in die er geschenkten Wein gießt. Die zwei Eierkürn sammeln Eier und legen sie in ihren mit Sägemehl gefüllten Korb. Wo sie weder Geld noch Wein noch Eier bekommen, streuen sie Sägespäne vors Haus. Die harmloseste humoristische Figur ist der kleine Gernegroß. Mit Frack, hohen Stiefeln, großem Hut und Stab folgt er der Schar und trägt bisweilen das bekannte Gedicht vom kleinen Gernegroß vor.

Verblaßte Reste des gleichen (?) Spiels finden sich auch in Essingen (Landau). „Der" Sommerfahne, der dort beim Umgang getragen wird, besteht aus einem sehr dicken, aus Buchs auf einen Reif gewundenen Kranz von 0,5 und mehr Meter Durchmesser. Dieser Kranz ist mit vier Bretzeln geschmückt und auf einer starken Rechengabel befestigt. Die Bretzeln sind mit bunten, wallenden Bändern — früher waren es die Kunkelbänder der Mädchen — gebunden. Zwei Knaben tragen den mit Spreu gefüllten Korb für die Eier, zwei begleiten mit hölzernen Säbeln den Fahnenträger. Nun singen sie vor jedem Hause verschiedene Lieder. An den Spruch Hennrich Fähnrichs im Forster Spiel erinnert der des Essinger Fahnenträgers (Anhang II 29). Den Dank für empfangene Gaben s. II 30.

Das Lätarespiel von Forst, bei dem leider gewöhnlich schon nicht mehr alle Verse gesprochen werden, das aber vollständiger Erhaltung wert ist, zeigt uns, was wir schon vielfach beobachten konnten, ein buntes Gemisch verschiedenartiger Bestandteile, neben alten höchst interessanten Elementen junge, lokal gefärbte persönliche Zutat. Zu dem altehrwürdigen Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter, das als Ausgangspunkt und Hauptinhalt der Sommertagsfeier anzusehen ist, gesellen sich buntscheckige Reste von Fastnachtsscherz und Fastnachtsspiel, Anklänge an Hirtenbrauch und Hirtensitte: im ganzen wirkend wie ein Wiederaufleben der Faschingslust mitten in der stillen Fastenzeit. Wir haben hier nahezu unverfälscht erhalten das uralte, von Hans Sachs überarbeitete, schon in Druckblättern von 1576 und 1580 vorkommende Wettstreitlied zwischen Sommer und Winter (Uhland Nr. 8), „nicht eben durch dichterische Schilderungen ausgezeichnet, aber bedeutend durch volksmäßige Anlage und die weiten Beziehungen, die es eröffnet", jenes Kampfgespräch, das sich in Schwaben und der Schweiz lange erhielt, das neuerdings in Meck-

lenburg gefunden wurde[1]). Wir begegnen weiter dann den stehenden Figuren des alten Volksschauspiels: in Hansel Fingerhut erkennen wir einen Vetter des Erbsbären[2]), wie er in der Eifel, in Hessen, Westfalen, Schlesien, Preußen und Schwaben zu Fastnacht auftritt, einen Verwandten des Strohmanns, der zusammen mit der Hex' oder der langen Gret erscheint, einer leibhaftigen Schwester also unserer Nudelgret, einer Urenkelin der Alten (vetula) des frühmittelalterlichen Fastnachtsspiels. Hennrich Fähnrich verrät seine Verwandtschaft mit dem Capitano der Commedia dell' arte, dem Miles gloriosus der Alten[3]). Der Scherer aber und der Schergehilfe erinnern uns an die Einrichtungen und Gewohnheiten der Handwerkerinnungen, hier etwa Mähder- und Hirtengenossenschaften[4]), an Gepflogenheiten in den Junggesellenverbänden oder Bubenbruderschaften[5]) und an den

---

[1]) L. Uhland a. a. O. 19 f. u. Anm.; K. Simrock, Hdb. d. deutschen Mythologie[4] 574 f.; E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 255 f.; H. Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter 38 ff.

[2]) W. Mannhardt, Mythologische Forschungen 111 f.; R. Andree a. a. O. 312, 324, 333.

[3]) Vgl. O. Fest, Der Miles gloriosus in der französischen Komödie 1 ff.

[4]) Eine solche Mähdergenossenschaft, deren „Mähderbuch" im Kreisarchiv zu Speyer liegt, bestand zu Mußbach (Neustadt a. H.) und Duttweiler (Neustadt a. H.). Die Zahl der M. betrug 24, 12 alte und 12 junge. An der Spitze der alten stand ein „Mähderschulz, ein Dechent und ein Capellon"; die jungen wählten einen jungen Mähderschulzen, einen Scherer, einen Scherknecht, einen Büttel (Butz); außerdem waren zwei Wein- und und Brotträger beschäftigt. Die Aufnahme der Neulinge geschah durch eine förmliche Taufe und zwar um Mitternacht auf einer bestimmten Wiese. Die Würdenträger der Alten führten den Täufling zum Taufstein an der über den Speyerbach führenden Brücke, faßten ihn an Kopf, Armen und Beinen, rüttelten, schüttelten und „stumpften" ihn tüchtig auf dem Stein herum. Von der Taufe im Bach konnte er sich mit Wein loskaufen. Trat ein junger Mähder zu den alten über, so wurde er geschoren (rasiert) mit Strohwisch und einem schartigen Wiesenbeil. Auch davon konnte er sich loskaufen. Mehr hierüber mitgeteilt von Ph. Schneider, Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz IV (1874) S. 11 f. Über ähnliche Bräuche, das Stutzen (der jungen Bürger) in Weisenheim a. B. s. Bavaria IV 2 S. 398 f.; E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 137 ff., 143 f., s. auch J. R. Dieterich, Eselritt und Dachabdecken, Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) 98 f. und H. Usener, Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte, Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) 230.

[5]) H. Usener a. a. O. 217 ff.; E. Hoffmann-Krayer, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz (Schweiz. Arch. f. Volksk. VIII 81 ff.); A. Becker, Eine Pfälzer Burschenschaft (Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde 1906 N. F. 5); B. Kahle in Hess. Bl. f. Volksk. V (1906) 159;

Pennalismus der Studenten und ihre Depositionsbräuche[1]), alles Erscheinungen, die bis ins 19. Jahrhundert herein weithin in deutschen Landen herrschten und die darauf hinausliefen, daß die jüngeren den älteren Gliedern willig und zu Diensten sein, sich necken oder auch mißhandeln lassen mußten. Reste dieser Depositionsbräuche leben heute noch im Studententum wie in der Volkssitte da und dort: so besteht unter den Knechten des Braunschweiger Landvolkes[2]) als Fastnachtsbrauch, was wir in Forst auf Lätare durch den Scherer geübt sehen. Das Barbieren der Neueintretenden erinnert uns weiter auch an die Äquatortaufe im Seemannsbrauch, das Fuchsenbrennen im Studentenbrauch oder an die Zeremonien beim bekannten Hänseln zu St. Goar, einer Sitte, die umsomehr hier zum Vergleich herangezogen werden muß, als wir in der Pfalz nicht weit von Forst auffallende Anklänge an das Hänseln von St. Goar nachweisen können[3]). Die ganze Aufführung von Forst scheint uns ferner in Parallele gesetzt werden zu müssen mit dem mannigfaltigen Gefolge des Maikönigs bei der oberbayerischen Pfingstprozession, dem Pfingstspiel von St. Georgen u. a. O. im Breisgau oder den Mannen des Braunschweiger Schimmelreiters[4]). Wir verstehen nun, was jene oben S. 148 angeführte Kirchenordnung der Leininger Lande mit den Fastnachtsspielen meinte, wir sehen, wie zäh jene vielfach verbotene Sitte des „verbutzens" und „Butzen gehens"[5]) im Volk haftete, wenn wir heute noch einen Beweis ungeschwächter Lebenskraft im Sommertagsspiel zu Forst zu schauen Gelegenheit haben.

Es könnte mit den günstigen klimatischen Verhält-

A. S., Hess. Bl. f. Volksk. III (1904) 177; K. Th. Preuß, Der Ursprung der Religion und Kunst, Globus 86 Nr. 22.

[1]) Fabricius, Die akademische Deposition. Frankfurt a. M 1895.

[2]) R. Andree, Braunschw. Volkskunde[2] 331 ff.; Niedersachsen VI (1900) 170.

[3]) Die Verleihung der gleichen Scheinrechte beim Hänseln wie beim Stutzen zu Weisenheim a. B. (Bad Dürkheim), Bavaria IV 2 S. 398 f.; Grimm-Schröder V 562. Über das Hänseln vgl. A. Kaufmann, Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen 85. Nachträge hierzu Annal. d. Hist. Vereins f. d. Niederrhein LXI (1884) 27 f.

[4]) W. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme S. 352; A. Strack, Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) 139 ff.; R. Andree a. a. O. 310 ff.; A. Birlinger, Aus Schwaben II 98 ff.; E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (II) 404 ff.; E. H. Meyer, Badisches Volksleben 140 ff.

[5]) Über „Botz" s. Autenrieth, Pfälzisches Idiotikon 25.

nissen zusammenhängen, wenn man in der Pfalz, an den gesegneten Hängen der Haardt bereits im Monat März am Sommertag unter lebhafter Teilnahme des Publikums auf offener Straße aufführen kann, was unter anderer Breite erst auf Pfingsten möglich ist. Doch sehen wir ja auch sonst gewisse althergebrachte Termine im festlichen Ring des Jahres mit gleichsam magnetischer Kraft an sich ziehen, was an Sitte und Brauch vor oder nach jenen Terminen lebendig war. Der Sommertag, der Sonntag Laetare, ist aber für die Pfalz ein solcher Termin. Ja er ist sogar in Verquickung mit Lätarebräuchen zum Träger rechtlicher Sitten geworden, die wir sonst gern an Pfingsten haften sehen. Wie in Großniedesheim (Frankenthal) der Gemeinderat sich am „Blimliche Sonntag" unter Glockengeläute versammelt, mittags zwischen 12 und 1 Uhr eine alte Fahne auf einer bestimmten Wiese aufpflanzt, um seiner Gemeinde dadurch ein Weiderecht zu sichern[1]), so sehen wir in Lambrecht, das durch seinen Geißbock bekannt ist, Rechtssymbol und Sommertagsbrauch sich in eigenartiger Weise mischen. Die Grevenhäuser, die Bewohner eines später mit Lambrecht verschmolzenen, ursprünglich selbständigen Dorfes Grevenhausen, hatten seit langem den Lambrechter Tuchmachern zum Trocknen ihrer Tücher den nördlich gelegenen Sommerberg überlassen. Um diese Gunst in ständiger Erinnerung zu halten, wurde bis 1840 jedes Jahr am Sonntag Lätare eine Art Volksfest veranstaltet. Am Fuß des Berges wurde ein Schlagbaum quer über den Weg zum Sommerberg gelegt. Auf dem Berge selbst lagerten sich die Grevenhäuser, während die von Lambrecht mit Flinten, Spießen und Stangen unter Trommelschlag und Musik heranrückten, voran zwei kräftige Männer als Sappeurs, mit sogen. Bärenmützen auf dem Kopf und sehr großen Holztabakspfeifen im Munde, die nun während gegenseitigen Manövrierens und Blindfeuerns beider Gegner den Stamm in Stücke zerhieben und so den Berg nahmen. Nachdem dies geschehen, mußten zwei Jungen auf dem Gipfel des Berges, unterstützt von ihren Sekundanten, mit einander raufen. Dem Sieger wurde eine meterhohe Buntpapierkappe, durch Weidenruten in die Form eines Kegels gebracht, mit dem Sommerzeichen aufs Haupt gesetzt, dem Besiegten eine gleiche mit dem Winterzeichen. Darauf zogen beide Parteien vereint unter

---

[1]) J. Walter, Das Bayerland XVI (1905) 430; F. J. Hildenbrand, Pfälzisches Museum XXI (1904) 45 f.

Jubelrufen und Musik durch das Dorf, und eine abendliche Tanzunterhaltung setzte der Feier des Tages die Krone auf[1]). In Neustadt a. H. hatte sich ähnlich Sommertagsbrauch und Rechtssymbol (Wasserrecht) vermengt[2]).

Noch einer pfälzischen Sitte möchte ich hier erwähnen, wenn sie auch nur von der Sage mit dem Frühlingsfest in Beziehung gebracht wird. In der Nähe von Frankweiler (Landau) liegt eine Flur „am steinigen Mann", wo man vor Zeiten Frühlingsfeste gefeiert haben soll, bei denen der steinige Mann errichtet und durch Werfen wieder zerstört wurde[3]). Mag sein, daß der auch sonst übliche Flurname „steinerner Mann" richtig anders zu erklären ist, immerhin verdient die Überlieferung Beachtung, wenn man sich an die Hildesheimer und Halberstadter Gewohnheit erinnert, „auf Sonnabend nach Lätare den Sieg des Christentums über die heidnischen Götter durch ein Niederwerfen hölzerner Klötze darzustellen".

III

Des Komplexes der Osterbräuche können wir in unserem Zusammenhang entraten, da sie von der Kirche vollständig durchdrungen sind und vom alten Judasverbrennen sich nur schwache Spuren mehr finden[4]). Der Vergangenheit gehört auch fast ganz das Lehenausrufen[5]) an, das an der nörd-

---

[1]) A. Stauber, Kloster und Dorf Lambrecht (Mitteilungen des Historischen Vereines der Pfalz IX (1880) 205 f.)

[2]) Bavaria IV 2 S. 358.

[3]) A. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer 335. Über den auch bei Oberbexbach (Homburg), Bosenbach (Kusel), Erdesbach (Kusel), Oberalben (Kusel), Quirnbach (Kusel), Rothselberg (Kusel), Kaulbach (Kusel) u. a. O. vorkommenden Flurnamen „Steinerner Mann" vgl. F. Ohlenschlager, Die Flurnamen der Pfalz und ihre geschichtliche Bedeutung 13. Wenn man bedenkt, daß eben in jener Gegend noch heute das Verbrennen des „Mannes" auf Invocavit geübt wird (oben S. 149), möchte man beinahe auch den „Steinernen Mann" mit Frühlingsbräuchen zusammenbringen. Das Grimm, D. M.[4] II 653 Mitgeteilte gilt vielleicht auch hier. Vgl. auch F. B. Stubenvoll, Heidentum im Christentum[2] 58. Auch die von W. Diehl (Hess. Bl. f. Volkskunde II [1903] 150) aus Reichenbach im Odenwald mitgeteilte „Walfahrt zur steinen Säul" spricht in unmittelbarer Nähe vom „Sommerholen" für unsere Annahme und bestätigt die Frankweilerer Sage.

[4]) S. oben S. 150. F. Panzer a. a. O. II 531.

[5]) S. oben S. 148. Vgl. auch J. Grimm, D. M. II[4] 657[1].

lichen und südlichen[1]) Grenze der Pfalz sich in Resten nachweisen läßt.

Mehr Beachtung dagegen verdienen noch unsere pfälzischen Pfingstbräuche, die vorzugsweise im Pfälzer Waldgebirge den vorderpfälzischen Sommertag ersetzen. Dort, wo man auf Fastnacht das flammende Rad bergab rollte und den Winter verbrannte, holt man zu Pfingsten im festlichen Umzug den neuverjüngten Vegetationsdämon aus dem Walde herein und zwar in Gestalt eines ganz in blühenden Ginster gekleideten jungen Burschen, des Pfingstquacks. Der Pfingstquack gehört besonders dem Pirmasenser und Zweibrücker (Riesweiler [Z.], Höhmühlbach [P.], Nünschweiler [P.], Godelhausen [Kusel], Lambsborn [Homburg], Webenheim [Z.]) Westrich an. Das sogenannte Holzland, jene Dörfer südlich von Kaiserslautern, die mitten im herrlichsten Pfälzerwald liegen, hat den Pfingstquack wohl am treuesten der Gegenwart bewahrt, seine einfachen, biederen Bewohner, die Holzländer, hängen geradezu an diesem Feste. In Heltersberg (Pirmasens) wurde der Brauch noch in den letzten Jahren in folgender Weise geübt:

Am 1. Pfingstfeiertag zieht die Schar der schulpflichtigen Dorfbuben (die Schulerkum) auf die Wiesen unten im Tal; denn das Holzland ist eine waldige Hochebene mit engen, warmen und grasreichen Tälern. Dort pflücken sie Blumen, die die Wiese üppig spendet. Ihre reiche Beute bringen sie den erwachsenen Mädchen, den Sonntagsschülerinnen, die daraus eine große bunte Krone winden. Diese wird bis zum nächsten Tag in einem Hause aufbewahrt. Frühmorgens am 2. Feiertag, wenn die Pferde gefüttert sind, begibt sich die gesamte männliche Jugend in den Wald. Hier werden mehrere Buchenäste zusammengebunden und mit Blumen geschmückt, vor allem mit Ginster[2]), der eigentlichen Pfingstblume, den pfälzischen Bremmen. Auf die Äste bindet man jene Krone,

---

[1]) Mädchenversteigerung in Hirschthal (Pirmasens) 8—14 Tage vor der Kirchweih (F. Bauer im Pfälz. Mus. XXI [1904] 147), in Stetten (Kirchheimbolanden) in der 1. Mainacht (Bavaria IV 2 S. 364).

[2]) Ginster (Sarothamnus vulgaris Wimm.), auch Pfingstlümmelblume genannt (Aschbach [Kusel]), häufiger bremme. Viel Interessantes über die Bremmen in dem Aufsatz C. Kleebergers (Pfälzisches Museum XIX [1902] 139 f., 156 ff.). In dem ärmeren Pfälzer Westrich ist Ginster Ersatz für Stroh und Holz. S. W. H. Riehl, Die Pfälzer [2] 52, 86. Über bremme s. Autenrieth, Pfälz. Idiot. 26. Nach J. Grentz, Ensheim vor 60 Jahren 23 heißen die Bremmen auch „Quoken" oder Quaken". Daher seiner Meinung nach der Name „Quakreiten".

durch die man eine längere Stange quer steckt, um das Ganze, das die Form einer vermummten menschlichen Gestalt roh nachahmt und nun Quack heißt, von zwei Pferden tragen zu lassen. Der Quack muß stets zwischen den beiden Pferden sein, die ohne Sattel geritten werden. Dann bildet sich ein Zug: die Pferde mit dem Quack voran, die andern zu Paaren hinten nach, Roß und Reiter mit Ginstersträußen geschmückt. So geht's vom Wald ins nahe Dorf, wo alt und jung neugierig an Tür und Fenster harrt. Ist das erste Haus erreicht, so singt die Reiterschar:

:,: Vierhundert Mann, die gingen einmal spazieren, :,:
:,: Vollombedibomb, :,:
Die (sie) gingen einmal spazieren, vollombedibom.
:,: Bei einem Bauer, da tun sie (wir) einquartieren :,:
:,: Vollombedibomb :,:
Da tun sie (wir) einquartieren, vollombedibomb.

Sag', Bauer, wie groß ist dein Vermögen? usw.
Mein Vermögen ist zwei Schimmel und zwei Sporen usw.
Sag', Bauer, wo sind denn deine Leutcher? usw.
Meine Leutcher sind im Spicherer Berg begraben usw.

Vor Jahren sang man jenes alte Volkslied, das ein Liebesabenteuer eines Edelmannes mit einer Müllerstochter[1]) behandelt, wie es in vielen Variationen durch Deutschland klingt:

Es wohnt ein Müller an jenem Teich usw.

Singend reiten sie von Haus zu Haus bis ans Ende des Dorfes.

In dem benachbarten Schmalenberg (Pirmasens), dem ältesten Orte der Gegend, ist das Quackreiten vielleicht in seiner ursprünglichsten Gestalt noch heute üblich. Es findet jeweils am Pfingstsonntag statt, und Alt und Jung im ganzen Dorf beteiligt sich an diesem Feste. In aller Morgenfrühe zieht die gesamte schulpflichtige Dorfjugend in den nahen Wald an die Rosmareinbuche. In ihrer Nähe wachsen Bremmen in Menge. Aus den schönsten Blütenzweigen formen die Buben nun einen großen grünen und gelben Hut, der der Stulpe eines Kornkastens nicht unähnlich ist. Hut und Rock schmücken sie sich außerdem alle mit Schlüsselblumen oder Kuckucksblumen. Allen voran zieht dann der Quack, ein Bursche, der den Ginsterhut übergestülpt trägt. Am Friedhof vor dem Dorf ordnet sich der eigentliche Zug, dem sich sogar Erwachsene zu Pferd anschließen. Ohne Sattel geht es frisch

---

[1]) Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort I 479 Nr. 146.

voran; an jedem Hause singen die Teilnehmer das obenerwähnte Lied vom Müllerstöchterlein und dem Edelmann.

Vor Bildung des Zuges wurde der Quack versteigert: wer am meisten bot, darf den Ginsterschmuck tragen und hat als Quack Anspruch auf das beim Umzug gesammelte Geld.

Mit dem Umzug des Quack ist ein Wettrennen verbunden, das ebenfalls ohne Sattel vorgenommen wird. Auch legt man besonderen Wert auf tadellose Säuberung des Pferdes, dem an diesem Tage z. B. der Huf gewichst wird, was sonst selten geschieht.

In Mölschbach (Kaiserslautern) werden drei Quack vorgeführt, im Ober-, Mittel- und Unterdorf. Auch hier ziehen am ersten Pfingsttage die Burschen in den Wald und holen Ginster, indes die Mädchen auf der Wiese Blumen pflücken. Dann versammeln sich alle in einer Scheune, winden daraus Kränze und das Ginsterkleid für den Quack. Am zweiten Pfingsttag versammelt sich wieder die gesamte Jugend in jener Scheune. Blumenkränze und Ginsterkleid, das eine vollständige Vermummung bildet, schmücken den Burschen, der als Quack bestimmt wurde. Zwei Mädchen führen ihn, singend zieht die Schar, doch ohne Pferde, von Haus zu Haus um Gaben zu heischen. Man erhält Eier, Speck, Geld. Während der Quack alles bare Geld bekommt, werden in dem Hause, zu dem die erwähnte Scheuer gehört, Pfannkuchen gebacken, die unter die Teilnehmer verteilt werden.

Interessant ist die Feier des Pfingstquackes auf der sogenannten Sickinger Höhe, jener etwas abgelegenen reichen Hochebene, die sich zwischen dem Holzland und dem Landstuhler Torfbruch sowie zwischen Landstuhl und Zweibrücken hinzieht und manchen alten Brauch treu bewahrt hat. Das Tal der Wallalb scheidet diese Höhe in einen östlichen und einen westlichen Teil. Auf jenem liegen die Dörfer Wefelberg-Zeselberg (Pirmasens) dicht beisammen, von biederen Bauern bewohnt. Schon wochenlang freut sich alt und jung auf das Pfingstfest; selbst Christkind und Osterhase besitzen nicht die Anziehungskraft wie der Pfingstquack. Mädchen, die der Werktagsschule entwachsen sind, flechten für die männliche Jugend Kränze und Girlanden, mit denen die Pferde geschmückt werden, die, wie jeder Pfälzer weiß, den Stolz des (Sickinger) Höhbauern bilden. Nicht jeder darf an diesem Quackreiten sich beteiligen, und immer wird nur eine beschränkte Anzahl Reiter von den führenden Burschen angenommen. Nach dem Alter bilden sich zwei Gruppen. Wenn sonst noch alles in

den Federn steckt, beginnt an dem festlichen Tage ein heimliches Eilen und Rüsten vor dem Dorfe, und ehe noch die Sonne den neuen Tag begrüßt, erschallt plötzlich die eintönige Melodie des alten Quackliedes:

Quack, quack, obenaus,
Heb' die blodde Vöchel aus,
Die blodde und die blinne,
De Quack wolle mer schinne!
Ri ra ro,
Heit' iwers Johr,
Do simmer werrer do!
(Vgl. Anhang III 1–10.)

Der Zug reitet im Gänsemarsch zum nächsten Bauernhof hinein und singt so lange, bis die Hausbewohner aus dem Schlafe geweckt sind und unter der Haustür oder am Fenster erscheinen. Alle Pferde sind aufs peinlichste vom Staub und Schmutz der Woche gereinigt: die Haare glänzen, der Huf ist blank gewichst, der Hals des Tieres zudem mit Kränzen umwunden, sogar der Schweif mit Blumen geziert. Der Quackreiter, in der Regel ein schulpflichtiger Bursche, der sich kaum auf dem Pferde zu halten vermag — reitet er doch ohne Sattel —, trägt an Hut und Wams Blumenschmuck, gewöhnlich Pfingstrosen. Zur Abwechslung werden außer dem Quacklied in den letzten Jahren Ich hatt' einen Kameraden und Reiters Morgengesang angestimmt. So zieht die Reiterschar von Hof zu Hof, um als Lohn für ihren Pfingstmorgengruß Eier oder Geld zu erhalten. Allmählich wird's lebendiger im Dorf, und allenthalben wartet man mit Spannung der Quackreiter. Den Schluß des Festes bildet wie in Schmalenberg ein Wettrennen nach einem bestimmten Ziele außerhalb des Dorfes. Früher wurde der zuletzt ankommende Reiter als Quack für das ganze Jahr bezeichnet, mit Blumenkränzen umwickelt und unter Lachen und Spöttereien durch das Dorf geführt. Heute ist dieser charakteristische Zug verschwunden. Verblaßter erscheint das Quackreiten in Gerhardsbrunn, Mittelbrunn (Homburg); Ausschreitungen führten in letzterem Orte zu einem ortspolizeilichen Verbote.

Die eigentliche Heimat des geschilderten Pfingstbrauchs ist der gebirgige und hügelige Pfälzerwald[1]). Doch finden wir Aus-

[1]) Unter Pfälzerwald versteht man heute das ganze bewaldete Mittelgebirg und Hügelland der Pfalz. Die treffende Bezeichnung, die unter dem Einfluß des Pfälzerwaldvereins geschaffen und eingeführt worden ist, verdient von der Geographie angenommen zu werden.

klänge und Anklänge auch in der vorderpfälzischen Ebene. Noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts trieben die Schulkinder in Schaidt (Germersheim) und anderen Orten der südlichen Pfalz an den Pfingsttagen auf der Straße das Pfingstbutzspiel[1]). Einer der stärkeren Knaben wurde von Kopf bis zu Fuß in grünes Laubwerk gehüllt. Um die Lenden und über dem Kopf wurde das Gesträuch festgebunden; die Arme und zwei Öffnungen vor den Augen blieben frei. Der so geschaffene Pfingstbutz bekam eine Rute in die Hand und durfte die ihn Neckenden schlagen, wenn er sie auf der Flucht erreichen konnte. Vom Pfingstbutz gefangen zu werden galt bei der Jugend als Schande. Den Pfingstbutz aber, der sich als Schwächling erwies und sich rücklings überwältigen ließ, durfte die gesamte Jugend festnehmen und durch Abreißen der Laubhülle entlarven. Die kleineren Jungen blieben von den Schlägen verschont. Gleichzeitig schuf man auch einen Spottpfingstbutz. Man umkleidete ihn statt mit grünem Gesträuch mit altem Stroh und verlachte ihn. Er hatte keine Strafgewalt, sondern mußte sich Neckereien gefallen lassen, bis er listig entlaufen konnte. Seit dem Jahre 1870 hatte das Spiel aufgehört, 1894 tauchte es plötzlich wieder auf.

Wie ein leises Ausklingen des Pfingstquackreitens mutet uns folgende in Fußgönheim (Ludwigshafen a. Rh.) heute noch übliche Sitte an, die doch auch wieder eigene charakteristische Züge aufweist. Auf Pfingstmontag wird morgens das Vieh im Dorf und im Feld umhergeführt, geschmückt mit Kränzen, die man tags zuvor aus Kornblumen, Raden, Klatschrosen und Zweigen gewunden hat[2]). So werden die Pferde, Kühe, Rinder, Ziegen, ja sogar die Hunde umhergeführt, bei schönem Wetter oft von früh 5 bis mittags 12 Uhr. Alsdann werden die Tiere wieder in den Stall verbracht und mit jenen Kränzen gefüttert. Manche Leute schmücken auch Pfingstdienstags ihr Vieh noch einmal und füttern dann erst die Kränze. In diesem Jahre wurde Pfingsten wieder so gefeiert und das Fest noch dadurch erhöht, daß um 11 Uhr eine Schar Reiter erschien, die sich und ihre Pferde außergewöhnlich schön mit Kränzen und Blumen geschmückt hatten.

---

[1]) M. Mohr, Der Pfingstbutz (Pfälz. Mus. XII [1895] 21 f.).

[2]) Vgl. Pfingstkassel in Alsenborn (Kaiserslautern) in der Bavaria IV 2 S. 360.

Dort, wo der Pfingstquack noch geritten wird, tritt das Motiv des Wettlaufs[1]) deutlicher zu Tage, in dessen Ideenkreis das Wort Quack und das ganze Spiel gehört. Wie das zuletzt geborene Kind in der Familie der Nestquack ist, so bezeichnet Pfingstquack ursprünglich den, der im Pfingstwettlauf oder -reiten zuletzt ans Ziel gekommen[2]). Es ist die gleiche Gestalt, die auch Pfingsthagen, Pfingstbutz, -nickel, -hüttel, -pflütteri, Graskönig und ähnlich heißt, oder „derber und sinnenfälliger" Pfingstdreck, Pfingstdaische und andere Namen trägt[3]). Wenn wir in einigen Orten anstelle des in Laub gehüllten Burschen eine ebenso geschmückte Strohfigur (Lambsborn [Homburg]) oder gar neben dem Pfingstquack (Sommer) einen Strohmann (Winter) sehen (Kusel und Umgegend, Schaidt), so zeigt das eben wieder, wie sich hier verschiedene Bräuche durchdringen, ich möchte sagen einander assimilieren. Auch das Quacklied zeigt solche Anklänge (Anhang III 1—3). Das Lied, das beim Umgang oder Reiten des Pfingstquacks gesungen wird, ist vielfach variiert (Anhang III); die ersten Worte Quack, quack haben dem Feste den Namen gegeben — also genau die gleiche Erscheinung wie bei dem Stabaus, der wie das Dreikönigslied in gar manchen Zügen den Quack beeinflußt zu haben scheint (Anhang II 20; III 11—14). Ich möchte mit Weinhold[4]) den Quack und seine Reste von Wettlauf oder Wettrennen als einen Teil des uralten Festes ansehen, „das die Hirten und Landbauern in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Frühlingsgottheit veranstalteten."

Wir überblicken noch einmal, was wir an Frühlingskultsitten der Vergangenheit und Gegenwart in unserer heutigen Pfalz nach-

---

[1]) Über das alte Frühlingswettrennen zu Fuß und zu Roß s. R. Andree a. a. O. 350 ff.

[2]) Ähnlich ist in der Nord- und Nordwestpfalz „Pfingstlümmel" (Pinschtlümmel) die Person, die sich am 1. Pfingsttag früh schlafend im Bett überraschen läßt. Mitteilung des Herrn Lehrers Theodor Zink in Kaiserslautern, dem ich auch für die eingehende Schilderung des Pfingstquacks zu ganz besonderem Dank verpflichtet bin. Bezeichnung Pfingstlümmel auch in Schwaben: E. Meier a. a. O. 403 f.

[3]) Vgl. A. Strack, Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) 139 ff., wo weitere Literatur verzeichnet ist. Über das jetzt verschwundene Pfingstwettlaufen in Oberhessen vgl. ebenda S. 138 f. und Ph. Köhler, Volkskundliche Nachlese, Hess. Bl. f. Volksk. VI 56 ff.

[4]) Der Wettlauf im deutschen Volksleben in d. Zs. d. V. f. Volkskunde III (1893) S. 1 ff.

weisen konnten: auf Sonntag Invocavit im Westrich das Fastnachtsrad und das Winterverbrennen mit verblaßten Erinnerungen an die reinigende Kraft des Feuers; das Stabausverbrennen auf Lätare im Nordosten leitete über zu den Sommertagsbräuchen der östlichen und südöstlichen Pfalz, die in dem dramatischen Spiel zu Forst ihren Höhepunkt erreichen. Den Sommertag der Vorderpfalz ersetzt im waldigen, gebirgigen Westrich der Pfingstquack, der sich nirgends neben dem Sommertag findet. Ausnahmen in diesen Verbreitungsgebieten sprechen nicht gegen die Regel, die durch topographische und klimatische Verhältnisse in erster Linie bestimmt scheint. Die Bedeutung des Feuers im alten oder neuen Sinn kommt nur recht zur Geltung, wenn es von der Bergeshöhe leuchtet, die auch wieder Voraussetzung für das rollende Fastnachtsrad ist. Im Gebirge, wo der Winter gar lange dauert, freut man sich des Winterendes an dem Tage, der die Fastenzeit mit Ausblick auf Ostern einleitet; den Sommer gewinnen kann man im Pfälzerwald erst auf Pfingsten. In der Vorderpfalz dagegen hält der Frühling am frühesten in ganz Mitteleuropa seinen Einzug[1]); hier kann man, wenn das Wetter unsere Sommertagsbuben nicht ganz zum Narren hält, schon Ende März den Winter ausstäupen und zugleich den Sommer holen. Allerdings hat es schon öfter bei der Wandelbarkeit des Ostertermins und des davon abhängigen Lätaresonntags, der 3 Wochen früher fällt, auch in der gesegneten Vorderpfalz auf Sommertag recht wenig sommerlich angemutet, so 1865, 1907. Und wiederholt haben Dialektdichter das Sommertagsliedchen für diesen Fall scherzhaft überarbeitet. Dann hieß es z. B. (vgl. Anh. II 36):

Ri ra ro, der Summerdag isch do!
Hinnerm Ofe sitzt e Kätzel,
's fallt uns Schnee uff unser Bretzel:
Ri ra ro, der Summerdag isch do!
D'r Wind, der braust aus alle Ecke,
's frieren em die Händ' am Stecke,
's bitzlen uns die Ohre',
Mer sin schun fascht verfrore:
Ri ra ro, der Summerdag isch do! (K. A. Woll.)[2])

---

[1]) Nach E. Ihnes Karte des Frühlingseinzugs; vgl. Kosmos 1907 Heft 4.

[2]) Pfälzer Zeitung 20. März 1865. Am damaligen Sommertag verzeichnete man in Speyer 8° R. unter Null. Der Rhein soll zugefroren ge-

Noch einen weiteren Schluß legt uns die Verbreitung und Mannigfaltigkeit unserer Pfälzer Frühlingsbräuche vielleicht nahe: wenn wir hier auf engem Raum fast alle nur möglichen Sitten vertreten finden, so ist uns das auch ein Beweis für die bunte Mischung der pfälzischen Bevölkerung. Ich wage zwar nicht für die Besiedelungsverhältnisse der Pfalz aus den nachgewiesenen Bräuchen bestimmte Schlüsse zu ziehen. Immerhin kann ich mich dem Gedanken nicht verschließen, daß in der glücklichen Mischung alemannischer und fränkischer Elemente die Gewähr für Erhaltung unserer Volksbräuche gegeben ist. Wohl zeigt unsere Pfälzer Völkertafel ein „verwirrendes Gemisch" verschiedenster Elemente, aber dennoch lassen sich zwei Hauptgruppen ausscheiden, die für die Volkskunde der Gegenwart bestimmend geworden sind: in der Urzeit germanische, zunächst wohl dem suevischen Stamm zuneigende Nationalität mit keltisch-römischer Grundmischung, dann aber Alemannen, die von den Franken besiegt, niedergehalten, umgebildet werden. Und diese alemannisch-fränkische Mischung, die dann viel mehr noch durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der späteren Jahrhunderte bedingt ist, erklärt uns heute noch Licht und Schatten im pfälzischen Volkstum. So ist, um mit Riehl, von dem wir ausgegangen, auch zu schließen, unsere heutige Pfalz eine Musterkarte deutscher Kultur, zerstückt, wechselvoll und nur in dem Charakter verwirrender Mannigfaltigkeit einheitlich.

Anhang

Viele der nachfolgenden Fastnachts- (I), Sommertags- (II) und Pfingstquacklieder (III) sind von K. Gymnasiallehrer F. Beyschlag (=B) in Augsburg gesammelt und dem Archiv des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung (Vorsitzender Prof. O. Brenner in Würzburg) entnommen. Die übrigen sind z. T. gedruckt, doch manche an so entlegener Stelle, daß sich eine Wiedergabe hier im Zusammenhang als wünschenswert erwies. Es wäre schön, wenn diese unvollständige Zusammen-

---

wesen sein. Auch 1893, 1895, 1906, 1907 hatten wir in der Pfalz bis Ende April Winter. Am 27. April 1907 lag in der Gegend von Leimen (Pirmasens) der Schnee 20 cm hoch.

stellung weiter ausgebaut und auch durch Beigabe der Melodien bereichert würde, die ich leider nicht aufzeichnen konnte. Man bittet zu beachten, wie die verschiedenen Texte sich durchdringen. Auf Ähnlichkeiten in den mitgeteilten Liedern ist hingewiesen. Auch einige Überarbeitungen und willkürliche „Verbesserungen" von Sommertagsliedchen sind beigefügt. Ich habe den Dialekt möglichst genau nach den vorliegenden Aufzeichnungen wiederzugeben versucht. Vieles ist freilich sinnlos entstellt, manches nur Bruchstück.

I

1

:,: Die Pann rapplt :,:
Die Kichelcher sin gebacŧ,
:,: Gemmer a ens :,:
Ich steck mas in de Sack.

B Schmittshausen (Zweibrücken)

2

Faßnacht, di Pann kracht!
Wann mei Mutter ke Kichlcher backt,
Is es a ke Faßnacht.

B Bad Dürkheim

3

:,: Uff die Faßnacht :,:
Do schlacht mei Vatter en Bock,
:,: Do tanzt mei Mutter :,:,
Do bambelt ere Rock.

Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 249; Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) 35. Grethen (Bad Dürkheim)

4

O du alti Faßenaacht,
Bischd de dann schunn wirrer do?
Wann mei Mutter ke Kichelcher backt,
Peif ich uff die Faßenaacht.
Kichelcher raus, Kichelcher raus —
Oder ich schlag ä Loch ins Haus!

Hardenburg (Bad Dürkheim)

5

Faßnacht, die Pann kracht,
Die Kichelcher sin gebacke:
Raus mit, raus mit,
Mer stecken se in de Rache!

Grethen (Bad Dürkheim)

6

Faßnacht, die Pann kracht,
Wann mei Mutter ke Kichelcher backt,
Brauch ich aach ke Faßnacht:
:,: Kichelcher raus :,:
Oder ich schlag der e Loch ins Haus!

Vgl. II 23 — Grethen (Bad Dürkheim)

7

Hannapeldihan, die Fasenacht geht an!
Do kumme die Fasenachtsbiwerche
Un singen die Fasenachtsliederche:
Gebt uns Eier un e bissel Speck,
Do geh'n mer vun eirer Dier eweck!

Vgl. auch Th. Wolff, Volksleben an der oberen Nahe (Zs. d. V. f. Volkskunde XII (1902) 422). Vgl. II, 14, III 3—10 — Am Donnersberg

8

Hahnrappeldihahn,
Die Fasenacht geht an!
Kichel raus, Kichel raus,
Oder ich schlag e Loch ins Haus!

Ich bin e armer König,
Gebt mer nit so wenig,
Laßt uns nit so lange stehn,
Mer wollen heit noch weiter gehn.

Die Pann kracht, die Pann kracht,
Die Kichel sinn gebackt!
Geb mer ens, geb mer ens
Und de annre gar kens!

Vgl. II 20, III 14 — Um Kaiserslautern

9

Ri ra ro!
De Faßnachtsnarr ist do!
Die Kichle sin gebacke,
Mer henn se höre krache.

B — Maikammer (Landau)

II

1

Ri ra ro!
De Summerdag is do!
Die Veilche un die Blume,
Die gewen de warme Summer!
Äer raus! Budder raus!
Oder i schla e Loch ins Haus!
De Marder schluppt ins Hihnerhaus
Und sucht die beschte Hihner raus!

B — Weingarten (Germersheim)

2

Rir rir ror!
De Summerdag is do!
Ins Beckermichls Garte,
Do muß de Haas warte.
Eier raus! Eier raus!
Schmeiß de Mardl ins Hihnerhaus!
B Bellheim (Germersheim)

3

Ri ra ro!
Der Summerdach is do!
Eier raus, Eier raus,
Odder ich schlach e Loch ins Hihnerhaus!
Wanner se uns nit gewe,
Dun mer se uns nemme!
Gewen Eier her, gewen Eier her,
's Neschт werd schun bald leer!
Ri ra ro!
Der Summerdach is do!
Eier raus,
Odder ich schlach e Loch ins Hihnerhaus!
B Rülzheim (Germersheim)

4

Ri ra ro!
De Summerdag isch do!
Heit iwers Johr
Sinn mer wirrer do!
Rore Wei und Bretzel drein,
Heit wolle mer luschtig sein,
Luschtig wie die Vöchelein!

Lachen (Neustadt a. H.)

5

Ri ra ro!
De Sommerdag is do!
's geht e Mädche über de Rhein,
's werd bald wieder do sein,
Was werd's bringe?
Zuckerwein, Bretzle drein.
Ri ra ro!
De Sommerdag is do!
Westheim (Rheinhessen)

6

Ri ra ro,
De Sommerdag is do!
Was gibt mer denne Mädle?
E ganzi Hand voll Häde?
Was gibt mer denne Bube?
E ganzi Hand voll Rute.
Eier raus, Eier raus!
Der Fuchs geht ins Hihnerhaus,
Holt die Eier all eraus.
Heit iwers Johr
Sinn mer wirer do!

Westheim (Rheinhessen)

7

Ri ra ro, de Summerdag isch do!
Wichsel wechsel, weis mer's Rätzel!
Wuhin? dorthin! Uff de goldne Wiese
Kummt de Summer g'schliche.
Drei Kanne voll Wein,
Drei Bretzle nein,
Do sollen die Herre recht lustig sein!
Ri ra ro, de Summerdag isch do!
Ich hör was klinge,
Die Madam werd was bringe;
Ich hör was krache,
Die Madam werd was backe!
Ri ra ro, der Summerdag isch do!
Speyer

Ri ra ro!
Der Summerdaag isch do!
In meiner Mutter Kiche
Kummt der Summer g'schliche!
Raach raus, Raach raus!
Stech 'm Winter d' Aage aus!
Mei Mutter hot e schwarzi Kuh
Unn e weiße Kiwwel dezu.
Rote Wei, Bretzle nei!

8

Heit wolle mer luschtig sei!
Hör mer d' Schlüßle klingle,
Sie wollen uns ebbes bringe;
Hör mer d' Panne krache,
Sie wolle uns ebbes backe.
Rote Wei, Bretzle nei!
Heit wolle mer luschtig sei!
Heit iwers Johr
Do simmer widder do!

Germersheim

Ri ra ro!
De Summerdag isch do!
Die Veilcher un die Blume,
Die gewen e warme Summer.
Wichsel, wechsel, zeig mer's Kätzel!
Uff de griene Wiese
Kummt de Summer geschlieche.
Merr hören die Pann krache,

9

Die werrn uns ebbes backe.
Eier eraus, Eier eraus!
De Fuchs schluppt ins Hihnerhaus
Un trinkt die beschde Eier aus.
Jetzt gehn merr in die Scheier
Un holen uns die Eier.
Raus, raus, raus!
De Fuchs geht ins Hihnerhaus.

Mühlbach a. Glan (Kusel)

10

Hei li lo, der Summerdag is do!
Feuerrote Blume,
Der Summerdag is kumme;
Hei li lo, der Summertag is do!

Offenbach a. Q. (Landau).

11

Ri ra ro!
De Summerdag isch do!
Der Winter isch vergange
Mit Spieße und mit Stange!
Rote Wei und Bretzle nei,
Heut wemmer luschtig sei!

Vgl. II 28. 31 Meckenheim (Neustadt a. H.)

12

Tri tra tro, der Summer, der esch do!
Wir stellen uns für die Leut daher,
Ein Glas Wein, ein Bretzlein drein,
Den Summer wollen wir lustig sein!
Wir schlofen hinner de Hecke
Und wollen de Summer erwecke,
Der Summer esch mein, der Winter esch dein!
Tri tra tro, der Summer, der esch do!
Un geh mer eweg von diesem Haus
Und tragen en Korb mit Äer raus.
Stockfisch, Stockfisch, gibscht mer alle Johr nix,
Wann ich kumm, do hoscht nix.
Äer raus, Butter raus,
Aber (= oder) der Mardel schluppt ins Hühnerhaus!

Vgl. II 31 Wollmesheim (Landau)

13

Ri ra ro!
Der Summerdag is do!
Steigt der Has ins Hink'lhaus,
Holt die Eier alle raus:
Mir ens, dir ens
Un annere Kinner aach ens.

:,: Stab aus :,:
Stecht dem Winter di Age aus.
Fällt er in di Blume,
Gibts en gute Summer.
. . . .
Rote Wein, Bretzle nei,
Morge muß sche Wetter sei.

B Bad Dürkheim

14

Stab aus, Stab aus,
'm Winter geh'n die A(u)ge aus!
Veilche und Blumme
Gibt en gute Summer.
Ri, ra, ro, der Summerdag iß do!
Schluppt der Fuchs ins Hinkelhaus
Und holt die Eier all heraus,
Mir eins, dir eins
Und dem andern auch eins.
Ich hör' was klingen,
Es wird mir etwas bringen,
E Ei oder e Stück Speck
Ender (eher) geh' ich nicht vun de Haustür weg.

Vgl. I 7, III 3—10 Sausenheim (Frankenthal)

15

Stabaus, stabaus!
Tragt den alten Winter aus!

Frankenthal

16

Stawaus, stawaus!
'm Winter geh'n die Aage aus,
Summerkraut, Winterkraut,
Hupst de Fuchs ins Hinkelhaus,
Sauft all die Eier aus.
Ri ra ro,
De Summerdaak is do!

Ebertsheim (Frankenthal)

17

Steinmaus, Steinmaus,
Kratz der Katz' die Aage aus!

Westrich

18

Stabaus, Stabaus!
E Bose Stroh raus,
Em Winter gehen die Age aus,
Die Veilche und die Blumme
Geben e gute Summer.
Steigt der Fuchs in Hinkelhaus,
Holt die Eier all raus,
Mir eins, dir eins
Und dem andern gar keins.

Neuleiningen (Frankenthal)

19

Am 28. April 1696 schreibt Liselotte von Paris an ihre Stiefschwester Raugräfin Luise:

„mögte man .... singen können, wie die buben zu Heydelberg thaten vom berg, wen sie den Sommer und den Winter herumb führten:

Nun sin wir in der fasten,
da lehren die bawern die kasten.
Wen die bawern die kasten lehren,
wolle unß gott ein gutt jahr beschehren!
Strü, strü, stro, der Sommer, der ist do.

Ich bin versichert, daß es Eüch wundern wirdt, daß ich mich noch dießer schönnen sach so woll erinnere."

W. B. Holland, Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (88. Publication des literar. Vereins in Stuttgart) S. 64.

In einem am 16. April 1707 an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, geschriebenen Briefe heißt es ganz ähnlich:

„Zu sehen, wie alles nun grün ist undt das wetter warm, kan man singen, wie die buben auff dem berg zu Heydelberg frü:

Stru, stru, stroh, der sommer der ist do,
Wir sind nun in der fasten,
Da leren die bauren die kasten.
Wenn die bauren die kasten leren,
Woll unß Gott ein gutt jahr bescheren.
Stru, stru, stroh, der sommer der ist do."

E. Bodemann, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover (Hannover 1891) II 158; J. Wille, Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Leipzig 1907) S. 113.

20

Ich bin ein kleiner König,
Geb mer nit zu wenig,
Laß mich nit zu lang hausstehn,
Ich muß noch e Häusche weiter gehn.

Es steht ein Bettelmann vorm Haus,
Komm doch jemand jetzt heraus!

Dreikönigslied; vgl. I 8 — Sausenheim (Frankenthal)

21

Ich bin der schöne Florian,
Ihr lieben Leutchen, seht mich an!
Wenn eins von euch mich haben will,
So greift nur zu, ich halte still.

Sausenheim (Frankenthal)

22

Wie reizend, wie rührend
Ist alles umher,
Am Hügel wie schattig,
Wie sonnig am Wehr!

Meckenheim (Neustadt a. H.)

23

Freut euch, ihr Brüder, der Frühling is komme,
Gott hat von uns den Winter genomme,
Er will uns auch gewe eine fruchtbare Zeit,
Das Wild im Wald, das grüne Begleit', (?)
Das himmlische Heer, am Himmel zu singen, (?)
Allen Menschen auf Erden die Freude zu bringen.
Wie lachet der Himmel, wie glänzet die Erd',
Wie freut sich alles, wenn's Sommer will werd'.

Wir hören die Panne krachen,
Sie werren (wänn) uns ebbes backe.
Ri ra ro, de Summer, der isch do!
Heut iwers Johr sinn mer widder do!
Mer hören die Schlüßle klingle,
Sie wänn uns ebbes bringe.
Ri ra ro, de Summer der isch do,
Heut üwers Johr sinn mer widder do.

Vgl. oben S. 155 und I 5. 6 — Mörlheim (Landau)

24

Hört, ihr Leute in dem Haus,
Wir treiben jetzt (euch) den Winter aus!
Weil du bist ein wüster Gast,
Weil du uns gefroren hast.
Winter, bist (ist) ein kalter (harter) Mann,
Laufersmann, Laufersmann,
Nun laufen kann! (Wer l. k.)
Jetzund fängt der Sommer(tag) an
Und alles fängt zu grünen an.
Es hat viel (Und die) Blümlein auf dem Feld,
Sie blühen weiß, blau, rot (rot, weiß, blau) und gelb.
Es war ja alles ganz verderrt,
(Alles war erst weg vor dir)
Ein jeder Sommertag, Sommertag, Sommertag werd! (Jetzund ist der S. hier).

25

Ach was Kummer, ach was Schmerzen,
Ach was Kummer, Angst und Not
Leidet (Litte) Jesus in dem Herzen,
Da er gleich ward Mensch und Gott.
Ach was hatt' er denn verschuldt,
Was (Daß) er leidet mit Geduld?
Unsre Sünden nur allein
Dessen Schmerzen sollen sein.

26

(Nach einem Lied Joachim Neanders (1640—1680).)

In der stillen Einsamkeit
Findest du dein Trost (ein Lob) bereit;
Großer Gott erhöre mich,
Meines Herzens, meines Herzens
Meines Herzens Zuversicht! (Meine Seele suchet dich)!

Dieser Trost, von Gott gegeben,
Ist an Seligkeit Gewinn.

So ein frohes, freies Leben
Schwindet diese Stund dahin.
Dieses Glücks und dieser Gabe
Kann sich jeder Bauer freun,
Währet aber nur am Grabe.
Sommertag, Sommertag, Sommertag sei(n)!

Allertreustes Vaterherz,
Siehst den Jammer und den Schmerz,
Siehst ein ganz verlassenes Kind
In der Seele, in der Seele,
In der Seele schwerem Sinn.

Niemand schafft mir sanfte Ruh,
Niemand tröstet mich als du,
Ließest du mich hilflos stehen
So müßt ich, so müßt ich
So müßt ich vor der Welt vergehen.

Gleich wie Wolle fällt der Schnee
Und bedecket, was ich seh (Land und See),
Wehet aber nur ein Wind (Gottes Wind),
So zerfließet, so zerfließet,
So zerfließet er geschwind.

Gleich wie Asche liegt der Reif (Reif, wie Asche, nah und fern)
Und die Kälte machet steif. (Streuet aus die Hand des Herrn);
Wer kann bleiben vor dem Frost,
Wenn der rufet, wenn der rufet (Wenn es weht von Nord
Wenn der rufet Nord und Ost? und Ost)!

Alles was die Zeit uns tut, (O Beherrscher der Natur,)
Gott beherrschet die Natur! (Allen zeigst du Zeit und Spur),
Frühling, Sommer, Herbst und Eis
Stehet da auf sein Geheiß. (Nahn und fliehn auf dein Geheiß).

Vgl. oben S. 154 24, 25, 26 Meckenheim (Neustadt a. H.)
Siebeldingen (Landau)

27

Herr Jesus war auch ein unschuldiges Blut,
Das Herz im Leib mir brechen tut.
Groß war sein Schmerz,
Groß seine Pein,
Wir weinen das Wasser in den Rhein.
Stäb aus, stäb aus!
Dem Winter gehen die Ääge aus!
Mit feuerrote Blume
Hole mer de Summer!
Ri ra ro,
Der Summerdag isch do!

Tal der Queich, des Dernbachs und Sulzbachs

Ach es ist betrübt zu lesen,
Was man von dem Joseph hört:
Seine Brüder, böse Buben,
Warfen ihn in eine Gruben,
Zogen ihm den Rock aus,
Schickten ihn ins Vaterhaus:
„Schau, Vater, sieh und höre doch,
Dieser ist der Josephsrock!"
„Ach ich muß vor Leiden sterben,
Und in meiner Angst verderben,
Weil mein Joseph ist schon tot,
Ach erbarm' dich, lieber Gott!"
— — — — — — — —

28

Es kann mich nichts Schöner's[1] erfreuen,
(Als) wenn jetzt der Sommer anfängt;
Es blühen die Rosen im Maien, ju ja Maien,
Soldaten marschieren[2] ins Feld.

[1]) ich möcht mich besser. [2]) Trompeter die blasen

Hierauf fällt ein Bursche ein:
Ri ra ro
Der Sommertag ist do!
Der Winter ist vergange usw. (II 11)

Offenbach (Landau)

29

Peter Jakobus bin ich genannt,
Den Fahne hab' ich in meiner Hand,
Den Säbel an meiner Seiten,
Damit woll'n wir tapfer streiten
Frisch über frisch als wie ein Flederwisch!
Bruder, geb Feuer oder ich schlag Trump!

Essingen (Landau)

30

Danket Gott für eure Gaben,
Die wir jetzt empfangen haben,
Danket Gott im Himmelreich,
Was mer kriegen, nemme mer gleich.

Essingen (Landau)

31

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Wir wollen naus in Garten
Und wollen des Sommers warten.

Wir wollen hinter die Hecken
Und wollen den Sommer wecken.

Der Sommer, der Sommer,
Der Winter hat's verloren.

Zum Biere, zum Biere!
Der Winter liegt gefangen,
Den schlagen wir mit Stangen.

Zum Weine, zum Weine!
In meiner Mutter Keller
Liegt guter Muskateller.

Wir wünschen dem Herrn ein goldenen Tisch,
Auf jeder Eck ein gebacknen Fisch
Und mitten hinein 3 Kannen voll Wein,
Daß er dabei kann fröhlich sein.

Jo, jo, jo,
Der Sommer, der is do!

Vgl. II 11, 12, 35

Des Knaben Wunderhorn (Reclam) 798;
[Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 339 f.]

32

Strih, strah, stroh,
Der Summerdag ist do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüßelein klingen,
Sie werden uns was bringen.
Roten Wein, Bretzele drein,
Alle gute Sächelein.
Dem Herrn wünschen wir 'n goldenen Tisch,
Drauf sollen seyn gebacken Fisch,
Wir wünschen der Frau zum guten Dank
Voll sein Gespinst den ganzen Schrank,
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben tut.
Strih, strah, stroh,
Heut übers Johr sinn wir wieder do!

Morgenblatt 1819, Juli Nr. 171.

33

Strieh, strah, stroh!
Der Summerdag is do!
Der Summer und der Winter,
Das sinn Geschwisterkinder,
Summerdag! Staabaus!
Blost em Winter die Aage aus!
Strieh strah stroh!
Der Summerdag is do!

Ich hör die Schlissel klinge,
Was werre se uns denn bringe?
Rote Wein un Bretzl drein.
Was noch dazu? Paar neue Schuh;
Strieh, strah, stroh,
Der Summerdag is do.
Heut übers Johr do sinn mer widder do.

O du alter Stockfisch,
Wann mer kommt, do hoscht nix,
Gibscht uns alle Johr nix;
Strieh, strah, stroh,
Der Summerdag es do!

Offizielles Heidelberger Sommertagslied.

34

Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!
Der Winter ist vergangen,
Der Lenz hat angefangen,
Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!

Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!
Die Störch sind eingezogen,
Die Schwalben zugeflogen,
Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!

Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!
Die Bäume wieder sprießen,
Es grünen frisch die Wiesen,
Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!

Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!
Drum singen wir in Chören,
Dem Frühlingstag zu Ehren,
Stri, stra, stroh, der Summerdag ist do!

Offizielles Ludwigshafener Lied
(Karnevalsgesellschaft Rheinschanze).

35

Ri ra ro, de Summerdag isch do!
Die Weire hän schun Kätzle!
Vum Dach, do kreischen d' Spätzle;
Im Garde draus do kumme
Schun raus die Schlisselblume;
De Kuckuck in de Hecke
Duht laut de Summer wecke.
De Winter muß jetzt weiche,
Schun duht de Summer schleiche
Leis über Berg und Felder,
Dorch Dähler un dorch Wälder
Mer kumme mit de Stange
Un duhn de Summer fange,
Dann kääse m'r e Bretzel
Un bringen se mei'm Schätzel,
Die holt dann aus'm Keller
E Fläschel Muskateller.
Ri ra ro, de Summerdag isch do!

K. Thomas (Pfälzische
Rundschau 1901, 24. März).

36

Du liewer, scheener Summerdaag,
Wo bischt dann du hi(n) g'schwunde?

. . . .

Der Schnee liegt koppekissedick,
Mer meent, die Sunn weer beeß;
Geht deß so fort, macht's Storkepaar
Sich widder uff die Rääs'!
Ri, ra, ro,
Der Summerdaag bleibt — wo —?

. . . .

Uff de weiße Wisse,
Dick wie Koppekisse,

Licht der kalte Schnee.
Wichsel, Wechsel,
's friert noch, 's Kätzel,
's Peetel duht'm weh.

Vgl. oben S. 176 — E. Kroemer-Schaefer, Hischdorldeede vun Schpeler (Speier 1906) S. 58 f.

III

1

Quack quack Dollerweck!
Ri ra ro!
Stab aus!
De Winder geht de Jäger aus.
Ri ra ro!
Heut iwer e Johr jimmer wider do!

B — Hermersberg (Pirmasens)

2

Hi ra ro! Heit iwwer e Johr
Simmer widder hier am Scheierdor!
Stab aus! Stab aus!
Hebb' de blodde[1]) Vögl aus,
De blodde wi di blinde,
De Quack solls gewinne!
Hi ra ro!

B — Saalstadt (Pirmasens)

1) = die nackten.

3

Quack, quack, quack!
Siwe Eier sin geback',
Drei davon sin geroote,
Vier sinn gebroote,
Stab aus, stab aus!
Morje fliet de Hächert aus!
Heit iwers Johr
Sin mer wirrer doo.
Salz orer Speck,
Eder gee mer net vor eirer Hausdier
ewe ck

Vgl. I 7, II 14 — Stelzenberg (Kaiserslautern)

4

Quack! Quack!
Siwe Eier geback!
Siwe gebrot,
Siwe gesot!
Gewe ma e paar Eier und a Stick Speck,
Sunst geh ich zu Leota nimme von de
Deer weg!

B — Lemberg (Pirmasens)

5

De Quack, de Quack!
Siwwe Eier geback!
Siwwe gesod,
Siwwe gebrod!
Un e Stick Speck!
Sunst gehn me net vunn de
Hausdir weck!

B — Münchweiler (Pirmasens)

6

Quack, quack!
Siwe Eier geback,
Siwe gesoore,
Acht gebroore.
Owe nauß,
Unne nauß!
Heb die blodde Vegelcher auß!
Klene Buwe kisse gern,
Große noch viel liewer.
Gewen uns Eier oder Speck!
Eher gehn mer net vun der Deer eweck!

Lambsborn (Homburg)

7

Quack, quack, quack!
Sechs Eier sinn geback',
Siwe sin gesoore,
Acht sinn gebroore,
Nein sinn in der Pfann,
Zehn wollen mer hann,
Gewet uns e Dutzend orer e Stück Speck,
Sunscht gehn mer sein Lebtag nimmeh
vor eirer Dähr eweck!

Umgegend von Kusel

8

Quack, quack, quack!
Siwe Eier in de Sack,
Eier oder Speck,
Erster geh' ich net vor eirer Dir weg!

B Webenheim (Zweibrücken)

9

De Pingstequack! De Pingstequack
Hot Dreck im Sack!
Fliegt owenaus!
Fliegt unnenaus!
Hebbt die blodde Vegl aus!

B Fischbach (Pirmasens)

10

De Pingstquack hat Äier gfresse,
Er hat sei Roß im Stall vergesse.
Gewe mer Äier oder Speck,
Sunsch nemme mer alles vun de Der
eweg!

B Petersbächel (Pirmasens)

11

Do kumme di arme Pingsteknecht,
Die herre so gern das Pingsterecht,
Sie schaue an die lange Stang,
Wo sie das Brot versteiert han (?),
Net so kle, net so groß,
Daß uns das Körwele net verstoß.
— — — — — — — — —
So habt ihr uns e Gackerle gewe,
So winsche wir eich das ewige Lewe,
Wohl eich und eire Kinner.
(Oder: So sollt ihr es Johr mit Freide
Wohl ihr un eire Kinder!) [erlewe
— — — — — — — — —
Und habt ihr uns kei Gackerle gewe,
So soll eich das Hemd am A . . . anklewe,
Eich und eire Kinner!

B Ruppertsweiler (Pirmasens)
Erlenbrunn ,,

12

Do kumme di arme Pingsteknecht,
Die herre (= hätten) so gern das Pingstrecht.
O schauet wohl an die lange Stang',
Wo se das Brot verstajet hann (?),
Das erste klein, das zweite groß,
Wo se das Messer in de Speck neistoß.
Mir winsche de Herre viel Freid und Glick,
Un Glick dem alte Hausgeschick (?),

Wohl eich un eire Kinder,
Wohl eich un eire G'sinde!
— — — — — — — — — — —
So habt ihr uns e Gackerle gewe,
So winsche wir eich e ewigs Lebe.
— — — — — — — — — — —
So habt ihr uns ke Gackerle gewe,
So soll eich das Hemd am H..... anklewe!

B Lemberg (Pirmasens)

13

Es kumme di arme Pingstekniecht;
Sie herre so gern es Pingsterecht!
Sie schaue an die langi Stang,
Wo sie das Brot verstajet han.
Das erst net so klei,
Das zweit net so groß,
Daß es unser Kerwele net verstoßt.
Eier eraus und Speck eraus!
Es is e schäni Jungfrau im Haus. —
— — — — — — — — — —
Und habt ihr uns e Gackele gewe,
So sollt ihr hawe das ewige Lewe.

B Kettrichhof (Pirmasens)

14

Da kommen die arme Pfingstekniecht,
Sie hätten so gern das Pfingsterecht!
Und nicht so klein und nicht so groß,
Daß das Messer ins Beckerlein stoßt.
Da haben sie uns ein Gackerlein geben,
So wünschen wir euch das ewige Leben,
Erbarmt euch eurer Kinder,
Erbarmt euch eurer Sünder!
Der Quick-Quack-Quack hat Erbse gefreß'
Und hat die Ochsen im Stall vergeß'.
Der Stern, der Stern soll rumme gehn,
Wir müssen des Tags noch weiter gehn.

Vgl. I 8, II 20 Obersimten (Pirmasens)



Kleine Mitteilungen.

Fastnachts- und Sommertagsverschen aus Hessen.

Der in diesem Hefte abgedruckte Aufsatz Beckers nimmt auf hessische Verhältnisse an einigen Stellen bereits Bezug. Es möge hier noch zusammengestellt werden, was sich in unserem Archiv bis jetzt an hierher gehörigen Verschen findet. Die Ausbeute ist nicht groß, da gerade aus den Teilen Hessens, in welchen Fastnacht und Sommertag am ehesten noch eine Rolle spielen: nämlich aus Rheinhessen und dem südlichen Teil Starkenburgs überhaupt die Antworten noch nicht sehr zahlreich eingelaufen sind. Vielleicht bringen die Antworten auf unseren neuen Fragenbogen über das Kinderlied auch hier noch Ergänzungen.

Ein Fastnachtslied aus Nieder-Olm (Rheinhessen) hat schon O. Schröder in diesen Blättern, Bd. V., S. 158 abgedruckt. Dort sind aber offenbar die Verse etwas unrichtig abgeteilt, und es liegen nach anderer Angabe zwei ursprünglich getrennte nicht zusammengehörige Lieder vor. Eines, das von Schröder als Schluß des ganzen abgedruckte: „die Pann kracht..." ist eine Parallele zu dem auch von Becker Anhang I, 5 mitgeteilten und überhaupt weitverbreiteten Verschen.

Das zweite Liedchen, das die Schüler an demselben Ort singen, indem sie mit einem Säckchen von Haus zu Haus ziehen, um Mehl zu sammeln, scheint darauf hinzuweisen, daß ebenso wie in Mettlach und Keuchingen (siehe oben S. 144) auch in Hessen vereinzelt die Mädchenversteigerung mit Fastnacht verbunden war. Es lautet:

Ho ho ho,
die Fassenacht ist do!
die Braut härt mein;
wer mer siwe Gulde giebt,
5 dem soll se sein.
Soll sein, soll sein —
mein Säckelche soll bald voll sein.
Drowe in de Ferschte
hänge lange Werschte.
10 Gewe Se mer die lange,
loß die korze hange;
morje, wann ich wirre komm,
hol ich aach die korze.

Die ersten fünf Zeilen des Liedchens sind auch aus Bretzenheim bei Mainz überliefert. Die Wiederholung des „soll sein" in Zeile 6 hat natürlich nur den Zweck, einen Reim zu Zeile 7 herzustellen.

Die Zeilen 8—11 finden sich auch im Sommertagslied von Gernsheim. In Buchonien werden sie am Hutzelsonntag (Invocavit) gesungen mit einer nach Zeile 2 eingefügten Erweiterung: „Dobe im Schornstei hänge de olle Säubei" (vgl. Hessenland XXI, S. 81). Auch beim Schlachtfest kann man sie in Oberhessen hören, wenn die ärmeren Kinder bei dem reicheren Bauer, der geschlachtet hat, eine Gabe erbitten. Vgl. auch Böhme, Deutsches Kinderlied, S. 384.

Aus Starkenburg werden uns einige wenige eigenartige Verschen mitgeteilt. In Hassenroth (Kr. Erbach) singen die Kinder:

Ei du mei liewe Fastenacht,
Kimmste denn schon wieder!
Vorm Johr hawe mer Krebbel g'hatt,
dies Johr esse mer wieder. (Vgl. Becker, Anhang I, 4, Zeile 1 f.)

und ein zweites: Die Mutter backet Krebbel,
Sie backt se sou bran,
sie schließt se in Schrank
und läßt mich nit dran. (Vgl. Hess. Bl. f. Volksk. I, S. 50.)
Ich soll die Hinkel mit locke:
Komm bi, komm bi!
Die Brocke frißt sie.

Aus Lämmerspiel (Kr. Offenbach) besitzen wir ein interessantes Fastnacht-Heischelied:

Howele, howele, lone,
die Fastnacht is one.
Dort drowen auf dem Hinkelhaus
hengt ein Korb voll Eier haus. (Vgl. Böhme, Deutsches Kinderlied, S. 384 f.)
Fräche, geb mer ein Stück Speck,
geh ich vor der Hausdir weck,
geb mir noch ein bische mie (mehr),
bleib ich noch e bissi stie;
gieb mir ein Kreuzer,
geh ich in alle Häuser;
gieb mir ein Stück Worscht,
sann ich euer Bosch;
geb mir ein Kladche,
sann ich euer Madche.

Das Erbetteln eines Stückes Speck, des „Fastnachtsgriebchens", ist oder war wenigstens bis vor wenigen Jahren auch im Kreis Wetzlar bekannt. Die Knaben trugen dort einen sogenannten Fastnachtsspieß (vgl. Böhme, a. a. O. 385 f.), an dem sie den Speck nach Hause brachten. Sie sangen dort:

Gebt mir ein Stück von eurem Speck,
sonst geh wir nit von der Haustür weg.

Das Fastnachtsabendessen bestand dann aus einem Eierkuchen mit Speck. (Nach einer Notiz im Gießener Anzeiger vom 12. Febr. 1907.)

II.

Etwas zahlreicher sind die uns mitgeteilten Sommertagslieder, die sich aber von den Pfälzer Verschen nur wenig entfernen. Ich gebe im folgenden jeweils an, welchen der von Becker im Anhang abgedruckten Verschen die unseren nahestehen.

Klein-Hausen (Kreis Bensheim):

Ra ri ra
der Sommer der ist da!
der Winter hat verloren,
der Sommer hat gewonnen.
Hutzel 'raus,
der Dreck is haus!

Den Kindern wird nach Absingen dieses Verschens gedörrtes Obst zugeworfen. Vgl. Becker II. 31, V. 1. 2. 7. 8.

Gernsheim (Kr. Groß-Gerau):

Hier ziehen die schulpflichtigen Jungen an Lätare mittags 12 von Haus zu Haus, Äpfel und Backwaren erbittend. Dabei werden folgende Verse „halb deklamiert, halb gesungen" (Die Melodie befindet sich in unserem Archiv):

Ho, Bumberlo!
Der Summerdag is do.
Mer höre die Jungfrau klingele,
sie werd uns ebbes bringe:
5 Eier oder Speck;
Mer gehn net ehnder weck,
bis mer ebbes hätt.
Drobe in de Ferschte
hänge Bratwärschte;
10 die große wolle mer fange,
die klane losse mer hange.
Fuchs springt ins Hinkelhaus,
holt all die Eier raus,
der Gickel frißt die Schale,
15 der Bauer muß bezahle.
Ho, Bumberlo,
der Summerdag is do!

Nach andrer Version heißt es in V. 12 und 13: Fuchs hockt ins Hinkelhaus, wirft all die Eier raus. Man vergleiche besonders zu V. 3 f. Becker II 7, zu V. 5 f. Becker II 14, außerdem das Fastnachtslied aus Lämmerspiel und Becker I 7. Zu V. 12 ff. sind Parallelen bei Becker II, 1. 6. 9. 12. 13. 14. 16. 18.

Erhalten die Kinder in Gernsheim nichts, so singen sie:

Der Geizhals guckt zum Finschter raus
und werft uns noch ka Schnitz (Hutzel) raus!

Man vergleiche dazu den Spottvers am Ende des Heidelberger Sommertagsliedes (Becker II, 33).

In Bretzenheim war es nach einer in unserem Archiv befindlichen Mitteilung des Herrn Mumbächer um 1830 Sitte, daß die Knaben, wenn in einem Hause ein Marder gefangen wurde, denselben auf ein Brett nagelten, ihn so im Dorfe umhertrugen und Eier sammelten, indem sie riefen:

Aajer raus, Aajer raus! Sonst werfe mer de Marder ins Hinkelhaus!

Dies ist, wie die Parallelen zu V. 12 des Gernsheimer Liedes und besonders Becker II 2, Zeile 5 f. und II 12, Zeile 13 f. zeigen, der Rest eines Sommertagsliedes, und der auf das Brett genagelte Marder ist gewiß ursprünglich kein zufällig gefangener Marder gewesen, sondern ein notwendiges Requisit des Sommertagszuges. Vgl. auch ein ebenso schließendes Pfingstquacklied bei Böhme, a. a. O., S. 351.

Stabaus-Verse besitzen wir die folgenden (sämtlich aus Rheinhessen).

Pfeddersheim (Kr. Worms):

Schdaawaus! Schdaawaus!
Em Winder gehn die Aae aus.
die Veilcher und die Blumme!
Es gibt en gure Summer.

5 Ri, ra, ro,
der Summerdaag eß do.
Do schdehe mer mit de Schdange,
De Winder eß vegange.
Heit iwwers Jahr
10 Schdehn mer all minanner wirre da.

Zu V. 1—6 vgl. man besonders Becker II 14 und 27 (V. 6 ff.); zu V. 3 f. auch Becker II 9, V. 3 ff. und andere; in Worms wurden diese sechs Verse früher ebenfalls häufig, jetzt seltener, gesungen mit der Variante: „Die Veilcher und die Blume, die hole mer im Summer“. Die Schlußformel (V. 9 f.) findet sich ebenfalls öfter, vgl. Becker II 6. 8. 23. 32. 33.

Alsheim (Rheinhessen):

Schdaawaus, Schdaawaus!
Em Winder gehn die Aae aus.
Viole, Schlisselblumme
Hole mer de Summer.
Kichle mei,
Bretzel drei,
Hör ichs Fraache klingle,
Werd uns bal' ebbes bringe,
E Ei orrer e Schdick Schbeck,
Geh mer glei vorr der Dür eweck.

Der Anfang des Liedes deckt sich mit dem Anfang des Pfeddersheimer, zur zweiten Hälfte vergleiche man V. 3 des Gernsheimer Liedchens und die dort angegebenen weiteren Parallelen.

Sehr nahe steht diesen beiden Versen auch das nur noch fragmentarisch bekannte Liedchen aus Nierstein (Rheinhessen):

Stab aus, Stab aus!
Stech dem Winter die Aae aus.
Veiole und die Blumme
die bringen uns de Summer.

Jedoch ist hier die auch sonst (Becker II, 13) begegnende abweichende Version von V. 2 bemerkenswert.

Der Sommertagsstecken (vgl. oben S. 158), den die Kinder hier in N. tragen, ist ein geringelter Weidenstock, auf welchem ein Apfel und eine mit Bändern geschmückte Bretzel steckt.

Außer dem Ri-ra-ro- und dem Stabaus-Typus ist in Hessen noch ein dritter Typus des Lätareliedes belegt, als dessen Repräsentanten ich das Lied aus Wald-Ebersbach (Kr. Heppenheim) anführe (vgl. Böhme, a. a. O. S. 341):

Summer, Summer, Maje,
die Hinkel leje Eie(r);
sie leje se in e Loch,
mir finne se aber doch.
5 gebt mer e Ei newe e Stück Speck,
gäih ich glei vun eirer Hausdir weck.

Zu V. 5 f. vergleiche man wieder die oben zum Gernsheimer Lied V. 3 gegebenen Parallelen.

Die Stellung der einzelnen Gemeinden zu Festen wie der Sommertag ist natürlich sehr verschieden. Während in der einen längst die letzte Spur derselben erloschen ist, in anderen die Umzüge einen rein privaten Charakter tragen, wird in einigen wenigen durch Vereine oder gar Behörden eine Regelung und damit zugleich eine Pflege des Brauches ausgeübt. Bekannt ist das Beispiel von Heidelberg. In Rheinhessen wird in Horchheim von Gemeindewegen der Sommertag gepflegt, und auch die Bevölkerung der Nachbarorte nimmt daran teil. Der Grund für diese Pflege ist für uns noch erkennbar. Die Horchheimer Lokaltradition[1]) erzählt nämlich, vor langer Zeit habe eine Frauensperson dort ihr Kind umgebracht und sei auf dem Frohndberg hingerichtet worden. Deshalb ziehen jetzt alljährlich an Lätare die Kinder von Horchheim unter Führung des Polizeidieners und des Feldschützen auf den Frohndberg und beten dort für die Hingerichtete die heiligen fünf Wunden und den Glauben Gott Vater. Nach Verrichtung dieser Gebete geht der Zug unter Absingung des Liedes: „Ri, ra, ro, der Summerdag ist do“ an das Gemeindehaus zurück, wo von dem Feldschützen und dem Gemeindediener jedem anwesenden Kinde ein Sommerweck übergeben und der Rest von dem Gemeindevorstande unter die versammelte Volksmenge geworfen wird. Die Ausgabe für diese Spende bestreitet die Gemeinde Horchheim. Dieser sollen nämlich aus dem Nachlaß der ohne Erben verstorbenen Mörderin einige Grundstücke zugefallen sein, und deren Pachtertrag sei für Anschaffung der zu verteilenden dreispitzigen „Sommerwecken“ verwendet worden; später hätten aber die Pächter die Felder gekauft, und seitdem verwende man jährlich den Zinsertrag der Kaufsumme in Höhe von 7 Gulden für diesen Zweck.

Wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß wirklich die Hinrichtung der Kindesmörderin auf dem Frohndberg stattgefunden hat, und ganz erklärlich ist es, wenn gerade ein Gebet der Kinder für ihr Seelenheil angeordnet wurde. Es ist auch durchaus möglich, daß wirklich einstmals beschlossen worden war, das der Gemeinde zugefallene Erbe für Spenden an die Kinder an Lätare zu verwenden, und daß deshalb gerade mit dem Lätaresingen der Zug auf den Frohndberg und das Gebet für die Hingerichtete verbunden wurde. Noch mehr Wahrscheinlichkeit hat aber meines Erachtens die Annahme für sich, daß die Mörderin selbst die Bestimmung getroffen hat, es solle den Kindern, die am Sommertagszug teilnehmen, aus dem Erträgnis ihres an die Gemeinde fallenden Besitzes der „Sommertagsweck“ gespendet werden — unter der Bedingung natürlich, daß die Kinder vorher für ihr, der Mörderin, Seelenheil beteten.

Wenn nun aber die Tradition behauptet, daß aus dem Zug der Kinder zum Frohndberg sich erst das Sommertagsfest herausgebildet habe, so ist das natürlich ein Irrtum, der in seinem Grunde sehr leicht verständlich ist: Da sich irgendwelche Anhaltspunkte für den Ursprung des Sommertagszuges im Volksbewußtsein nicht mehr vorfanden, so führte man ihn zurück auf die Ursache, die einem erst sekundär damit verknüpften, aber noch verstandenen

---

[1]) Ich gebe dies wieder nach einem Flugblatt, das der Horchheimer Turnverein im Jahre 1903 an einem auf Lätare abgehaltenen Turntag unter die Teilnehmer verteilte. Herr H. Mumbächer in Bretzenheim hatte seinerzeit die Freundlichkeit, uns das Blatt für unser Archiv zu übersenden.

jüngeren Brauch zu Grunde lag. Jedenfalls ein hübsches Beispiel eines Versuches, die Herkunft eines unverständlich gewordenen alten Brauches zu erklären.

Gießen. Karl Helm.

Bücherschau.

Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, Teubner, 1906.

Der durch seine Sammlungen heimatlicher Volkslieder rühmlich bekannte Verf. hat in diesem Werke seine reichen Studien auf diesem Gebiete zusammengetragen. Das verarbeitete Material umfaßt Volkslieder der verschiedensten Zeiten und Völker, wenn auch begreiflicher Weise das neuere und besonders das deutsche Volkslied vorzugsweise berücksichtigt ist. Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber rechten, daß er Volkslied und Volksdichtung identisch setzt. Wenn er aber damit z. B. das Märchen aus dem Gebiete der Volksdichtung ausschließt, so wird auch hierdurch erst die von ihm ausgesprochene Auffassung möglich, daß alle Volksdichtung mit dem Liede begonnen habe, eine Meinung die, ebenso wie manche andere Ausführung des Verf., an alte romantische Ideen anklingt, die wir heute nicht mehr für durchführbar halten können. Das Verdienst dieses Buches besteht darin, daß es die Volkslieder verschiedenster Herkunft nach gewissen, freilich ziemlich willkürlich geordneten Gesichtspunkten betrachtet, und dabei teils auf die zahlreichen übereinstimmenden Züge selbst weit entlegener Volksdichtungen, teils auch auf gewisse Unterschiede nationaler Art bei benachbarten Kulturvölkern, wie z. B. bei den Germanen und Romanen, hinweist. Auf diese Weise erörtert der Verf. nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Ursprung des Volksgesanges, über das Wesen der Volksdichtung usw. in einer Reihe von Kapiteln den Anteil der Frauen am Volksgesang, die Totenklagen, die Stätten des Volksgesanges, die Lebensfähigkeit der Volksdichtung, die Wanderungen der Volkslieder, die Wettgesänge, Humor und Spott in der Volksdichtung u. a. m. Dadurch bietet das Buch eine nach diesen Gesichtspunkten orientierte vergleichende Darstellung des Volksliedes überhaupt, und es kann so mit Vorteil von jedem benutzt werden, der sich über die verschiedenen durch diese Ueberschriften angedeuteten Fragen unterrichten will. Infolgedessen enthält das Werk natürlich vieles von völkerpsychologischem Interesse: so z. B. zahlreiche Zeugnisse für gewisse, wie es scheint, allgemeingültige Eigenschaften des Volksliedes, wie den Refrain, die Neigung zu Wechselgesängen, den so oft sich findenden in einer Naturschilderung bestehenden Eingang, die der Stimmung angepaßt ist, ohne direkt zu dem Thema in Beziehung zu stehen usw. Nicht minder werfen manche Verschiedenheiten, wie z. B. die deutschen Wald- und Jagdlieder, die auf französischem Boden fast ganz fehlen, ein bezeichnendes Licht auf abweichende Kulturbedingungen und seelische Anlagen. Unter den allgemeineren Ergebnissen des Verf.'s ist das psychologisch wertvollste wohl der Nachweis, daß es eine dem Volk in seiner Gesamtheit zugehörige Dichtung in dem Sinne nur gibt, als die Schöpfung eines Einzelnen von andern Einzelnen aufgenommen, weitergeführt und variiert wird. Der Verf. hat dieses in neuerer Zeit auch

sonst zu allgemeinerer Annahme gelangte Ergebnis besonders überzeugend durch die Beobachtung gewisser bei bestimmten Gelegenheiten neu entstandener Volkslieder nachgewiesen.

Gleichwohl bringt es die gewählte Darstellungsform der Betrachtung des Volksliedes unter mehr oder weniger systematischen Gesichtspunkten mit sich, daß das Werk zwar interessante Beiträge zur Psychologie der Volksdichtung liefert, aber selbst eine solche Psychologie nicht ist. Um es zu sein, müßte das Material vor allem nach genetischen Gesichtspunkten untersucht sein. So kann es z. B. keinem Zweifel unterliegen, daß die verschiedenen Liederstoffe nicht nur nach Volkseigentümlichkeiten mannigfach variieren, sondern daß sie auch in einer bestimmten Entwicklungsfolge auftreten. Bei vielen primitiven Völkern finden wir Kultgesänge und Arbeitslieder, auch einfache Freude- und Klagelieder, aber keine Spur etwa von Liebesliedern oder von Ausdrücken der Naturstimmung im Liede usw. Dabei hat außerdem jede dieser Liedformen wieder ihre besondere Entwicklung zurückgelegt, wie man z. B. an Büchers Sammlung von Arbeitsliedern deutlich sehen kann. Wie sehr dieser für die Psychologie des Liedes wesentliche Gesichtspunkt der Entwicklung bei dem Verf. zurücktritt, erhellt schon daraus, daß unter seinen Beispielen die Lieder primitiverer Völker nur sehr spärlich vertreten sind, und daß sie beliebig gemischt mit Liedern hochentwickelter Kulturvölker vorkommen. Doch soll aus diesen Mängeln, die das Buch in psychologischer Beziehung bietet, dem Verf. wiederum kein Vorwurf gemacht werden, sondern wir wollen uns dessen freuen, was er durch seine fleißige Sammlung eines weit zerstreuten Materials zusammen gebracht hat. Vielleicht ist auch zu einer wirklichen Psychologie des Volksliedes die Zeit überhaupt noch nicht gekommen, da es namentlich für die früheren Stufen zum Teil noch an dem erforderlichen Material fehlt, und da für eine psychologisch besonders wichtige Seite, für die Rhythmik und Melodik des Liedes, fast noch gar keine Vorarbeiten vorhanden sind. Hier werden voraussichtlich in Zukunft Phonograph und Grammophon noch wichtige Dienste leisten können. Möge das Buch, in dem selbst mehrfach auf die große Bedeutung der Liedmelodie hingewiesen ist, auch in dieser Beziehung anregend wirken!

Leipzig. W. Wundt.

Schoof, Wilhelm, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart. Eine grammatisch-lexikalische Studie. Sonderdruck a. d. Zeitschrift für deutsche Mundarten 1906, H. 1—4, 74 S.

Die Abhandlung beschränkt sich nicht auf das französische Fremdwort; auch lateinische Fremdwörter sind vielfach herangezogen. Es werden in einem allgemeinen Teil die Geschichte des Fremdworts in Hessen und im Schwalmgebiet insbesondere, die Sprachgebiete, denen der Fremdwörterschatz der Ma. angehört, die Betonung der Fremdwörter und das Verhältnis des Fremdwörterschatzes zu dem des Neuhochdeutschen erörtert. Dann folgen Laut- und Flexionslehre, ein Abschnitt über Wortbildung und über Bedeutungswandel, und den Schluß bildet ein Vokabular, in dem allerdings Fremdwörter, die auch im Hochdeutschen vorkommen, weggelassen sind, wenn sie zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß gaben. Nach des Verf.'s Ansicht ist der Haupt-

stock der in Hessen eingebürgerten Fremdwörter etwa in der Zeit von 1650—1750 aufgenommen worden. Dem Schwälmischen muß aber die französische Herrschaft zu Anfang des 19. Jh.'s noch einen besonderen Nachschub gebracht haben, was ein Vergleich mit andern hessischen Maa. zeigt, die auf diesem Gebiete ein so reiches Material nicht aufweisen können. Das Verzeichnis der Fremdwörter nach Sprachgebieten gibt leider nur eine Auswahl. Eine vollständige Liste würde deutlicher haben erkennen lassen, in welchem Umfang der Fremdwörterschatz sich auf die einzelnen Sprachgebiete verteilt, und welchen Sprachen er entstammt. Vielleicht hätte sich dann auch gezeigt, daß gewisse Kreise, z. B. Medizin und Kirche, ihren Fremdwörterschatz in der Hauptsache auf gelehrtem Wege direkt aus dem Lateinischen bezw. Griechischen bekommen haben. Die Wortbildung, die volkskundlich besonders interessiert, ist sehr eingehend behandelt. Der Abschnitt zeigt, daß die Volkssprache fremdes Sprachgut, wenn es einmal eingebürgert ist, wie einheimisches betrachtet, fremde Ableitungssilben mit einheimischen Wörtern, und einheimische mit fremden zusammenfügt. In Einzelheiten hat der Verf. nicht immer das Richtige getroffen. So können die Adjektive **rewäls**, **komədiirəriš** u. **desbədiirəriš** (S. 37) nicht von den Infinitiven **rebellare**, **commander** u. **disputer**, sondern nur von Substantiven abgeleitet werden. Ob **šreiwəs** (= amtliches Schreiben, S. 33), das doch wohl auch im Schwälmischen Neutrum ist, zu den Ableitungen mit lat. **-us** gehört, scheint mir fraglich. Bei **karand** (**courant** S. 47) ist schwerlich Vermengung mit **garanter** anzunehmen. Man vergleiche die Formen **karaasə** (**courage**) u. **karjeeš** (**curieux**), die den gleichen Wandel des unbetonten u-Lautes vor r erfahren haben. In anderen hessischen Maa. begegnen vereinzelte andere Fälle, wo der der Tonsilbe vorausgehende Vokal in **a** übergegangen ist; vgl. odenwäldisch **logəmadiif** (**locomotive**), **lawéndiχ** (mhd. **lëbendic**), vogelsbergisch **lafgǫijə** (Levkoje, Schöner, Spezialdiotikon von Eschenrod Z. f. h. Maa. IV, 63). Im Abschnitt Geschlechtswandel ist keine Erklärung versucht, wie es kommt, daß die Substantive auf **-aašə**, frz. **-age**, nicht wie im Frz. Maskulina, sondern Feminina sind, und wie es kommt, daß die auf **-ier**, frz. **ière** und **ier** und die auf **-ęd**, frz. **-et** und **-ette** sächliches Geschlecht haben. Im Odenwald werden die auf **-aašə** als Plurale aufgefaßt — außer **raaš** (**rage**), das aber schon im Frz. weiblich ist und sein **ə** abgeworfen hat. Bei den Subst. auf **-ier** hat wohl Anlehnung an sinnverwandte deutsche Wörter (**quartier** = Viertel, Revier = Gebiet), vielleicht auch an die deutsche Lautgruppe -ier in Geschmier, Tier, Bier, welch letzteres umgekehrt vom Frz. als Femininum übernommen wurde, Anlaß zum Geschlechtswandel gegeben. Die Wörter auf **-ęd** endlich wurden zum Teil wenigstens als Diminutiva empfunden und nahmen demgemäß sächliches Geschlecht an. Frz. **le violon** (**faiəliin**, S. 50) hat sein Suffix vertauscht und ist damit zugleich zu den weiblichen Substantiven übergetreten; Anlehnung an das deutsche „Geige" anzunehmen, ist nicht nötig. — Die Abhandlung im ganzen ist volkskundlich wertvoll, besonders deshalb, weil sie das Fremdwort nach allen Seiten beleuchtet.

Gießen. L. Dietrich.

Volkskunde im Breisgau. Herausgegeben vom Badischen Verein für Volkskunde durch Professor Dr. Fridrich Pfaff. Freiburg im Breisgau, J. Bielefelds Verlag, 1906. 189 S. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Mit der zum goldenen Hochzeitsjubiläum des badischen Fürstenpaares und zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit des Breisgaus zum Großherzogtum Baden erschienenen Festschrift bietet der Badische Verein für Volkskunde eine erfreuliche Probe seiner Tätigkeit, in glücklicher Auswahl eine „Handvoll Gaben aus dem unerschöpflichen Schatze der Volksüberlieferungen des badischen Landes und besonders des Breisgaus". Dem Herausgeber verdankt das Werk zwei Beiträge: Die Sage vom Ursprung der Herzoge von Zähringen (S. 9—34) und Katzenstriegel, ein altes Volksspiel (S. 35—44). Nach einer bei Cäsarius von Heisterbach (um 1220) überlieferten Sage war der Stammvater der Herzoge von Zähringen ein Köhler. Verfasser weist nach, daß die echt volkstümliche, mit phantastischen Zügen ausgeschmückte Sage, die in Einzelheiten an die Dietrichsage anklingt, sich auf die uralten Kulturelemente des Schwarzwaldes gründet: Köhlerei und Bergbau besonders auf Silber. Sie „geht aus von dem Bestreben die im Breisgau so plötzlich auftretende große Macht des Zähringergeschlechts zu erklären und nennt ganz richtig den Bergsegen des Breisgaus als eines der Hauptmittel zur Machtentfaltung des Zähringerstammes". Die schöne Sage gilt dem 1218 verstorbenen „steinernen Herzog" Bertold V. Der andere wertvolle Beitrag F. Pfaffs bezieht sich auf das uralte, schon über 500 Jahre in Deutschland heimische Kraft- und Scherzspiel des Katzenstriegelziehens. Ich verweise jetzt noch auf die hübsche bildliche Darstellung (Richard Mahns) bei M. Förderreuther, Die Allgäuer Alpen, Land und Leute (Kempten und München 1907) S. 250/251: Streckkatzenziehen, ferner auf H. F. Feilberg, Alemannia N. F. 8 S. 126 ff.

Über Fastnachtsbräuche aus Bernau (Funkensonntag) berichtet F. Lamey (S. 45—50); eine höchst wertvolle, wohlgeordnete Zusammenstellung von 337 Volks- (und Kinder)rätseln aus ganz Baden, besonders südlich von der Kinzig, bietet O. Haffner (S. 51—106) und zwar auf Grund der Fragebogenbeantwortungen durch die Volksschullehrer Badens (1893). K. Becher teilt 22 nach dem Gesang der Soldaten seines Truppenteils (5. Bad. Infanterieregiment Nr. 113) aufgezeichnete Marschlieder mit (S. 107—134). Das Badner Lied (Nr. 2), das angeblich noch nicht gedruckt ist, findet sich, wie mir mein Bruder Emil, Leutnant im K. B. 23. Infanterieregiment in Saargemünd mitteilt, in folgender Variante zu Saargemünd und Landau (Pfalz):

Das schönste Land in Deutschlands Gaun
Bist du, mein Pfälzerland!
Gar herrlich bist du anzuschaun,
Du schönste Perl' am deutschen Strand!

Drum lieb' ich dich, mein Pfälzerland,
Du schönste Perl' am deutschen Strand!
Blick auf, blick auf (?) mein Pfälzerland,
Du schönste Perl' am deutschen Strand!

Der Bürger und der Bauersmann,
Zivil und der Soldat,
Die blicken einander freundlich an

Und reichen sich die Hand.
Drum usw.

In St. Ingbert gräbt man Kohlen,
Bei Dürkheim wächst der Wein,
Am Rhein gibt's schöne Mädcher;
Ein Pfälzer möcht' ich sein!
Drum usw.

Wer teilt noch weitere Varianten mit?

O. Meisinger hat zu der Festschrift 13 Volkslieder aus dem Wiesentale (S. 135—148) beigesteuert, eine Vorarbeit zu seiner jüngst erschienenen umfangreicheren Sammlung Volkswörter und Volslieder aus dem Wiesentale (Freiburg i. B., J. Bielefeld, 1907). In einer Reihe von sprachlich wie sachlich interessanten Literaturzeugnissen gibt F. Kluge eine Geschichte jener „lieblichen", alemannischen Wortbildung Anheimeln, (S. 149—154), das zuerst bei Wieland 1777 begegnet. Der letzte Aufsatz, E. Eckhardts: Alte Schauspiele aus dem Breisgau (S. 155—189), stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des älteren deutschen Dramas dar, besonders der kulturgeschichtlich so inhaltreichen bodenständigen Dramatik des Breisgaus. Die beiden in alemannischer Mundart verfaßten Freiburger geistlichen Spiele (von E. Martin in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde III [1874] herausgegeben) reichen trotz ihrer späten Entstehung (16./17. Jahrhundert) mit ihren Wurzeln ins Mittelalter zurück. Der Kern des ersten Spieles (I) ist ein Passions- und Osterspiel, das recht ungeschickt in ein Fronleichnamsspiel hineingeschoben ist. Dies war ein Prozessionsdrama, dessen einzelne Abschnitte unter die verschiedenen Handwerkerzünfte der Stadt zur Aufführung verteilt wurden, ähnlich wie beim Zerbster Fronleichnamsspiel, das im übrigen keine Verwandtschaft mit unserem zeigt. Während die an sich nicht leichte Quellenuntersuchung beim Prozessionsspiel sich besonders schwierig gestaltet, verrät das Osterspiel leicht seine Ähnlichkeit mit einem von A. Hartmann herausgegebenen Passionsspiel Sebastian Wilds. Eine Hauptquelle für das zweite Spiel (II) stellt des Zürichers Jakob Ruef (protestantisches) Passionsspiel Das lyden unsers Herren Jesu Christi (Zürich 1545) dar. Im Gegensatz zu der volkstümlichen Schlichtheit von I machen sich hier in II gelehrte Einflüsse geltend. Nach den beiden Freiburger Spielen behandelt Verfasser das von K. v. Amira herausgegebene (von H. Schreiber so genannte) Endinger Judenspiel, dem die Geschichte einer wahrscheinlich von Juden begangenen Mordtat zu grunde liegt, und dessen Entstehung ebenfalls ins 16. Jahrhundert fällt. Andeutungen über einige andere Spiele schließen den Aufsatz und damit das ganze durchaus empfehlenswerte Buch, das die größeren Veröffentlichungen des Badischen Vereins für Volkskunde glücklich einleitet.

Ludwigshafen a. Rh. Albert Becker.

Othmar Meisinger, Volkskunde von Rappenau. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1906. 60 S. 8°.

Verfasser bietet uns die Volkskunde eines eng begrenzten Gebietes, das infolge seiner Lage mitten im Verkehr kaum große Ausbeute versprechen konnte.

Rappenau liegt an der württembergischen Nordgrenze auf badischem Gebiet, etwa 6 Kilometer westlich von der hessischen Exklave Wimpfen. Es ist ein verkehrsreicher Ort mit etwa 1500 Einwohnern (meist Bauern), durchschnitten von den Straßen Heinsheim-Kirchardt und Wimpfen-Siegelsbach. Soweit es der Zweck erfordert, orientiert Verf. über Lage und Geschichte des Ortes, um dann zur Aufzählung wichtigerer Flurnamen, Familien- und Vornamen überzugehen; bei letzteren fällt der auch in der Mundart beobachtete starke Einschlag des Hebräischen auf. Bei der Lage Rappenaus am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Verkehrswege nimmt nicht wunder, wenn die früher übliche Volkstracht der städtischen Mode zum Opfer fiel. Auch an älteren Volksliedern fand Verf. verhältnismäßig wenig mehr erhalten. Mehr Originalität zeigen eine Reihe Vierzeiler und Abzählverse; meist auch sonst verbreitet sind die mitgeteilten Kinderreime. Reiche Ausbeute boten Ortsneckereien, eine für den Charakter des Rappenauers bezeichnende Erscheinung. Die Gegend von Rappenau gehörte früher zur Pfalz, und im Ulken und Uzen ist ihr Bewohner heute noch ein Pfälzer, so wie ihn treffend ein Ansichtskartensprüchlein unserer Tage zeichnet:

Hell und piffig,
Uzig und kniffig,
Keen Tag uhne Wärtshaus,
Krakehlich bis dort naus,
Immer alles räseniere,
Bei jedem Wort dischbediere
Und dorschdig wie ä Mälzer:
Sigscht, des is ä Pälzer!

Sitte und Brauch zeigen wenig Neues, Besonderes; „nur traurige Reste finden sich noch vor, und auch diese sind im Schwinden begriffen". Ergiebiger erwies sich wieder das Gebiet des Aberglaubens.

Wenn das Büchlein wissenschaftlichen Zwecken dienen will, sollte es m. E. mehr als gelegentlich und planmäßiger Literaturnachweise bieten. So vermißt man S. 14 ff. Hinweise auf E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz. Auch die volkskundliche Literatur der bayerischen Pfalz hätte Analogien z. B. für eine Reihe von Ortsneckereien liefern können, die durch den Vergleich an Wert und Bedeutung gewinnen. Ich verweise auf J. Walter, Neuer Beitrag zur pfälzischen Volkskunde (Das Bayerland XVI [1905] 339 f.); eine reichhaltige Zusammenstellung bayerischer Ortsneckereien, die fortgesetzt wird, jetzt in Franks Deutschen Gauen VIII (1907) 119 ff. Vgl. auch F. Pfaff, Dorfsprüche oder Ortslitaneien aus dem badischen Oberland (Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde Heft 2 S. 17 ff.), auch O. Haffner, Alemannische Ortsneckereien aus Baden in: Alemannia N. F. 8 S. 88 ff.

Ludwigshafen a. Rh. Albert Becker.

J. R. Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart, Leipzig, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 1907.

„Heanzische Mundart" nennt man den auf bajuwarischer Grundlage (Schröer, Frommanns Deutsche Mundarten VI, 21 ff. 179 ff. 330 ff.) mit fränkischen Beimischungen (Bünker) ausgebildeten, dem Niederösterreichischen im Viertel unter dem Mannhardsberge nahe verwandten, deutsch-ungarischen Dialekt, der in den nordwestlichen Komitaten des Königreiches (Ödenburg, Wieselburg, Preßburg und vor allem Eisenburg, wo die „Heanzen" i. e. S. wohnen) gesprochen wird und durch den Diphthong ui (Kui'=Kuh, Muida'

=Mutter, g'nui'=genug, fluig'n=fliegen) charakterisiert ist. Bünker ist uns als Erforscher des Volkstums dieses, etwa 300 000 Seelen zählenden Stammes bereits bekannt. Er hat eine Sammlung ihrer Sprichwörter (Ethnol. Mitteil. aus Ungarn III) und eine vielleicht erschöpfende Ausgabe ihrer Kinderreime (Ztschr. f. öst. Vk. Bd. VI, Supplem. I, 1900) veranstaltet. Während des Sammelns dieser Materialien wurde er mit einem Straßenkehrer, Tobias Kern zu Ödenburg bekannt, der nicht lesen und schreiben kann, aber sich eines desto kräftigeren, augenscheinlich von lebhaftester, plastischer Phantasie gestützten Gedächtnisses erfreut; an ihm hat B. den klassischen Gewährsmann gefunden, wie die Brüder Grimm an der Frau Viehmännin aus Zwehrn.

B. ermöglicht uns, was nicht häufig bei derartigen Sammlungen der Fall ist, eine Kontrolle der Zuverlässigkeit dieses Zeugen, den er durch ein ganzes Jahrzehnt nach seinem Wissen befragt hat. Er teilt die letzte Nummer in zwei Fassungen mit, wie sie Kern 1895 und 1905 (im 64., bezw. 74. Lebensjahre) erzählte und konstatiert, bei durchgängigem Wechsel des Ausdrucks (die äußere Form ist also nicht konstant!) eine überraschende Treue in allen Einzelmotiven, die aber nicht ausschließt, daß „der Erzähler in besonders guter Laune (etwa bei einem Glase Wein) eine oder die andere Stelle mit merklichem Behagen und leuchtenden Augen etwas breiter ausmalte und mit freieren Worten schilderte". Im ganzen stimmen diese Beobachtungen zu denjenigen U. Jahns in der Einleitung seiner „Volksmärchen aus Vorpommern und Rügen".

Die Schwänke, Sagen und Märchen hat B., wofür wir ihm besonders danken müssen, genau so aufgezeichnet, wie er sie hörte. Er hat also die dem Ödenburger eigene Mischsprache angewandt, die den heimischen Dialekt mit reichlichen Bestandteilen aus dem Bayrisch-Oesterreichischen durchsetzt und auch der Schriftsprache sich nicht ganz verschließt; damit ist auch der Dialektforschung besser gedient, als mit einer Rückübersetzung in das „reine Heanzische."

Um so treuer spiegelt sich die Stammesart im Stil des Erzählers. Leitet doch B., worüber hier nicht entschieden werden kann, den Namen der „Heanzen" aus ihrer Vorliebe für das Wörtchen „Hienz" (jetzt) her, was den Spott der Nachbarn erregt habe, die freilich ihr „nåcha" ebenso oft brauchen. Diese Vorliebe findet in dem Buche (s. z. B. S. 84 oben) volle Bestätigung. Lauter kurze, parataktisch gebaute Sätze im Perfektum oder Präsens, eingeführt mit „tå" oder „hiatz"; meist knappe Berichte des Tatsächlichen, ohne die behagliche Breite des Niederdeutschen, ohne die Vorliebe des Slawen und Romanen für das formelhafte Element am Ein- und Ausgange; gerade diese genaue Wiedergabe treu bewahrter, volkstümlicher Eigenart macht das Buch für den Ethnologen und Linguisten, wie für den Freund seiner österreichischen Heimat so wertvoll.

Uebrigens stammen nicht alle, hier vereinigten Erzählungen aus der „Heanzerei;" und wir sind B. zu besonderem Danke für die Ausscheidung dessen verpflichtet, was Kern (dessen Erinnerung freilich darin gelegentlich trügen könnte) während seiner Arbeitszeit in Niederösterreich kennen lernte. Diese Bestandteile sind bereits im III. und IV. Bande der „Ztschr. f. österr. Volkskunde" abgedruckt und hier mit Beifügung eines Sternes wiederholt. Zwei Sternchen bezeichnen 15 andere Nummern, die im VII. und VIII. Bande der „Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde" erschienen und von Weinhold mit knappen vergleichenden Anmerkungen ausgestattet wurden. Diese Notizen sind hier

wiederholt, bilden aber das einzige literarhistorische Material. Wir muten nun keinem Sammler mehr zu, in den Ocean der Märchenliteratur unterzutauchen und „vollständigen" Parallelensammlungen zu liebe die wichtigere Herausgabe des neuen Materials ad Kalendas Graecas zu verschieben; aber um so mehr sollte sich der Lokalforscher angelegen sein lassen, Varianten in der Umgegend aufzuspüren (vgl. Jahn's Anhang) und die Parallelen der unmittelbar benachbarten Länder (hier also etwa der Deutsch-Ungarn, vielleicht auch der Magyaren, sowie der Nieder-Österreicher), soweit sie gedruckt sind, heranzuziehen; auf solcher Grundlage wäre eine genauere Charakteristik der Sammlung möglich, auf die wir hier verzichten müssen. Freilich wollte B. auch ein Lesebuch schaffen und brachte deshalb die anstößigen Nummern in Krauß' Anthropophyteia, Bd. II, S. 173 ff. unter; aber die Lektüre würde durch jene knappen Verweise nicht behindert.

Den Anfang der Sammlung bilden 22 Schwänke und Eulenspiegeleien, z. T. an die Person Kaiser Josephs geknüpft. Auch Schildbürgereien (Nr. 13 „In Schwåb'nlånt") fehlen nicht. Einige Sagen 23—25 knüpfen an den Christnachtsaberglauben (redende Tiere, Heiratsorakel u. s. w.) an. Bezeichnend ist Nr. 25: dem Grafen ist das Stubenmädel von der sterbenden Mutter zur Heirat empfohlen worden; das Mädchen hat gelauscht, beschwört nach längerem Warten in der Christnacht den künftigen Geliebten, sieht den Grafen und sucht ihn später, als er immer noch zögert, durch eine nächtliche Komödie zu gewinnen, indem sie sich ihm als die mahnende, tote Mutter vorstellt. Sie wird entdeckt und — kommt drei Jahre in Arrest. Solche prosaisch-kriminellen, die Stimmung zerreißenden Ausgänge sind nicht selten; ähnlich endet die „Sage" (in Wahrheit ein Märchen mit „bedeutendem Namen" des Helden) vom „Fürsten v. Lichtenstein" (einem Bauern, der durch einen Leuchtstein den Neid des Königs erregt und schließlich des Teufels Hilfe für die schweren, ihm gestellten Aufgaben erbittet) mit der Hinrichtung des Teufelsbanners (Nr. 40). Man darf hier wohl städtische Umbildungen annehmen, wie denn der Einfluß moderner Unterhaltungsliteratur und Bierbankscherze (vgl. wieder Jahns Einleitung) sich besonders in den Gruppen nicht verleugnet, die B. in der Verlegenheit „sagenhafte" (Nr. 26—37) und „märchenhafte Erzählungen (Nr. 104—112) nennt. Doch bleiben noch echte, gute Sagen genug übrig, wie die Lenorensage (Nr. 42) mit eigentümlichem Schluß: Das Mädchen rettet sich aus dem Grabe, lebt bei den Meßnersleuten, wird aber schließlich von einem Totenknochen, der fest in ihrer Hand bleibt, zur Totenhochzeit gezwungen. Das erinnert an die slavischen Versionen (E. Schmidt, Charakteristiken I, 2. Aufl. S. 212 ff.), wo aber die Geliebte meist nach langer Wanderung die Heimat wiederfindet. Eigen ist der Hexenspruch (Nr. 44):

„Ich schlage auf ten Mist,
Ich glaub' nicht auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist für mich nicht gebor'n,
Er ist für mich noch nicht gestorb'm."

Hexen- und Zauberglaube spielt überhaupt eine große Rolle, nicht bloß in den Nummern 42—47.

Endlich Nr. 48—103, der Grundstock des ganzen, die eigentlichen Märchen, u. a. Rumpelstilchen (Grumplsitze, Nr. 50), Fürchtelerner (Nr. 52), Tischleindeckdich (Nr. 55), Froschkönig (Këinich Aschelaiñ, Nr. 56), Gevatter Tod

(Nr. 63), Untergeschobene Braut (Nr. 64 und 65, wieder mit außerdeutschen Einschlägen), das Motiv von Gullivers Reisen (Pa' t' gråss'n unt pa 't' klåañ Lait, Nr. 70), Getreu und Ungetreu (Nr. 72), Grindkopf (Nr. 76), Zauberlehrling (mit Zauberring, Nr. 81), der dankbare Tote (Nr. 86), Schmied v. Jüterbogk (Nr. 91), Hasenhüter (Nr. 100).

Nicht selten werden die Märchen, besonders wenn sie die wunderbaren Reisen von Königssöhnen behandeln, zu kleinen Romanen aufgeschwellt, wobei aber der volkstümliche Stil mit seinen Parallelmotiven, seiner Neigung zum Dialog u. s. w. gewahrt bleibt.

B. hat seine Landsleute so gut beobachtet, daß wir nichts mehr wünschen können, als daß er sich auch der Sitten und Bräuche und des augenscheinlich reich entwickelten Aberglaubens seiner Heimat annähme. Möge ihn dazu ein nachhaltiger Erfolg des vorliegenden Buches ermutigen, den wir ihm von Herzen wünschen; es wäre nicht zustande gekommen ohne eine Subvention der Wiener Akademie und ohne die große Opferwilligkeit und den Wagemut des Verlages, dem unser Fach nun schon so vieles, nicht zum wenigsten die Herausgabe der Sammlung „Der Volksmund" zu danken hat.

Heidelberg — Robert Petsch.

R. Fischer, Oststeirisches Bauernleben. 2. Aufl. Graz, Leykam, 1906 Kr. 3.50.

Die steirische Dichterin, deren Bildnis uns in städtischer Gewandung, wie in der Tracht des Dirndls am Spinnrocken vorgeführt wird, sendet zum zweiten Male ihre stimmungsvollen, humoristischen, bisweilen auch ein bischen moralisierenden und immer die Wirklichkeit leicht übergoldenden Schilderungen des steirischen Bauernlebens in die Welt hinaus. Systematische Sammlungen will sie nicht geben, aber sie weiß trefflich zu beobachten, und trotzdem sich ihre liebenswürdige Individualität nie verleugnet, darf ihr Rosegger im Vorwort mit vollem Rechte zurufen: „Du bist ein herzfrisches Dirndl mit klaren, offenen Augen und einem sagfrohen Mund, der aber nicht etwa geschwätzig ist, sondern hübsch ernsthaft bei der Wahrheit bleibt. Du lebst mitten im Volke, arbeitest mit ihm, freust dich mit ihm, leidest mit ihm, wie sich's für Volksdichter gehört." So vermag sie denn etwas mehr zu geben, als man sonst in ähnlichen Darstellungen findet, sie schildert nicht bloß das Leben des Alltags und die Feier der Feste, altheidnischen Brauch und neue Sitte aus der Vogelschau, als Bericht der Tatsachen, sondern sie weiß und sagt, wie den Männern und Weibern, den Alten und Jungen dabei zu mute ist, läßt uns gelegentlich durchfühlen, wie altes drückt oder abstirbt und neues sich durchringt, und bietet auch dem Nationalökonomen manchen dankenswerten Einblick in den Wirtschaftsbetrieb des Hofes und wertvolle Nachrichten über das Aufsteigen einer neuen Klasse von Besitzenden aus der Zahl der „Kleinhäusler". — Sprüche und Verse, Spiele und Rätsel werden geschickt und reichlich in den Text gemischt und eine kleine Sammlung von Volksliedern und sentimentalen Kunstliedern, wie es scheint, genau und unter Scheidung des alten, überlebten und des neuen mitgeteilt; daß sie nicht ganz vollständig ist, daran ist u. a. eine gewisse „Schämigkeit" der Verf. schuld, die doch eben mehr ein Buch zum Lesen schaffen wollte. Es ist denn auch eines von denen geworden, die man selbst außerhalb der österreichischen Grenzen mit bestem Gewissen empfehlen

kann zur Schärfung des Blickes für volkstümliche Eigenheiten; aber auch der Forscher wird hier in ansprechendster Form eine Fülle wertvollen und z. T. neuen Materials, etwa über kultische Gebräuche beisammen finden.

Heidelberg. Robert Petsch.

Umfrage.

Volk und Witterung.

Der Mensch ist in allen Erdzonen von der Witterung abhängig, weniger in den Tropen, wo der Gang der jährlichen Witterung gleichförmig ist, mehr in den gemäßigten Klimaten, wo die Witterung starken unperiodischen Schwankungen und Abweichungen unterworfen ist. Seit je trachtete der Mensch danach, in das Geheimnis der atmosphärischen Vorgänge einzudringen, schon im Naturzustande besitzt er daher einen gewissen Grad von Kenntnis und Wissen in meteorologischen Erscheinungen. Vor allem suchte er gewisse Anzeichen (Wolkenformen, Winde, Nebel 2c.) prognostisch zu verwerten, da er erkannte, daß bestimmten Anzeichen bestimmte Witterungszustände folgten. Diese Form der Lokalprognose besitzt auch heute noch eine große Bedeutung für die Witterungskunde als Wissenschaft. Es sind auch schon einige Arbeiten vorhanden, in denen die populären Wetterregeln auf ihre Bedeutung untersucht wurden. Diese Wetterregeln beziehen sich aber großenteils auf fast ganz Europa und sind in den Kalendern, teilweise gereimt, niedergelegt. Hier handelt es sich aber darum, aufmerksam zu machen auf die lokalen Formen populären meteorologischen Wissens. Einmal die topographische Besonderheit unseres Hessenlandes, außerdem die Eigentümlichkeit der hessischen Volksart läßt erwarten, daß sich auch in den Anschauungen über die Witterung und ihre Erscheinungen genug Eigentümlichkeiten finden lassen. Diese können sehr verschiedener Art sein: Besondere Namen und Bezeichnungen für Witterungserscheinungen, Sagen und Aberglauben 2c. Mein Wunsch geht nun dahin, diesen Dingen nachzuspüren und sie zu sammeln, um sie dann mit der meteorologischen Wissenschaft vergleichend in Zusammenhang zu bringen. Das hat einmal einen praktisch-meteorologischen Wert für die Prognostik, und auch volkskundliches Interesse. Ich bitte daher, alle Interessenten, die mit den Quellen dieser „populären Meteorologie" in engerer Berührung sind, um ihre geschätzte Mitarbeit und wäre für etwaige Beiträge sehr dankbar. Zum Schlusse seien die in Betracht kommenden Gesichtspunkte kurz skizziert:

A. Praktisch-meteorologische Regeln und Erfahrungssätze.

I. Witterung und unorganische Natur.

Dahin gehören alle Merkmale der Atmosphäre: Nebel, Wolken, Winde, Durchsichtigkeit der Luft, Beschlagen der Steine und Wände, Sonnenhöfe und Ringe, Wetterleuchten und Gewittererscheinungen 2c. 2c.

II. Witterung und organische Natur.

Beziehungen zwischen der Witterung und Mensch, Tier und Pflanze.

B. Witterungs-Sagen, -Zauberei- und -Aberglauben.

W. Peppler, Gießen, Ludwigstraße 20 I.

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Beantwortungen unsres ersten Fragebogens sandten ein: Lehrer Schäfer-Steinbach a. T. — Lehrer J. Walter-Bürstadt. — Durch Vermittlung des Herrn Seminardirektors Dr. Karg-Alzey die Seminaristen J. Brück, J. Berkes, J. Bord, J. Stumm, K. Wild, P. Boltz, K. Haub, Kottmaier, G. Kiefer, K. Müller, H. Eckstein, L. Berg, P. Filz, F. Ros, R. Spieß, A. Hilger, H. Hinz, J. Klippel, K. Neuroth. — Lehrer Vogel-Nieder-Ramstadt. — Professor Dr. Körber-Mainz. — Schüler der Präparandenanstalt Lindenfels durch Vermittlung des Herrn Lehrers W. Knobeloch. — cand. phil. A. Spamer-Gießen. — Lehrer Ellrich-Wackernheim. — Fräulein E. Köster-Jugenheim. — Fräulein Martha Maschmann-Bretzenheim. — Pfarrer Moser-Wohnbach. — Lehrer Keil-Kleinlinden. — stud. phil. Wilh. Lindenstruth-Beuern. — Seminaristinnen des Seminars für Volksschullehrerinnen in Darmstadt: Fräulein Hannah Blaul-Darmstadt, Dora Zeidel-Pfungstadt, J. Schmitt-Hechtsheim, A. Veith-Hechtsheim, Christine Landzettel-Roßdorf, Katharine Nierbauer-Ober-Erlenbach, Elisabeth Henninger-Darmstadt, Emilie Mohr-Herbstein, Sophie Quirin-Obertshausen, R. Schmitz-Lahr (Hunsrück), M. Wingenfeld-Mainz, Anna Ruths-Darmstadt, Frieda Sinn-Fürfeld, Eva Jaberg-Worms, Anna Brunner-Darmstadt, Margarete Antweiler-Sonderbach, E. Nessel-Seligenstadt, Julie Wolf-Dieburg, Eva Busch-Ober-Mörlen, M. Dierksen-Bürstadt, Marie Warnecke-Darmstadt, M. Kull-Niedernhausen, Tina Kirsch-Heidesheim, L. Bindewald-Rainrod (zeichnete auch Segen, Schwänke und viele Volkslieder auf), Marie Träger-Viernheim, Sophie Pfleger-Bensheim, Katharina Schlitt-Klein-Steinheim, Fischer-Gießen, Anna Zöller-Biblis, Lina Roth-Darmstadt, B. Uhrig-Horchheim; außerdem einige anonyme Beantwortungen.

Ferner sandten für das Archiv Lehrer Ferber-Wörrstadt Zeitungsausschnitt mit Wörrstädter Sagen, Prof. Dr. Schmitt-Mainz Zeitungsausschnitte mit Volksbräuchen und -reimen für den Martinstag, stud. phil. W. Lindenstruth-Beuern Volkslieder aus Beuern.

Allen Einsendern herzlichen Dank!



Geschäftliche Mitteilung.

Die satzungsmäßige ordentliche Mitglieder-Versammlung der Vereinigung für 1907 fand in Büdingen statt. Als Tag war der 15. Juni gewählt worden, da man hoffte, infolge einer vormittags tagenden Versammlung des Kreis-Lehrer-Vereins eine größere Anzahl von Freunden und Förderern der volkskundlichen Sache vorzufinden. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht, und die Besucher der Veranstaltung können gewiß voll Befriedigung und mit Dank an das Dargebotene zurückdenken.

Die Verhandlungen fanden im Rathaussaale statt, der von der Behörde freundlichst zur Verfügung gestellt worden war, und begannen mit der üblichen Ausschuß-Sitzung. An diese schloß sich dann die Mitglieder-Versammlung an. Der Vorsitzende der Vereinigung, Pfarrer Schulte-Großenlinden begrüßte die Erschienenen und erstattete sodann den Jahresbericht. In den zehn Jahren ihres Bestehens hat die Vereinigung einen schönen Aufschwung genommen, die Mitgliederzahl beträgt etwa 1070. Als nächste Aufgabe hat die Vereinigung die Sammlung hessischer Volkslieder ins Auge gefaßt. — Die mit dem Jahresbericht verbundene Rechnungsablage bewies, daß die Einnahmen durch die Drucklegung der Blätter und der stetig wachsenden Zeitschriftenschau mehr als reichlich aufgebraucht werden.

Nachdem Professor Dr. Helm-Gießen sodann über die in Eisenach abgehaltene Delegierten-Versammlung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde referiert hatte, wurde von Herrn Schulrat Scherer-Büdingen die Anregung gegeben, daß das für den Schulgebrauch verwendbare Material aus den „Blättern" zu einem besonderen Buche zusammengestellt werden möge. Die dankenswerte Anregung soll in der Art eine Verwirklichung finden, daß der Antragsteller und der Vorsitzende gemeinsam ein hessisches Sagenbüchlein verfassen werden, das gewiß überall mit Interesse erwartet und aufgenommen werden wird.

Die öffentliche Versammlung brachte zunächst einen Vortrag von Pfarrer Schulte über „Taufsitten in einem oberhessischen Orte vor 200 Jahren". Eine von ihm aufgefundene Pfarr-Chronik lieferte das überaus interessante Material, das manchen Blick in die Sitten und Gebräuche der Väter tun ließ und auch volles Licht auf manchen seither noch dunklen Brauch warf. Das Patenexamen, das jeder ablegen mußte, der Gevatter stehen wollte, und in dem er seine Kenntnis des Katechismus einwandfrei dartun mußte, war jedenfalls eine für den Beteiligten zuweilen peinliche, aber doch dem tieferen Sinn des Patenamtes wohl entsprechende Sache. Der Vortrag wurde mit herzlichem Beifall und Dank aufgenommen. Dasselbe läßt sich von vornherein auch von dem folgenden sagen. Oberlehrer Dr. Fahz-Büdingen hatte sich der großen Mühe unterzogen, über „Büdinger Kinderlieder und Kinderreime" zu referieren, deren er eine größere Anzahl, teilweise originellster Art, gesammelt hatte. Ganz besonderes Lob verdient der Gedanke des Herrn Referenten, die Kinderspiele Büdingens nicht nur namhaft zu machen und zu beschreiben, sondern sie auch gleich an Ort und Stelle vorführen zu lassen, eine Aufgabe, die von den kleineren und größeren Büdinger Schulmädchen in überraschend guter Weise gelöst wurde und natürlich viel Heiterkeit auch bei den Großen hervorrief. Der Versuch verdient entschieden Nachahmung, da es auf diese Weise gelungen war, zwei Spiele vorzuführen, deren Ausführung seither noch gänzlich unbekannt war, obwohl man von ihrer Existenz wußte. — Als letzter Redner der öffentlichen Versammlung gab Dr. Hepding-Gießen noch Erläuterungen über den neuen, inzwischen schon weit verbreiteten Fragebogen über Kinderspiele und Kinderlieder, dessen genaueste Beantwortung er als dringend erwünscht und notwendig erwies. Es möge auch an dieser Stelle nochmals auf die Wichtigkeit einer möglichst eingehenden Beantwortung des Fragebogens aufmerksam gemacht werden, da auch scheinbar kleine, unbedeutende Dinge eine wirklich weittragende Bedeutung haben. — Die Versammlung konnte gegen 6 Uhr mit dem Dank des Vorsitzenden an alle Mitwirkenden geschlossen werden. Die auswärtigen Herren fanden noch willkommene Gelegenheit unter Führung der Büdinger Herrn das altehrwürdige Städtchen, die „Perle von Oberhessen", mit Schloß und Park zu besichtigen. Dann vereinte man sich noch bis zum Abgang des Abendzuges zu einem gemütlichen Zusammensein im „Stern", wo in den Reden des Herrn Kreisrat Dr. Böckmann und des Vorsitzenden noch die allgemeine Freude über das schöne Gelingen des Tages zum Ausdruck gebracht wurde.

Gießen, im Dezember 1907.

Der Vorstand der Hessischen Vereinigung für Volkskunde:
J. A.
Fritz Schmoll, Oberlehrer,
Schriftführer, Roonstr. 2.

Das Verzeichnis der bei der Redaktion eingegangenen Bücher folgt im ersten Hefte von Band VII.

Hessische Vereinigung für Volkskunde.

Unsere Aufgabe.

Die Volkskunde beschäftigt sich mit den Äußerungen der Volksseele, wie sie uns in Volksglauben, Volkssitte und Brauch, Volkspoesie und volkstümlicher Kunst entgegentreten. Ihre erste Aufgabe ist es daher, alles was noch an echten Erzeugnissen dieses primitiven Denkens und Empfindens in unsrem Volke lebendig ist, so gewissenhaft wie möglich zu beobachten, zu sammeln und aufzuzeichnen. Wir müssen feststellen, was im Volksglauben an Vorstellungen von der Seele, guten und bösen höheren Mächten, von der Natur und ihren Erscheinungen und Erzeugnissen fortlebt und in Mythen, Sagen, Festbräuchen und dem sogenannten Aberglauben zum Ausdruck kommt, und wie diese Anschauungen unter dem Einfluß der Kultur und des Christentums sich weiterentwickelt und gewandelt haben. Auf der Volksreligion beruhen die Rechtsanschauungen, Sitte und Brauch. Wir betrachten die Überreste alter Rechtsbräuche, die Sitten bei Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod, bei der Arbeit, an bestimmten Tagen des Jahres u. s. f. Volkstümlicher Kunst begegnen wir im Hausbau und in der Ausschmückung der Gebäude, in Hausrat und Arbeitsgerät, in Trachten und Erzeugnissen weiblicher Handarbeit, in Musik und Tanz. Ein besonders ergiebiges Feld für den Sammler bildet die Volkspoesie in Volkslied und Spruch, Märchen und Sagen, Schwänken und Neckereien, Rätseln und Sprichwörtern, in den Resten dramatischer Aufführungen, in Kinderreimen und Kinderspielen.

In einer Zeit, in der durch das moderne Kultur- und Verkehrsleben dieser reiche Schatz alter Überlieferungen immer mehr bedroht, ja vernichtet wird, sollte jeder, der ein Herz hat für unser Volk, mithelfen, so lange es noch Zeit ist, diese wertvollen Zeugnisse „deutscher Art und Kunst“ zu sammeln und so wenigstens der Nachwelt zu überliefern. Auf Grund solcher Sammlungen gilt es dann die Eigenart der Stämme unserer engeren Heimat zu er-

forschen und einzudringen in die Formen ihres Denkens und Fühlens. Durch die Vergleichung mit den Ergebnissen gleicher Arbeit in anderen deutschen Gauen und mit den spärlichen Überlieferungen aus älterer Zeit wird es immer mehr gelingen, eine bessere Anschauung von Religion, Recht und Sitte unsrer heidnischen Vorfahren zu gewinnen. Noch weiter zurück führt uns die Heranziehung gleicher Züge bei den übrigen indogermanischen Völkern. Findet der Forscher gar bei Völkern ganz anderer Rasse eine Menge übereinstimmender oder ähnlicher Erscheinungen, so wird er sich fragen, ob es nicht in der Natur des menschlichen Geistes begründet ist, daß unter gleichen Bedingungen an verschiedenen Orten und unabhängig von einander die Menschen zu gleichen Anschauungen gelangen, ob es nicht möglich ist, „zu Gesetzen der Entwicklung menschlichen Denkens vorzudringen". Das ist die höchste Aufgabe der wissenschaftlichen, d. i. „der philologisch-psychologischen vergleichenden Volkskunde", wie sie A. Dieterich im ersten Band unserer „Blätter" entwickelt hat.

Aber die Volkskunde hat auch noch eine andere Seite. Die deutsche Heimatpflege, die Zwillingsschwester unsrer Volkskunde, will die Liebe zur Heimat und heimischen Art durch praktische Arbeit pflegen. Die Heimatpflege schafft für die Zukunft, der Volkskunde äußerlich bescheideneres Teil liegt in Vergangenheit und Gegenwart, sie will nur beobachten und in das Beobachtete nachdenkend sich versenken. Die Heimatpflege ist Praxis, die Volkskunde Theorie, und doch nicht unfruchtbare Theorie. Erst eine tiefeindringende Kunde vom Volke, wie es durch Natur und Geschichte gebildet ist, wird der Heimatpflege das kritische Urteil verleihen und den sicheren Blick für das Echte und Bleibende, ohne den es schwer ist, schädlichem Dilettantismus zu entgehen. Keine rechte Heimatpflege und Volkserziehung ohne gründliches Studium der Volks- und Heimatkunde. Nicht ein bloßes Kuriositätensammeln will die Volkskunde sein, sondern ein Versuch, durch viele Einzelheiten, vielleicht auch scheinbare Seltsamkeiten durchzudringen zu tieferem Verständnis volkstümlichen Denkens, Fühlens und Glaubens, zu innigerem Erfassen auch gerade des Herzpunktes im Gemütsleben unsres Volkes. So bietet die Volkskunde der Heimatpflege die Hand zur Führung durch ein noch in Morgendämmerung ruhendes Land, selbst umsichtig und scharf das Gelände erkundend, das Pflügen und Säen der tatkräftigen Schwester überlassend.

So leistet die Volkskunde neben ihrer rein wissenschaftlichen auch eine überaus ernste und fruchtbare Arbeit für Volk und Heimat.

Allen Berufen, die mit dem Volke in enger Berührung stehen, Lehrern und Pfarrern, Ärzten, Richtern und Verwaltungsbeamten wird die Beschäftigung mit ihren Fragen von unmittelbarem Werte sein. Sie wird manche Schranke des Verständnisses beseitigen und die unheilvolle Kluft zwischen „Gebildet" und „Ungebildet" verringern helfen. Aber nur gemeinsame Arbeit führt zu solchem Ziel. Wir rufen daher alle Freunde und Kenner des Volkslebens zur Mitarbeit auf, besonders aber die, die selbst aus den Kreisen des Volks hervorgegangen sind, und die durch ihren Beruf in Fühlung mit dem Volke leben, es lieben und verstehen. Sanctus amor patriae dat animum.

Über das Wesen der Volkskunde unterrichten zusammenfassend die Aufsätze von A. Dieterich und A. Strack im 1. und 2. Band der „Hessischen Blätter für Volkskunde", auch E. Hoffmann-Krayers Schriftchen: Die Volkskunde als Wissenschaft (Zürich 1902. 80 Pfg.). — Zur Einführung empfehlen wir ferner:

- W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes, bes. Bd. 1.
- E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. (Straßburg 1898.)
- P. Herrmann, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. (Leipzig 1906.)
- K. Reuschel, Volkskundliche Streifzüge. (Dresden und Leipzig 1903.)
- A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Aufl. von E. H. Meyer. (Berlin 1900.)

Für Pfarrer und Lehrer sind sehr lesenswert:

- Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer [Gebhardt]. 3. Aufl. (Gotha 1895.)
- A. l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums. (Tübingen 1905.)

Durch einen seit 1898 versandten Fragebogen besitzen wir in unserem Archiv schon einen schönen Grundstock zu einer Sammlung des hessischen volkskundlichen Materials. Aber die einzelnen Gebiete sind darin leider bis jetzt noch recht ungleichmäßig bearbeitet. Wohl gestattet uns unser Archiv schon einen Überblick über die hessische Volkskunde, aber damit ist noch wenig erreicht. Die größtmögliche Vollständigkeit muß unser Ziel sein, jeder Ort unsres Vereinsgebietes

muß mit eingehenden Sammlungen vertreten sein. Dazu gehört noch viele selbstlose, intensive Arbeit der Freunde unserer Sache.

Der Vorstand unserer Vereinigung hat daher beschlossen, in den nächsten Jahren nach dem Muster anderer Vereine und bedeutender Forscher wie Mannhardt und Wossidlo eine Reihe von ausführlicheren Fragebogen über einzelne Zweige der Volkskunde auszuarbeiten und damit zu einer tiefer eindringenden Sammeltätigkeit anzuregen. Wir versenden zunächst einen solchen Fragebogen über Kinderlied und Kinderspiel mit der herzlichen Bitte an alle Freunde unseres Volks und unserer Kinder, mitzuhelfen an der Hebung der reichen Schätze volkstümlicher Überlieferung, die unser Hessenvolk in sich birgt. Manchem wird die Erinnerung an seine eigene Jugend und die Beschäftigung mit der Denkweise der Kleinen ein Jungbrunnen und ein Quell der Freude werden, mancher wird in dem Studium des kindlichen Denkens Grundformen des naiven Denkens überhaupt erkennen lernen, mancher wird sehen, wie heidnische Vorstellungen und heilige Bräuche unserer Altvorderen jetzt nur noch im kind'schen Spiel fortleben, wie Volkslieder und -reime, ja sogar Kunstdichtungen zum Kinderlied herabgesunken sind, wie oft in Melodie und Versbau des Kinderlieds uraltes deutsches Gut weitergeführt wird, und in den Texten seltene, in der Schriftsprache längst vergessene Worte erhalten sind.

Wir sind für den kleinsten Beitrag zu unsren Sammlungen dankbar und werden über alle Eingänge in den „Hess. Blättern für Volkskunde" unter Nennung des Namens des Einsenders, wenn dieser es nicht ausdrücklich ablehnt, quittieren. Selbstverständlich ist uns auch jede Aufzeichnung aus den übrigen Gebieten der Volkskunde herzlich willkommen, und wir möchten ausdrücklich darum bitten, beim Sammeln der Kinderreime auch alles aufzuschreiben, was von Volkskundlichem etwa in der Unterhaltung dabei zufällig zur Sprache kommt. Auskunft über Einzelheiten erteilen gern Pfarrer Schulte-Großenlinden, Dr. G. Koch-Gießen, Schiffenberger Weg 66, und Dr. H. Hepding-Gießen, Goethestr. 48. Weitere Exemplare dieses Fragebogens können jederzeit kostenlos abgegeben werden.

Empfehlenswerte Bücher über das deutsche Kinderlied:

Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. (Leipzig 1897). (Wir haben uns aus praktischen Gründen in der Einteilung meistens an diese große Sammlung angeschlossen.)

Fr. Drosihn, Deutsche Kinderreime und Verwandtes. (Leipzig 1897.)
G. Eskuche, Hessische Kinderliedchen. (Kassel 1891.)
R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. III. Kinderwartung und Kinderzucht. (Wismar 1906.)
H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. 2. Aufl. (Plauen 1894.)
A. Strack, Kinderpoesie. In: Blätter für hess. Volkskunde 1899, Nr. 4—6.

Fragebogen I: Kinderreime und -spiele.

Vorbemerkungen.

1. Bei jeder Aufzeichnung ist der Ort anzugeben, für den sie gilt.

2. Wenn eine Mitteilung nicht mehr für die Gegenwart gilt, so ist dies ausdrücklich zu bemerken; ebenso wenn sie älteren schriftlichen Aufzeichnungen oder Büchern entnommen ist.

3. Willkommen sind Mitteilungen über Abweichungen, die man in Nachbarorten oder in entfernteren Gebieten Hessens gehört hat.

4. Jede Angabe schließe sich **wortgetreu,** ohne jede Abänderung an die mündliche Überlieferung an, mag manches auch noch so wunderlich klingen. Eigene Zusätze, Verbesserungen oder Vermutungen müssen stets ausdrücklich als solche gekennzeichnet werden.

5. Was man **in der Mundart** hört, zeichne man auch in der Mundart auf. Man bediene sich dabei der gewöhnlichen Schriftzeichen, verwende sie aber lediglich der Aussprache gemäß. Wir führen die Reime hier meist in schriftsprachlicher Form an, um die mundartliche Schreibung nicht zu beeinflussen.

6. Wir bitten auch um Aufzeichnung der allbekannten Reime und Spiele, da sie in zahllosen verschiedenen Fassungen verbreitet sind. **Jede Abweichung hat ihren Wert.** Selbstverständlich sind Reime, die hier nicht verzeichnet sind, doppelt willkommen. Derbheiten sind nicht zu unterdrücken.

7. Bei den Reimen ist stets die Vortragsweise anzugeben, bei den Spielen der Verlauf zu beschreiben.

8. Alle musikalischen Bearbeiter des Fragebogens bitten wir sehr, auch **die Melodien** aufzuschreiben.

9. Niederschriften von Kindern bitten wir im Original einzusenden.

10. Es ist uns am liebsten, wenn die Mitteilungen auf einseitig beschriebenen Quartblättern verzeichnet werden; doch nehmen wir auch andere Formate, ganze Hefte, Postkarten u. s. w. mit Dank an.

11. Die Einsendungen sind zu richten an die Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen, Universitäts-Bibliothek.

I. Kinderlied.

1. Wiegenlieder.

Schlaf', Kindchen, schlaf'! (Dein Vater hüt die Schaf'; dein Vater ist in' Wald gegangen; u. a.) — Schlaf', Kindchen, balde — Schlaf', Mariechen, wohle — Schlaf', Linachen, sieben Stund — Heio popeio (schlag's Gickelche tot; dem Bohnenberg 'nein; u. a.) — Heio, beio, wisch, wisch, wisch — Heio, heio bohle — Hei, hei, heiche, koch' dem Kind ein Breiche — Heio, beio, Nestche — So, so, sanse, 's Miezchen will nicht mause — Sause, sause, sause, Aula liegt bei Hause — Suse, suse, suse, Hemmen, Hartershuse — Na, na, no, das Gickelche rappelt im Stroh — Summer, Summer, Maie — Stille, stille, kein Geräusch gemacht — Wenn die Mäderchen grasen gehn — Verkauf' ich mein Bettchen — Hannesche, wo warst du denn? u. s. w.

Wenn das Kind schläfrig ist: Der Sandmann kommt. Man sammle auch die Ausdrücke für Wiege, Bett, Einschläfern — Redensarten beim Legen und Aufstehen der Kinder — Neckereien (Langschläfer).

2. Kindergebete.

Abends, wenn ich schlafen geh', vierzehn Engelchen um mich stehn — Lieb Gottche, mach mich fromm — Bet, Kindlein, bet, morgen kommt der Schwed.

3. Koselieder und Scherzreime der Mütter und Ammen.

Beim Anziehen des Kindes: Barfußfüßche, tanz ein bische — Der Hosenmann hat Hosen an. Beim Anziehen der Schuhe: Schlage, schlag' ein Eisen auf. — Ach, lieber Herr Schmied, um was ich Euch bitt. Wenn die Hosen zerrissen sind (Lämmchen): Hoselambes Bruder saß am Feuer und schlief.

Beim Kitzeln, um das Kind zum Lachen zu bringen: Kribbele, krabbele, kraus — Oehlche, Mehlche, kribbele, krabbele — Jetzt wetz' ich mein Messerchen — Da hockt 'ne Laus, die baut ein Haus — (Mutter, mir tut mein Leib so weh) — Hände: Da hast ein'n Taler. — Sälzche, Schmälzche, gigigi u. s. w.

Beim Händeklatschen: Backe, backe Kuchen — Patsche, patsche Küchelchen — Pitsche, patsche, Peter.

Fingerreime: Das ist der Daumen — Der ist in den Born gefallen — Kleiner Finger ist in's Wasser gefallen — Das ist der Vater frohen Muts — Der Daumen ist ein Säuchen — Der hat Kirschen gebrochen — Der geht auf den Markt und kauft ein Hinkelchen — Der schlacht's, der kocht — Das ist der kleine Finger — Pinkenählche schlug sein Zeltche — Däumche, Pläumche, Langmann — Däumche, Pläumche, Appelche — Däumeling, Fingerling — Läuseknicker, Dibbelecker u. s. w.

Beim Essen: Lämbelämbeleiche, koch' dem Kind ein Breiche — Haberstroh und Wickestroh fütter' ich mit meim Gäulche.

Segen, wenn sich das Kind weh getan hat: Heile, heile, Segen — Heile, heile, Gänschen (Heio, heio, Gänsi) — Bläh, Lämmchen, bläh — Dem Gickelchen ist ein Bein entzwei — Affchen ging nach Offenbach. — Wenn das Kind das Schlucken hat: Schlücken, Schlücken, fahr über'n Rücken.

Beim Tragen des Kindes: Wie schlappert dir dein Röckelchen — Kling, klang, Glöckchen — (Im Gartenhaus steht ein Hinkelhaus). — **Beim Heben:** Kann nicht über's Gräbchen hupsen — **Beim Hin- und Herschwingen:** Kling, klang, der Pfaff ist krank. — **Wenn man das Kind tanzen läßt:** Hoppsasa, mein Strampelche — Juhe Hammelschwanz — Hannphilippche, geig' einmal — Hopp, Mariannchen — Tanz, Mädchen, tanz — (Schäfer mit deinem rauhen Ranzen — Ich und mein junges Weib können schön tanzen — Meine Mutter backt Kräppeln — Hobbediwobb Kartoffelnsupp' u. ä. Vierzeiler). — **Wenn man das Kind auf dem Rücken trägt („hockelt"):** Ol feil!

Man notiere auch Redensarten und Scherze beim Stillen, Entwöhnen, Einlöffeln der Speisen, „Nase abschneiden", „Stutzen" (die Köpfe zusammenstoßen), beim Anziehen, Waschen, Baden, Gehenlernen, Zahnen, Niesen u. s. w., „Wie groß ist das Kind" u. ä.

4. Schaukel- und Kniereiterliedchen.

Troß, troß, trill (troll) — Reiter, Reiter, Roß [Gäulche] — Reiter, Reiter über 'n Graben — Reiter zu Pferd, wo kommen Sie her? — Hopp, hopp, Reiter — Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp — Der Bauer hat em'n alten Gaul — Ein alter Posthalter — Uns Hannjer ist ein schöner Bursch, was kann er nicht gereiten! — So reiten die Herrn [Jüngferchen] — So fahren, so fahren die Kinderchen — Der Edelmann, die Kutsch, die Kutsch u. s. w. Ausdrücke dafür z. B. drostele.

5. Kinderzucht und Ähnliches aus der Kinderstube.

Wie droht man dem Kind? Kinderscheuchen (Es kommen zwei Soldaten — Schornsteinfeger hütütüt, nimm den kleinen Ludwig mit — Der Pfarrer schlägt dir einen Nagel in den Kopf — Butzemann, Botzeratz); Kose- und Scheltworte; Schläge (Meine Mutter hat mich geschlagen u. s. w.); Warnungen und Verbote; ausweichende Antworten auf neugierige Fragen u. ä., z. B. die Antwort auf die Frage: Was hast du mir mitgebracht? (Ein goldenes Nichtschen). **Wenn das Kind genascht hat:** Du seist dem Pärrner iwer de Gräiwe geweast — Ammiche, laß die Plaume hänge u ä.; beim Essen: Wer nicht kommt zur rechten Zeit — Salzebrot, macht die Wangen rot; Ohrzupfen bei der ersten neuen Speise. Ermahnung zum Fleiß: Spinn, Mädchen, spinn, der Nikels kommt herin. Wenn das Kind mit der Puppe spielt: Hopp', Mariannchen, dreh dich herum, laß dein Püppchen tanzen. Beim Kochen: Ei, Mutter, was kochst du zur Nacht? — Linsen, wo sind sie? — Mutter, wem ist der Keil Brot da? — Die Rüben, die Rüben, die haben mich vertrieben. — (Morgens ein Kartoffelstückchen) — Meine Mi-, meine Ma-, meine Mutter schickt mich her — Geige, geige, gunke, der Kaffee ist getrunken. — Beim Butterstoßen: Stuß, stuß Butterweck — „Körbchenflechten" (mit den Händen): Zwei Mädchen wollten Wasser holen; Ermahnung zur Redlichkeit: Finden, finden, wiedergeben; Schimpfworte (Schimpfen, Schimpfen tut nicht weh); Beteuerungsformeln („sich verheißen"), z. B. ich will alles heißen.

6. **Das Kind im Verkehr mit der Natur.**

Tiere: Wenn die Hähne krähen, deutet man ihre Rufe: A: Nachbar, wie gehts? B: Besser wie Dir — Der Herr ist nicht do; Hahn und Hühner: Heidelbeeren, Klosterbeeren sind die besten Pflanzen; wenn der Gickel sein Mädchen sieht, fängt er an zu tanzen; Enten: Alle meine Entchen; Gänse: A: Hätt' ich die Ähr'! B: Wir erleben's nicht mehr! — Gänsche, Gänsche gack gack — Abbelbarabbel, was machen die Gäns'? — Kathrinelis, Kathrinelis, was machen dann die Gäns'? — Hinter Schmidtsgretche Garten müssen die Gänschen warten — In Badenburg, in Badenburg; Hühnerhabicht: Weih', Weih', Hinkeldieb — Weih', Weih', Hühnerweih — Habch, Habch, Heih — Hinkelhabch, Messer nehmen, Hals abschneiden!; Taube: Ruckedikn, die Tür ist noch zu; Wildtaube: Kukududu, hast mich zertreten; Turteltaube: Hoch, hoch sitz ich, mein Mann besäuft sich; Storch: Storch, Storch, Steine [Guter, Bester, Stock, Schnibel-Schnabel] — Hurra, der Storch ist wieder da; Rabe: Rabe, Rabe, Dürrbein — Krapp, Krapp, dein Nest brennt — Rabe, Rabe, Rück — Wenn der Rabe schreit, ist der Schütz nicht weit; Kuckuck: Kuckucksknecht, sag mir recht; Wachtel: Wickwerewick [Buttwerewutt], mein Mann ist krank; Grasmücke (?): Elsewittche, Großewittche; Lerche: Trilili, wie schön ist's in der Früh — Goldammer: Seck, seck, seck, selt stiht's — Bäuerche, Bäuerche, laß mich in dein Schenerche — Bauer, Bauer, ich brauch' dich net; Buchfink: Buchfink, dein Loch stinkt — Mein Nest ist mir lieber — Wilte, wilte noch für ein'n Kreuzer Biere? — Es ist, es ist, es ist noch viel zu früh!; Bachstelze (oder Meise?): Spitz die Schar; Schwalbe: Wenn ich fortzieh'; Kauz: Geh' mit, geh' mit; Krähe: Tracht danach, tracht danach, dann geht's auch danach; Vogelnest: Tri, tra, tritzche, ich weiß ein Vogelnestchen. Kuh: Kühe, Kühe kommen; Herdochse: Brommele, brommele, Beattsaicher, buff, buff Waicher; beim Hüten des Viehs: Heim fahren, Brot sparen; Schaf: Mählämmchen, mäh — Schafe zur Rechten; Ziege: Mer hawe e Geiß, e scheckete; beim Melken: Stripp, strapp, stroll, der Eimer ist schon voll; Hase: Has, Has hinter der Heck' — Has, Has, huh; Maus: Mäuschen, Mäuschen, bleib in deinem Häuschen; Kröte: Es gibt kein schöner Tierchen als wie eine Krot; Eidechse: Eidechse, huh, laß mich in Ruh; Spinne: Spinne am Morgen; Maikäfer: Maikäfer, flieg — Klett, Klett, flieg aus; Sonnenkäfer: Sommerkälbchen, [-hanschen] flieg aus [flieg weit weg]; Fliege: Wart', du kleine Fliege — Fliege, wenn ich dich kriege; Schmetterling: Müller, Müller, Mahler; Floh: Brauner Kaspar, du mußt sterben — Der Adam und das Kättchen.

Pflanzen: Blumenorakel mit der Sternblume: Edelmann, Bettelmann — Samt, Samt, Rock, Kattun; Bastlösereime; Saft, Saft, Seide [Weide, Seile] — Saft, Saft, Sinn [Sitt, Sill] — Saft, Saft, Erlenholz [Sickelholz, Sellerwolf u. dgl.] — Saft, Saft, Hirn heraus — Hoppe, Hoppe, Weide — Huppe, Huppe, Erlenholz — Hupede, Hupede, Weide — Huppe, Huppe, Rore — Hobbertbobbert gerote — Klopfe, Klopfe, Pfeifchen — Eifer, Peifer, Peifche — Peife, Peife, geh' aus — Peifche, Peifche, wenn's du nicht gerätst — Gerat', Gerat', mein Peifche — Rore, Rore, Piffche — Geh' aus, geh' in — Mutter, gib mir ein'n Heller [Pfennig] — Ellerche, geb mer e Hellerche — Mamme, Mamme, Mädelchen — Mäusel, was gräbst? Nadele — Rabe, Rabe, Sipp — Ene, dene, dusmaneh — Franz, Franz unter 'm Dach —



Das Häschen [Der Hannes] lief den Berg hinauf — Da droben, da drauß, da steht ein schön Haus — Es geht ein Männchen über die Brück — Gerät's, so gibt's eine Peif; — Liedchen beim Beerenpflücken: Ich ging einmal in die Beern — Heidelbeerngänger und Erdbeerngänger — Hollera di bollera, die Beerleute kommen — Holler, boller die Heidelbeernleut' — Heidelbeeren, Heidelbeeren sind die schönsten Pflanzen — Heidelbeeren, futt, futt, futt — Jetzt sind wir alle beisammen u. s. w. Wir bitten auch die Bräuche beim Beerenpflücken, auf dem Hin- und Heimweg, zu sammeln. Beim Haselnüsse-Holen: Guten Morgen, Jungfer Bas. Aus der Zeit der Obsternte: Wer geht mit über die Brück', Äpfel strenze so dick!

Naturerscheinungen:

Sonne: Die Sonne scheint, das Vögelchen greint — Sonne, Sonne, scheine; Regen: Es regnet, Gott segnet — Rege, Rege, Troppe; Gewitter: Wer schläft, den läßt man schlafen; Mairegen; Schnee; Feuer: Feuerche, Feuerche, brenn.

7. **Neck- und Spottreime.**

Neckereien zwischen Knaben und Mädchen: Regen, Regen, Troppe, die Buben muß man kloppe — Rege, Rege, Rille, die Buben kosten Gülle; Neckereien der Kinder untereinander: Etsch, schab ein Rübchen — Scherzhafte Zwiegespräche z. B.: A: Ich ging einmal in den Wald. B: Ich auch u. s. w. oder: A: Dein Schätzchen kommt. B: Was bringt mir's denn? oder: A: Sag' einmal: Häbche unnerm Brunne. B: Häbche unnerm Brunne. A: Du hast de alte Bock geschunne.

Auf Stelzenläufer: Stelzemann, leck' die Pann'.

Namenverdrehung: Hannes Drauwannes [Schlapphannes, Brabannes] — Hannesi Ballatschi — Hansel Poppansel — Hannesmann, flick' die Kann' — Hannikel, Hannakel — Peter, wo steht er? — Andres, Dippekäs — Konrad, Bohneblatt — Konrädche, Schlockerbärtche — Michele, nimm's Sichele — Wendel, schlag' Bändel — Georg, Borsch, Leberworscht — Wilhelmche, Trilemche — (Der Wenzel kommt); Lisbeth, streck's Bein weg — Gretel, Gretel, wakwakwak — Kathrinchen, Philippinchen — Kathrinelis, Kartoffelklöß' — Annemarie, koch' die Brüh' u. s. w.

Nachnamen: Guten Morgen, Herr Lenz, was machen die Gänſ'?

Spottvers auf ein uneheliches Kind: Heio, popeio, schlag's Händchen zusammen, hast viele, viele Vater und eine einzige Mamma; auf Mißgestaltete: Kromme, scheabbe Bā^{n} sei^{n} mer doch läiwer wäi goar kā^{n}; auf Rotharige u. a. Spöttereien auf Berufsarten, z. B. Bäcker: Bäcker, laß deine Frau auch heim gehn; Schuster: Schusterkneip, hat Pech im Leib [hat kein' Muffel Brot im Leib] — Mädchen du, Mädchen du, heirat' nur kein'n Schusterbub; Weber: Weber, Weber, witwitwit, lass' deine Spülcher laufen; Schneider: 99 Schneider, die wiegen 100 Pfund — Der Schneider guckt zum Fenster 'naus — Schneider, Schneider, wikwikwik — Willewille witt, was macht der Schneider — Wenn der Schneider reisen will — Auf dem Berge Sinai — Da oben auf dem Berge — Hoppsassa, heirassa, gelbe Pomeranze — Geiß', Geiß', gehst du heim [geh heim, du bist noch nicht gemolken] — Das Geißchen lief den Berg hinauf — Wenn der Schneider Hochzeit hat — Dort oben steht ein Haus — Unsere Sau hat einen langen Rüssel;

Schmied: Schmied, Schmied, nimm deinen Hammer mit — Der Schmied ist nicht mein Schatz; Drescher: Drei Drescher, sechs Fresser, ist keiner nichts nutz; Schornsteinfeger: Schornsteinfeger, kreideweiß [Hosenträger]; Schäfer: Wenn die Schäfer, wenn die Schäfer nicht wär'n; Kümmelhändler: So, so, so, die Kümmelfrau ist da; Kirschenhändler: So, so, so, der Kirschenmann ist da; Heidelbeerenhändler: Heidelbeeren, Heidelbeeren, wenn sie nicht so sauer wären; Schmeerhändler: Augustus ist kein Kaiser mehr; Sandmann: Der Sandmann kommt [ist da]; Hü, hott heraus, in der Gass' waren wir schon; Spott über die Gefräßigkeit der Hirtenjungen.

Auf die Zigeuner: Kathrinchen, mach die Läden [Scheuer] zu; auf die Juden: Es kömmt ein Jud von Michelstadt — Der Itzig kömmt gelaufen [geritten] — Der Itzig spannt die Gäule [Geißen] an — Der Itzig ging der Trepp' hinauf — Es fiel ein Jud vom Dach herab — Der Judenmax geht gar zu stracks — Der Mausche mit dem Klapperrock — Der Itzig und die Memme — Der Itzig und der Schmul — Der Salme, der Salme — Älche will gefahren sein — In Lorsch am Rathauseck, da stehn zwei Juden — In Frankfurt in der Judengass' — Jüdengeschmeiß, was gilt der Weiz — Jüd, Jüd, Jaun — Der Abraham und Isaak — Gretchen, mach die Türe zu, es kommt ein Jud mit Gummischuh.

Auf eine liederliche Hausfrau: 6 mal 6 ist 36.

Spottverse auf einzelne Persönlichkeiten, Säufer, Geizhälse u. ä.

Spöttereien auf Nachbardörfer.

Nachahmung des Polizeidieners: Das Abgefäll vom Vorngestell soll auf der Stell' versteigert werden.

Nachahmung des Dreschertakts, Glockensprache, Texte für Signale und Märsche.

8. Aus der Schule.

Buchstabierscherze u. ä.: A B Tittel — A B C, mein Kind ist weiß wie Schnee — A B C, Kopf in die Höh — A B C, die Katz, die lief in Schnee; i: Auf, ab, auf, ein Tüpfelchen drauf; Lesen: Lest, wenn ihr lesen wollt.

Die Schule ist aus — Gern wollten wir zur Schule gehn — Guten Tag, Herr Lehrer.

Aus der biblischen Geschichte z. B.: Adam und Eva gingen über Feld.

Aus der Lateinschule: Nominativus leg dich, Genetivus streck' dich. Beispiele des sog. Sauerkrautlateins.

Soldatenspielen: 1, 2, 3, 4, auf und ab marschieren wir.

Über das Singen der Schulkinder bei Beerdigungen: Ach, wir armen Deutschen, müssen für drei Kreuzer.

Buchinschriften: Dieses Buch hab' ich gekauft — Dieses Buch ist mir lieb.

9. Schnellsprechen und Sprachscherze.

Zum Schnellsprechen: Bohnestecke müsse breche, breche müsse Bohnestecke — Der dünne Dieterich trug den dicken Dieterich — Die Triburer

Dreckträger — Fischers Fritz fängt frische Fische — Habt ihr meinen Ganserl nicht gesehen? — Hinter Hannese Henners Haus — Kein klein Kind kann keinem Kaiser — Der Kutscher putzt den Postkutschkasten — Mein Müller Mahler mahl' mir mein Mehl — Mutter, miß mir mein Mehl — Meiner Mutter Ofendippendeckel rappelt — Eine Mütze, eine Pelzmütze — Ritzerote Rübenbrühe — Sieben schiefe Suppenschüsseln — Schmied's schwarz' Rock' schnappt — Die Weiber wollen weiße Wäsche waschen.

Verdrehte Wortstellung: Voriges Jahr im Handschuh verlor ich meinen Herbst — Es zürnt und brummt der kleine Zwerg.

Scherzhafte Wortveränderung: Fraule, geb' mir ein Stück Schlutteschlot (Butterbrot), ein Schlimmschlick (Herumstück) und ein halb Schlabschlick (Laibstück).

Geheimsprachen: B-Sprache, Erbesen-Sprache, Eidi-Sprache.

Reimereien auf einzelne Worte z. B.: Kirchhofsmauer, dein Vater ist ein Tabakskauer — Kommod', dem Teufel seine Großmutter ist deine Got' — Eisenbahn, in Großen-Buseck hält sie an — Eine Futtermahne voll Gras, der Teufel ist deine Bas.

10. Lustige Geschichten, Kinderpredigten, Kettenreime.

Scherzerzählungen: Es war einmal ein Mann — Ich will dir was erzählen — In dem Garten steht ein Baum — Es war einmal eine Kuh, ein Gaul und eine Geiß — Aus, draus läuft eine Maus — Die Gans hat Federn, Federn hat die Gans.

Lügenerzählungen: Es war einmal ein Spaß passiert — Der Esel hat Pantoffel an.

Stundenzählen: Um ein gehn wir auf die Gemein', um zwei — 1, 2, Polizei — Doktor Bär schickt mich her.

Zählgeschichten: Der Herr, der schickt den Jockel aus — Droben auf grüner Waldheid' — Ich wollt' mir ein Mädchen zum Weibe erwählen.

Kinderpredigten: Hier steh' ich auf der Kanzel — Ein Huhn und ein Hahn, die Predigt geht an.

Kettenreime: Troß, troß, trüll, der Bauer hat ein Füll' — Gestern bin ich betteln gangen, beim Bettlen hab' ich ein Kreuzer gekriegt.

Scherzhafte Grabschrift: Hier ruht in Gott Annemarie Zwiebelschlott.

11. Reime für die Feste und bestimmte Tage des Jahres.

Nikolaus und Weihnachten: Pelznikel Reckdibeck — Lieber, lieber Nikelsmann — Christkindchen, komm' in unser Haus.

Neujahrswunsch: Ich wünsch' zum neuen Jahr — Prost Neujahr, ein Bretzel wie ein Ofenrohr.

Dreikönigstag (Sternsingerlied).

Schlachten: Ich hab gehört, ihr hätt' geschlacht — Wißt ihr, wo ich wohne — Hackele, hackele Würst'.

Fastnacht: Fastnacht, die Pann' kracht — Ei du mein liebe Fasenacht — Howele, howele, lone, die Fasenacht ist an — Ho, ho, ho, die Fasenacht ist do.

Sommertag: Stri, stra, stro [O bumbalo], der Sommertag ist do — Strab aus, stech dem Winter die Augen aus — Sommer, Sommer, Maie, die Hinkel legen die Eier.

In der Karwoche: Tagrasseln.

Karsamstag: Judas, Judas wird verbrannt.

Ostern: Has, Has leg' mir ein Ei — Ich weiß, was ich weiß, das Hinkel ist der Has. — Bomm, bomm, bomm, der Has, der ist gesond.

Ostereierspiele (Kippen, Halesale machen).

1. April: Heute ist der erste April, da schick' ich meinen Narr hin, wo ich hin will.

Himmelfahrt, Pfingsten, Johannistag, Kirmeß (Küh' und Kälber treib' ich nicht, von der Kirmeß bleib' ich nicht) u. s. w. Beschreibung der Umzüge und Spiele der Kinder bei diesen Gelegenheiten.

Geburtstagsgebräuche: Heut wirst du an's Ofenbein gebunden.

Bei einer Hochzeit: Unter der Stiege, über der Stiege.

Was sagt man dem Kind, wenn es zum ersten Mal mit auf den Markt geht?

12. Abzählreime vor den Spielen.

Beispiele: 1, 2, Polizei — 1, 2, 3, hicke, hacke, hei — 1, 2, 3, 4, vor dem Goldschmied seiner Tür — 1—5, strick mir ein paar Strümpf — 1—6, hast du ein weißes Röcklein an — 1—7, Peter Paulus hat geschrieben — 1—8, der Metzger hat geschlacht — 1—9, das Schifflein fährt über den Rhein — 1—12, unter dem Gewölb — 1—13, gehe hin und hole Weizen — 1—20, wer geht mit nach Danzig — 3, 6, 9, du mußt sein — 6×6 ist 36 — A, be, bu, sein mußt du — A, B, C, die Katze lief in Schnee — Un, deux, trois, quatre, meine Mutter steht Gevatter — Ene, dene, dei — Ene demene, demino — Ene kadene, kadusmaneh — Anniche, Dänniche ging in Laden — Endle, Mendle, Sifsakfore — Endegewende dunkesunke — Abbelche, Bäbbelche, wiwaweg — Eckchen, Deckchen, Silberglöckchen — Ebche, Bebche, Ziegelda — Ibche, dippche, kikeriki — Ole, dole, dotz — One, done, Tintenblatt [Fingerhut] — Tenne, tenne, tuche — Stecke, Stecke, Stange — Mine, Mine, Minnche — Iche, biche, du mußt süche — Eise, peise, du mußt greise — O bo Schneck — Us, dus, Brot, ab — Eiche, Tanne, Buche — Apfel, Birnen, Zirkeltopf — Rummel dibuß — Zipper, Zapper, Läppche — Fuchs, Katz, Maus — Ich und du und Müllers Kuh — Der Hannes hat einen Garten gekauft — Hänschen kam gerannt — Rosa wollte Locken haben — Sonne, Sonne, Sonnenschein — Auf dem Berge Sinai — Eine kleine, dicke Madam — Eine kleine Eisenbahn — Eine kleine, weiße Bohne — Meine Dame, dicke Backe — Das Männchen geht nach Erlenbach — Es geht ein Männchen über die Brücke — Es ging ein Mann die Trepp' herauf — Es sitzt ein Männchen an der Weide — Pferdchen wollte Hufe haben — Wollen wir einen Gaul beschlagen — Der Schlosser wollt' ein Rad beschlagen — Es sitzt ein Adler auf dem Dach — Es lief eine Maus — Auf dem See schwamm ein Reh — Gestern bin ich betteln gangen — Um was wollen wir wetten? — In der bimbambolschen Kirche — Hinter der Kirche leit der Sand — Eins für mich, eins für dich — Hast du ein weißes Hemdchen an? — Hinter Mauern, hinter Hecken — Auf einem Gummi-, Gummiberg — Als sie an der Tafel saßen — Jäger, bind dein Hündchen an — Warum bist du fortgelaufen? u. s. w.

II. Kinderspiel.

1. Reigen und Tanzspiele.

Ringelreihen mit Niederfallen: Ringele, Ringele, Reihe [Rose, Rosekranz, Rosmarin, Hollerbusch, Eierkranz, Duderum] — Reihe, Reihe, Ränzel — Grase, Grase grüne — Rösche, Rösche rembembem;
mit Umkehren: Wir treten auf die Kette — Hell auf der Wiese — Ringel, Ringel, Reihe, hab dich an die Weire — Der Kirschbaum hat sein Laub verloren — Wir wollen Zaun binden;
mit Auflösen des Kreises und Haschen: Tille, tille, talerum, wer sitzt in diesem hohen Turm? — Domm, domm, Tellerlein, wer sitzt in diesem Kämmerlein? — Ding, Ding, Dalering, wer sitzt in diesem Käfig drin? — Drei Mann im Kessel — Wer sitzt in diesem neuen Thron? — Hier sitzt die Königstochter in — Es sitzt eine Jungfrau in der Kusch — Wir fahren auf dem weißen See — Ringele, ringele, Täubchen, wer sitzt in meinem Häuschen;
mit Wahl: Es regnet auf die Brücke — Tritt in den Kreis, du meine Rosa — Schöner blauer Fingerhut — Adam wollte sich erquicken — Gestern Abend ging ich aus unter eine Linde — Petersilie, Suppenkraut — Jammer, Jammer, hört mir zu — Trauer, Trauer, immer Trauer — Auf einem blauen Kirchhof — Wir wollen die weiße Frau mal fragen — Muß wandern, muß wandern — Hier ist Sand [Holz], da ist Sand [Holz] unter meinen Füßen — Kinder wollen ein Körbchen flechten — Schäfchen, Schäfchen, kniee nieder — Major, Major, ich höre gern;
mit Nachahmung: Adam [Jakob, Lina] hatte sieben Söhne — Adam und Eva essen nichts — Wollt ihr wissen, wie der Bauer — Wollt ihr wissen, wie's die alten Männer machen — Wisset ihr, wisset ihr, wie's die jungen Mädchen machen — Zwischen Köln und Paris, wo die neue Mode ist — Seht, ihr Herren und Damen, seht ihr meinen Fuß — Zeigt her eure Füße — Auf dem Berge, auf dem Berge stand ein Karussel — Ich bin kein Freund von Traurigkeit — Ich armer Mann, was fang' ich an — Nun ist sie, nun ist sie, die schöne Frühlingszeit;
mit Tanzschritt: Kohleräberchen, Kohleräberchen, das sind die schönsten Pflanzen — Es war eine Mutter, die hatte vier Kinder.

Lange Reihe: Ist die schwarze Köchin da?

Gegenüberstehende Reihen: Jetzt kommt die Tochter von Jenafi — Es kommt eine Mutter von Neuenfels — Es kommen drei Herren von Habich zu Hinne — Es kommen drei Weisen aus Engelland — Was wollen wir mit einem Pantoffel — Es kamen zwei Pantoffel her.

Mit Balladenstoffen: Mariechen saß auf einem Stein — Schneewittchen war ein schönes Kind — Dornröschen war ein schönes Kind — Gretchen saß im Schornstein — Hänschen saß am Fenster — Als die wunderschöne Anna auf dem Breitensteine saß — Ein Edelmann zog zum Tor hinaus — Es zog ein Pfalzgraf über den Rhein — Es ging ein Mädchen in die Stadt — In Polen steht ein Haus — Es fuhr ein Bauer in's Holz — Es war einmal ein Weib — Sag', Bauer, hast du Geld?

Unbekannt ist uns die Ausführung folgender Spiele: Wir haben eine Braut — Es ist uns eine verschwunden — Dort oben, dort unten, wo der Lindenbaum steht — Ringel, Ringel, Rosenkranz, Äpfelchen und ein

Zwiebelchen — Wir Schwaben, wir Schwaben, Juchheirassassa und Hoppsassa — Es kam ein Bauer aus Oberland — Wer sich in's Kloster will begeben.

2. **Torbilden, Durchkriechen u. ä.**

Brückenspiel: Wir wollen die Magdeburger Brücke bauen — Die Brück' ist zerbrochen — Schlupp, schlupp durch die goldne Brück';
Macht auf das Tor — Ich ging einmal nach Buzlabeh — Engelein, schläfst du noch? — Wo ist die Jungfrau? — Wo wohnt die Frau Königin [Frau Treppe]?

3. **Lauf-, Sprung- und Haschenspiele.**

Nachlaufen (Spielregeln, Rufe beim Spiel; wie heißt der Platz, wo nicht gefangen werden darf?) Der Fuchs geht herum — Was trappt denn so? Der Wolf geht herum — Ihr Lämmelein, ihr Lämmelein — Hier sitz' ich und strick' ich, wenn der Wolf kommt, so lauf ich — Wir möchten gern spazieren gehn — Es geht ein böses Ding herum — Freiwolf — Der schwarze Mann — Was tust du in meinem Weingarten — Häschen in der Grube — Wo seid ihr denn so lang geblieben, du mein ziegender Bock — Riraruttsch, wir fahren in der Kutsch — A: Was wilt du machen? B: Messerchen wetzen (Glucke und Habicht) — A: Kling, kling, kling. B: Wer ist draus? — Hasch, hasch — Schnaderadatt — Kartöffelcheswerfen.

4. **Hüpf- und Hinkspiele.**

Paradiesspiel (Hickelspiel, mit in den Sand gezeichneter Figur, Himmelches — Schnecke) — Hahnenkampf.

5. **Wurf-, Schlag- und Zielspiele.**

Ballspiele: Alle Studenten — Ich bin ein Student — 10, 20, 30, Du bist fleißig — Herr König, wer soll werfen — Aff, Bauer, Claus, Doktor, Esel — Ablaß, Einschnitt, Kernbock, Eierträger — Treibball — Reiterball — Käppches.

Spiele mit Marbeln (Glückern, Hippedern, Schießern), Knöpfen, Nüssen, z. B. Käutches, Brockmälches, Schuche, Zwicken, Anschlagen, Stäupen, Setzen, Neunkäutches, Heben.

Fangsteinchenspiel (Pitzen, Doppen), mit Beschreibung aller Touren.

Hickeldebickel. Werfen mit flachen Steinchen am Wasser (Namen).

6. **Kraftspiele und körperliche Übungen.**

Ringkampf, Reiterkampf, Fingerschlagen, Bockspringen, Stelzenlaufen, Schleifen auf dem Eis, Häubeln u. s. w. — Schübelrad — Kreiselspielen (Doppch): sind dabei besondere Zählungen für die Peitschenschläge üblich?

7. **Such- und Ratespiele.**

Blindekuh, laß dir's gelingen — Blindekuh, was suchest Du? — Guten Tag, Herr Pappeljener — Pümple, pümple Hollerstock, wieviel Hörner hat der Bock? — Hockeldihockeldi Hörnerbock — Hexe, hexe, dommedi, rat einmal

wieviel Finger stehn? — Binklebank, in welcher Hand? — Herr Amtmann, ich klag' was — Steinchen will verstecken sich — Es singen all' die Vögelein — Piff, paff Tintelecker, für wieviel Kreuzer wilt du? — Piffling, Piffling, such das Ding — Kloppe, kloppe, Stubentür — Teufel und Engel — Halber's — Hahnenschlagen.

8. Gesellschafts- und Pfänderspiele.

Der Paff ist nicht zu Hause — Vogel, flieg aus — Wie gefällt dir dein Nachbar? — Wo ist gut' Öl feil? — Kinderverkaufen — Lirum, larum, Löffelstiel — Es kommt ein Schneider [Kaufmann] aus Paris — Ich bin der Herr von Rechen, verbiete Lachen und Sprechen — Knipse, knapse, Knobeloch, wer lacht der kommt in's Ofenloch — Lach' mer net und grein' mer net und weis' mer dein weiße Zähnercher net — Gib mir eine Erbse — Der Taler, der muß wandern — Lieber Schlüssel, du mußt wandern — Tellerdrehen — In dem Garten steht ein Haus — Wir reisen nach Jerusalem — Wir sind zwei Musikanten — Spottschimbe, spottschambe (Nachahmung der Handwerke). Pfänderauslösen.

9. Spiele im Zimmer, am Tisch.

Fickmühle, Dambrett u. ä.

Striche machen und Zählen zu Versen: Der Kuckuck auf dem Baume saß — Hache, Hache, hiche, hache, nach der Geisel geht der Wagen.

Zeichnungen: Dippelche, Dippelche, Komma, Strich, rund herum: ein Affengesicht — Hobelbank: Das ist kurz, und das ist lang, und das ist eine Hobelbank.

Fingerspiele: Poppe, Poppenellche — Händespiele: Mäuschen, Mäuschen, Maus — Mäusi, Mäusi, komm' aus dein Häusi.

Würfel-, Kartenspiele; Nußspiel (wie heißen dabei die einzelnen Möglichkeiten?).

10. Aufführung größerer Zwiegespräche.

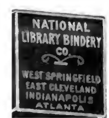
A: Modder, woas nedste? B: Em Vadder sein Kill; oder: A: Modder, geabt mer e Bodderschnett. B: Gî ean Keller ean hoil der â^n; oder Frau und Magd (Habt ihr eine Magd zu brauchen?).

Wir bitten, auch die Vierzeiler, die im Kindermund fortleben, mit Angaben über ihren Vortrag aufzuzeichnen, z. B.: Weißt du, wo's Kartoffeln gibt? Ei, in Busche Garten. Ei, wer hat denn das gesagt? Ei, meine Kameraden — Rûre Backe, schäbbe Knäi, Peter, wäi gefällt der däi? Ganz gout, hätt se nor en Schtrûhout! — Besenbinders Tochter und Lumpenlippse Sohn — Mein Vater ist König, und ich bin sein Sohn — Ach, Hannes, bleib' daheim, man weiß nicht, was es für Wetter gibt.

Organ unserer Vereinigung sind die „Hessischen Blätter für Volkskunde", die den Mitgliedern kostenlos zugesandt werden. Der Jahresbeitrag beträgt in Hessen mindestens 1,50 Mk., außerhalb Hessens im Reich mindestens 2 Mk. Die „Volkskundliche Zeitschriftenschau" erhalten nur die Mitglieder, die einen Mindestbeitrag von 3, bezw. 4 Mk. zahlen.






NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA

